Staatl. Bibliothek
Regensburg

H.H.Lit. 205 (
1,1

Die Literatur

des südlichen Europa's

von

J. C. L. Simonde Sismondi.

Deutsch herausgegeben

und mit Anmerkungen begleitet

von

Ludwig Hain.

In zwei Bänden.

Erster Band:

Die altfranzösische und italienische Literatur.

Leipzig und Altenburg:

F. A. Brockhaus.

1816.

Die Literatur

des südlichen Europa's

von

J. C. L. Simonde Sismondi.

Erster Band.

Die Literatur

des südlichen Europa's

von

J. C. L. Simonde de Sismondi.

Deutsch herausgegeben

und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

Ludwig Hain.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Leipzig und Altenburg:

F. A. Brockhaus

1815.

Die Literatur des südlichen Europa's.

Erstes Kapitel.

Einleitung; Verderbniß der lateinischen Sprache; Bildung der romanischen Sprachen.

Das Studium der fremden Literaturen ist nicht zu allen Zeiten von gleicher Wichtigkeit oder von gleichem Interesse. In dem Zeitraume, wo die noch jugendlichen Nationen von einem schöpferischen Geiste beseelt werden, der ihnen eine eigenthümliche Poesie und Literatur giebt, indem er sie zugleich für große Unternehmungen geschickt, großer Leidenschaften fähig und zu großen Opfern geneigt macht, ist keine fremde Literatur für sie vorhanden; jede Nation zieht aus ihrem eignen Schooße, was mit ihrer Natur am meisten im Einklange ist. Die Beredtsamkeit ist für ein solches Volk der Ausdruck seiner eignen Gefühle, die Poesie ist das Spiel seiner noch freien Einbildungskraft. Bei ihm schreibt man nicht, um zu schreiben; spricht man nicht, um zu sprechen; bedarf man, um einen tiefen Eindruck zu machen, keiner Regeln noch Vorbilder: sondern der Redner dringt bis in die Tiefe der Seele desjenigen, der ihn hört, weil alles, was er sagt, aus der Tiefe der seinigen kommt; der Priester erschüttert das Gewissen, erweckt wechselsweise Liebe oder Abscheu, weil er durchdrungen ist von der Wahrheit der Lehren, die er verkündigt; weil er den Gott schaut, den er predigt, und weil er nur dessen

Eingebungen wiederholt. Der Geschichtschreiber legt die Ereignisse der vergangnen Zeiten seinen Lesern vor Augen, weil er noch bewegt ist von den Leidenschaften, welche sie hervorriefen; weil der Ruhm seines Vaterlandes das erste Verlangen seines Herzens ist; weil er ihn aufbehalten will durch seine Schriften, wie er durch seinen Arm dazu beitrug, ihn zu erwerben; der epische Dichter verleiht längere Dauer diesen historischen Erinnerungen indem er sie in eine Sprache kleidet, die seiner innern Begeisterung angemeßner, die mit den Empfindungen, welche er beleben will, übereinstimmender ist; der lyrische Dichter überläßt sich der Entzückung, die er wirklich fühlt; der Tragiker selbst stellt das Gemälde vor Augen, das er in seiner Phantasie vollendet hat. Die Form, die Sprache sind für diese schaffenden Geister nur Mittel, die Gemüthsbewegungen populärer zu machen; jeder sucht in sich, jeder findet in sich den harmonischen Klang, der Alle Herzen ansprechen muß; jeder erschüttert den andern, indem er nur das aufsucht, was ihn selbst erschüttert; der Kunst bedarf es alsdann nicht, weil alles sich in der Natur und in dem Gefühl findet.

So war Griechenland in seinem Beginn, so waren vielleicht auch die europäischen Völker zur Zeit ihrer ersten Entwickelung im Mittelalter; so sind alle jene Völker, welche durch eigne Kraft aus der Barbarei hervortreten und in welchen der Geist der Nachahmung nicht die natürliche Kraftfülle erstickt hat. In jener Periode der Civilisation würde die Bekanntschaft mit fremden Sprachen, fremden Literaturen, fremden Regeln nur schädlich sein. Man muß sich hüten, diesen glühenden Geistern Muster darzubieten, die sie vielleicht in allem nachzuahmen sich bestreben würden, ehe sie noch im Stande wären, sie zu würdigen; man muß sie sich selbst überlassen. Das Gefühl geht bei ihnen dem Urtheil voraus und kann sie zum Größten führen; aber sie sind stets bereit es aufzugeben für die Kunst, die sie noch nicht kennen und die ihnen doch den Schein hat, als ob sie höherer Na-

tur wäre. Sie fodern mit Begierde Regeln, da doch sie es sind, deren Vorbild den künftigen Jahrhunderten zur Regel dienen soll. Je mehr der menschliche Geist innere Fülle hat, um so mehr ist er aufgelegt, sich Fesseln anzulegen; fast immer kehrt er seine Kraft gegen sich selbst, und der erste Gebrauch, den er von seinem Vermögen macht, besteht oft darin, sich zu vernichten. Der Fanatismus scheint die dieser Periode der menschlichen Gesellschaft eigenthümliche Krankheit zu sein. Die Gewaltsamkeit der politischen oder religiösen Einrichtungen, die sich in derselben gebildet haben, stehen in Verhältniß mit der Gewaltsamkeit der Charaktere, die sich darin entwickelt haben; und oft haben Nationen mit den tüchtigsten Fähigkeiten keinen Platz in der Geschichte der Welt oder der Wissenschaften eingenommen, weil sie alle ihre Energie aufgewandt, sich selbst zu zähmen. Man erblickt auffallende Beispiele von dieser Vernichtung des menschlichen Geistes in der politischen und vornemlich in der religiösen Geschichte der Menschen; die Literärgeschichte bietet deren auch einige dar. So geschah es, weil die Spartaner sich mit einer großen Charakterstärke, mit einer großen Heftigkeit der Leidenschaft ausgerüstet fühlten, weil sie die Kraft der Freiheit und Jugend in ihrer Fülle genossen, daß sie diese ganze Energie vorsätzlich anwandten, um sich selbst zu überwinden, und daß sie, nachdem sie andere höchst strenge Gesetzgebungen, wie der Creter oder Aegypter, kennen gelernt, das Werk der Politik erst für vollendet ansahen, als sie ihre Freiheit benutzt hatten, um sich alles freien Willens zu berauben. Daher auch wenden sich auf gleiche Weise in der Gluth einer neuen Bekehrung die religiösen Leidenschaften wider sich selbst, und die Mönchsorden legen sich um so mehr Strenge, um so mehr Büßungen auf, je mehr Ungestüm der Glaube und Eifer in der Seele der Mönche entwickelt haben. Daher endlich sieht man oft in jener Entzündung des Geistes, welche den Dichter macht, Jünglinge das Studium des Wahren und der Natur aufgeben, um sich allem willkürlichen Zwang einer

künstlichere Versification zu unterwerfen; man sieht sie zum Vergnügen wiederkehrende Worte, wiederkehrende Reime erfinden, die ihre Gedanken einzwängen, und ihren Gedichten lieber die Schwierigkeit zum Schmuck verleihn, der sie trotzen wollen, als die Gluth, die sie besitzen. In den drei Bahnen des Geistes, die man für so unähnlich halten möchte, der Politik, Religion, Poesie, sieht man auf einerlei Weise sich den Ungestüm des Charakters durch die Liebe für Mühe und Hindernisse offenbaren, und die Energie des Menschen sich wider sich selbst kehren.

Eine fremde Literatur ist oft von einer entstehenden Nation mit einem solchen Fanatismus der Bewunderung aufgenommen worden; der Geist Anderer ist so sehr für ein vollkommnes Muster aller Größe, aller Schönheit ausgegeben worden, daß jede freie Regung unterdrückt wurde, um einer knechtischen Nachahmung Raum zu geben, und daß jede nationale Entwickelung von neuer Beschaffenheit dem Verlangen aufgeopfert wurde, wieder ein mit dem Muster, das man bereits vor Augen hatte, übereinstimmendes Ganze hervorzubringen. So blieben die Römer in der Blüthe ihrer Schöpfungen stehn, um nur die Nebenbuhler der Griechen zu werden; so setzten die Araber ihrem Denken Gränzen, um den Aristoteles zu vergöttern; so berücksichtigten die Italiener im sechzehnten, die Franzosen im siebzehnten Jahrhundert nicht genug in ihrer Dichtkunst ihre Religion, ihre Sitten, ihren Charakter, und waren nur bedacht, die Alten zu copiren; so haben die Deutschen während eines Zeitraums, der nicht lange gewährt, und die Pohlen und Russen noch heutiges Tags, den ihnen eigenthümlichen Geist erstickt, um literarische Gesetze von Frankreich zu empfangen und sich eine Literatur aus Nachbildungen und Uebersetzungen zu schaffen.

Aber der Zeitraum, in welchem der menschliche Geist mit so viel Energie begabt ist, hat für keine Nation eine lange Dauer; das Nachdenken folgt bald diesem siedenden Aufbrausen; man erforscht sich selbst, man fodert sich Re-

chenschaft ab über die Wirkungen, die man hervorgebracht hat, man sieht selbstgefällig in sich den Enthusiasmus entstehn, der nicht gemacht ist, um neugierige Blicke zu ertragen; man entdeckt alle Regeln aller Schöpfungsarten in dem Maße, wie man die Kraft verliert sie zu befolgen; der Geist der Analyse erkältet die Einbildungskraft und das Herz, und läßt dem Genie keine Schwungkraft. Wir können uns nicht verheimlichen, daß wir seit langer Zeit zu dieser zweiten Priode gekommen sind; der Geist mißkennt sich selbst nicht mehr; sein Aufschwung ist vorausgesehn, seine Wirkungen sind berechnet; das Genie hat seine Schwingen und seine Gewalt verloren, und wir dürfen von unserm Zeitalter keines jener Werke erwarten, die man eingegebene nennen kann, wo das Genie, statt sich selbst Rechenschaft zu geben, seinem Ziele zustrebt, ohne Wirkungen zu berechnen, ohne sich Regeln aufzulegen, ohne einen andern Führer zu haben, als seine eigne Ueberlegenheit. Wir sind zu der Zeit der Analyse und Philosophie gekommen; alles ist Gegenstand der Beobachtung, bis auf die Art zu beobachten; alles ist Regeln unterworfen, bis auf die Kunst, dergleichen zu geben. Der Verstand hat dem Talent den Rang abgewonnen; dieses kann nicht von Kenntnissen getrennt gehn; man muß wissen um zu fühlen, wissen um zu denken, wissen um zu sprechen. Man muß immer sich selbst vergleichen, weil man unaufhörlich verglichen wird; man muß studiren was da ist, nicht nur um es nachzuahmen, sondern auch um zu bleiben, was man ist; denn da die Gewohnheit, die Erziehung, die halben Kenntnisse unserm Geiste schon eine gewisse Richtung gegeben haben, so werden wir um so sclavischer dieser allgemeinen Richtung folgen, je minder wir uns emporschwingen werden; und im Gegentheil werden wir um so mehr Originalität haben, je besser wir alles, was da ist, kennen werden. Das menschliche Genie kann sich nicht anders seinem edlen Ursprunge nähern und wieder werden, was es war vor dem Entstehen der Vorurtheile, als indem es sich

gnugsam über sie erhebt, um sie alle zu vergleichen und zu zergliedern.

Bei dem Studium seiner eignen Literatur stehn bleiben, hieße in einem Zustande einseitiger Kenntniß verbleiben. Diejenigen, die sie bildeten, trugen in sich eine Begeisterung, welche erloschen ist: sie haben in ihrem Herzen Regeln gefunden, von denen sie sich selbst nicht Rechenschaft gegeben; sie haben Meisterwerke hervorgebracht; aber man darf Meisterwerke und Muster nicht verwechseln, denn es giebt Muster nur für diejenigen, die sich auf das traurige Geschäft der Nachahmer beschränken wollen. Die Kritiker, die nach ihnen gekommen sind, haben in ihren Werken die ihrem Geiste, vielleicht dem Geiste der ganzen Nation eigne Richtung entdeckt; sie haben gezeigt, auf welchem Wege diese großen Männer die Wirkungen erreicht haben, die sie hervorgebracht, wie ein andrer Weg sie von ihrem Ziele abgelenkt hätte; welche Verhältnisse sie haben beobachten wollen, welche Verhältnisse sie achtungswerth gemacht haben in den Augen des Publicums, für das sie arbeiteten; sie haben uns unsere Vorurtheile kennen gelehrt, indem sie sie bestärkten. Diese Vorurtheile sind gültig: sie sind angenommen in der Ausübung von den größten Männern unserer Sprache: es liegt allein uns ob, sie nicht zu wesentlichen Regeln für den menschlichen Geist zu machen. Andere große Männer hat es in andern Sprachen gegeben; sie haben andern Literaturen Glanz verliehn; sie haben auch die Seele mächtig gerührt und alle Wirkungen hervorgebracht, die wir gewohnt sind, von der Beredsamkeit und Dichtkunst zu erwarten. Wir wollen ihre Art und Weise studiren, sie beurtheilen, nicht nach unsern, sondern nach den Regeln, denen sie gefolgt sind; wir wollen unterscheiden lernen den menschlichen Geist von dem nationalen Geist, und uns hoch genug erheben, um die Regeln zu unterscheiden, welche aus dem Wesen der Schönheit fließen und allen Sprachen gemein sind, von den Regeln, welche man in großen Beispielen erfaßt,

welche die Gewohnheit geheiligt, welche der Geist gerechtfertigt hat, welche die Umstände aufrechterhalten; welche aber dennoch bei andern Völkern andern Regeln haben weichen können, die auf andern Umständen und andern Gewohnheiten beruhen, durch andre Beispiele bestätigt und durch eine andere nicht minder geistreiche Analyse gerechtfertigt werden.

Wir glauben daher, daß man sowohl Nutzen als Interesse dabei finden wird, die neue für uns ausländische Literatur zu mustern, ihren ersten Ursprung bei den verschiedenen Nationen Europa's, den Geist, der sie belebt, und die verschiednen Meisterwerke, welche sie hervorgebracht hat, zu untersuchen. Allerdings bedürfte es, um einen solchen Cursus vollständig zu machen, eines Umfangs von Kenntnissen und besonders einer Fertigkeit in den Sprachen, worauf ich weit entfernt bin Anspruch zu machen. Ich verstehe keine einzige von den morgenländischen Sprachen; und doch hat gerade die arabische im Mittelalter der Literatur Europa's einen durchaus neuen Anstoß gegeben und die Richtung des menschlichen Geistes verändert. Ich verstehe keine einzige von den slavischen Sprachen und doch rühmen sich die Polen und Russen literarischer Schätze, wovon ich meine Leser nur auf fremdes Zeugniß kürzlich werde unterhalten können. Von den teutonischen Sprachen verstehe ich nur englisch und deutsch, und die Literatur der Holländer, Dänen und Schweden kann mir nur auf eine umflorte Weise, mittelst deutscher Uebersetzungen, zugänglich sein. Die Sprachen aber, von denen ich eine summarische Auskunft geben kann, sind diejenigen, in welchen die größte Anzahl von Meisterwerken vorhanden ist, diejenigen zu gleicher Zeit, deren Geist der originellste und neuste ist, und die Bahn, welche ich mir zurückzulegen vornehme, ist noch hinlänglich ausgedehnt.

Ich werde die neuere Literatur in zwei Abtheilungen theilen, welche den Gegenstand zu einem zwiefachen Cursus bil-

den werden, der eine über die romanischen, der andere über die teutonischen Sprachen. In dem ersten werde ich, nachdem ich einen Blick auf die glänzende Periode der arabischen Literatur geworfen, nach und nach die mittäglichen Völker mustern, die ihre Dichtkunst in der Schule der Morgenländer bildeten, und zunächst die Provençalen, die Erstgebornen Europa's für die romantische Dichtkunst. Ich werde suchen, meine Leser mit ihren Troubadouren, die so berühmt und so wenig gekannt sind, vertraut zu machen, und zu zeigen, was die Dichtkunst aller neuern Nationen diesen ersten Meistern verdankt. Bei dieser Gelegenheit werde ich auch von den Trouveren sprechen, Dichtern der nördlich von der Loire gelegnen Länder, denen Europa die Fabelbücher, die Ritterromane und die ersten dramatischen Vorstellungen zu danken hat: aus ihrer Sprache, dem Romanisch-wallonischen, oder der Sprache von Oïl ist in der Folge das Französische entstanden. Nach diesen todten, wiewohl neuern Sprachen werde ich Rechenschaft geben von der italienischen Literatur, derjenigen unter den südlichen Sprachen, welche den größten Einfluß auf die andern gehabt hat. Ich werde sie von ihrem ersten Ursprung gegen die Zeit Dante's aufnehmen und bis auf unsere Tage fortführen. Ich werde auf dieselbe Art das Spanische in seiner ganzen Dauer verfolgen: seine ersten Denkmähler sind um mehr als ein Jahrhundert älter als die ersten italienischen Poesien. Indeß bemühten unter der Regierung Carls V. die Castilianer sich, die großen Muster nachzuahmen, die sie in Italien kennen gelernt hatten; und wir müssen die Nationen nicht nach dem Alter ihrer ersten Versuche ordnen, sondern nach dem Einflusse, den die Cultur der einen auf die Cultur der andern ausgeübt hat: endlich werden wir unsern Cursus beschließen mit der portugiesischen Literatur, welche die meisten meiner Leser gewiß nur aus Camoens Meisterwerke kennen, welche aber nicht dahin gekommen war, einen so großen Mann hervorzubringen, ohne ihn mit ausgezeichne-

ten Dichtern und Geschichtschreibern, würdig seinen Hof zu bilden, zu umgeben.

Meine Absicht ist, auf dieselbe Art in einem zweiten Cursus die englische und deutsche Literatur zu mustern, und einige Umrisse von der Literatur sowohl der andern teutonischen Nationen, als auch der von den Slaven entsprungnen Völker, der Polen und Russen, zu geben.

Bei einem so weitläuftigen und die Kräfte eines Menschen so sehr übersteigenden Plane werde ich nicht darauf Anspruch machen, nur nach eigner Ansicht zu sprechen. Ich werde angelegentlich die Untersuchungen und Arbeiten der Literatoren und Kritiker benutzen; ich werde selbst mehr als einmal genöthigt sein, von ihnen Urtheile über Werke zu entlehnen, die ich nicht gelesen habe, und die ich nur anzeigen werde. *)

---

*) Ich kenne nur zwei Werke, welche die Geschichte des ganzen Theiles der Literatur umfassen, von dem ich in diesem Cursus sprechen werde; das erste, dessen Plan noch viel weitläuftiger ist, ist von Andres, einem spanischen Jesuiten und Professor zu Mantua: Dell' Origine e de' Progressi d'ogni Letteratura, 5 Vol. in 4. Parma, 1782. Er entwirft die Geschichte aller menschlichen Wissenschaften in allen Sprachen und auf der ganzen Erde; und mit einer umfassenden Gelehrsamkeit entwickelt er philosophisch den allgemeinen Gang des menschlichen Geistes; aber da er nie Beispiele giebt, nicht den eigenthümlichen Geschmack jeder einzelnen Nation analysirt, da seine flüchtigen Urtheile fast nie motivirt sind, so läßt er keine einzige deutliche Idee von den Schriftstellern und den Werken zurück, deren Namen er zusammengebracht hat, und setzt nie seine Leser in den Stand, selbst zu urtheilen. Weit mehr praktische Belehrung ist aus dem Werke von Bouterweck, Professor zu Göttingen, zu ziehen, welcher die Geschichte der eigentlichen Literatur des neuern Europa unternommen hat, (Friedrich Bouterweck, Geschichte der schönen Wissenschaften, 8 Bände. 1801 — 1810.). Er hat bis jetzt nur die Geschichte der Literatur Italiens, Spaniens, Portugals, Frankreichs und Englands geschrieben: aber er hat es mit einem Umfang von Gelehrsamkeit und mit einer Redlichkeit, seinen Lesern dadurch

Aber da ich mir vorgenommen habe, die Meisterwerke der fremden Sprachen weit mehr kennen zu lehren, als sie nach willkürlichen Regeln zu beurtheilen, oder die Geschichte ihrer Verfasser zu geben, so bin ich jedesmal zu den Originalen zurückgegangen, wo ich sie habe erlangen können und ihr Ruf sie einer Analyse werth machte; und ich werde hier öfter Auszüge und Uebersetzungen des Schönsten, was ich in den südlichen Sprachen habe sammeln können, mittheilen, als die stets verdächtigen Urtheile eines Critikers.

Die Sprachen, welche die Völker des südlichen Europa's von der äußersten Spitze Portugals bis zur äußersten Spitze Calabriens oder Siciliens sprechen, und welche nützlich zu werden, gethan, welche den deutschen Gelehrten eigen zu sein scheinen: von allen kritischen Werken ist dieses dasjenige, von dem ich den meisten Gebrauch gemacht und aus dem ich die meisten Angaben und Kenntnisse entlehnt habe. Für die besondre Geschichte jeder Sprache habe ich reichere Quellen gehabt. Millot (Histoire littéraire des Troubadours) ist mein hauptsächlichster Führer für die provençalische Literatur; Tiraboschi, und in den drei ersten Bänden seines trefflichen Werks Ginguené, für die italienische; Nicolas Antonio, Velasquez, mit den Commentaren von Dieze, und Diego Barbosa, für die spanische und portugiesische; Aug. Wilh. Schlegel endlich, für die dramatische Literatur aller dieser Nationen. Ich erkenne hier im Allgemeinen meine Verbindlichkeit gegen alle diese Critiker an, weil ich in einem nothwendig flüchtigen Werke, welches abgefaßt wurde, um mündlich vorgetragen zu werden, oft ihre Untersuchungen, zuweilen selbst ihre Gedanken benutzt habe, ohne sie zu nennen. Hätte ich, wie in einer Geschichte, für jedes Factum und für jede Meinung meine Autoritäten anführen wollen, so hätte ich fast bei jeder Zeile meine Anmerkungen vervielfältigen, und auf eine ermüdende Weise die Lectüre oder die Aufmerksamkeit hinhalten müssen. Bei der literarischen Critik würde es eine sehr lächerliche Foderung sein, nie wiederholen zu wollen, was gesagt worden ist, und eine sehr eitle Ziererei, sich anzustrengen, um in jedem Gedanken zu sondern, was uns gehört, von dem was wir einem andern verdanken.

man mit der allgemeinen Benennung romanische Sprachen bezeichnet, sind alle aus der Vermischung des Lateinischen mit dem Teutonischen, und der zu Römern gewordnen Völker mit den barbarischen Völkern, welche das römische Reich umstürzten, entstanden. Nebenumstände mehr als eine Verschiedenheit in den Menschenracen haben die ganze Verschiedenheit zwischen dem Portugiesischen, Spanischen, Provençalen, Französischen und Italienischen hervorgebracht. In jeder dieser Sprachen ist das Wesen lateinisch, die Form oft barbarisch; eine große Menge von Wörtern ist durch die Eroberer in die Sprache gebracht worden, aber der bei weitem größte Theil gehörte dem besiegten Volke an. Die Grammatik allein scheint die Folge gegenseitiger Einräumungen zu sein, zusammengesetzter als bei den rein teutonischen Nationen, einfacher als bei den Griechen und Römern, hat sie in keiner der südlichen Sprachen die Beugungsfälle in den Nominibus beibehalten; aber indem sie unter den verschiednen Endungen des lateinischen Worts wählte, hat sie das neue Wort im Italienischen mit dem Nominativ, im Spanischen mit dem Accusativ, im Französischen mit einer Zusammenziehung gebildet, die sich von beiden entfernt. *) Diese erste Verschiedenheit giebt der Sprache eine allgemeine Farbe, hindert aber nicht, daß man nicht durchaus einen gemeinschaftlichen Ursprung wahrnimmt. An den Ufern der Donau sprechen die Wallachen und Bulgaren auch eine Sprache, die man für eine Tochter des Lateinischen erkennt, und

---

*) Diese Regel muß besonders vom Plural verstanden werden. Hier sind einige Beispiele von diesen Zusammenziehungen:

Oculi, lat.; occhi, ital.; ojos, spanisch; olhos, portug.; huelhs, provenc.; yeux (oeils), französisch.

Coeli, lat.; cieli, ital.; cielos, spanisch, ceos, portug.; ceus, provenc.; cieux, französisch.

Gaudium, lat.; godimento, gioja, ital.; gozo, spanisch; gozo, portug.; gaug, provenc.; joie, französisch.

die wegen ihrer zahlreichen Beziehungen mit dem Italienischen leicht wird zu erlernen; aber von beiden Elementen, woraus sie besteht, ist das eine dasselbe, das Lateinische; das andere ist ganz neu, es ist das Slavonische statt des Deutschen.

Die teutonischen Sprachen selbst sind nicht durchaus frei von dieser frühen Mischung; so ward das Englische, das ursprünglich ein verdorbner deutscher Dialekt ist einer Seits mit dem Bretagnischen oder Gälischen vermischt, andrer Seits mit dem Franzósischen, das ihm einige Analogien mit den romanischen Sprachen gegeben hat. Es trägt in seinem Ursprung den Stempel einer grösern Rohheit als das Deutsche; seine Grammatik ist einfacher, und man möchte sagen, barbarischer, wenn nicht die spätere Umbildung, welche diese Sprache empfangen, aus dieser Barbarei selbst neue Schönheiten gezogen hätte. Das Deutsche endlich ist nicht so geblieben, wie es von den Völkern gesprochen wurde, welche das römische Reich überschwemmten; es scheint einen Theil der lateinischen Syntaxis eine Zeitlang geborgt und nachher wieder verloren zu haben. In der Zeit, wo das Studium der Wissenschaften sich mit dem Christenthum im Norden zu verbreiten anfing, versuchten die Deutschen ihren Nominibus eine für jeden Casus verschiedne Endung zu geben, wie man im Lateinischen that: ihre Sprache ward wohlklingender, sie nahm zur Bildung ihrer Wörter mehr Vokale auf; aber diese, dem Geiste des Volks, welches sie sprechen sollte, ohne Zweifel widerstrebenden Modificationen wurden in der Folge aufgegeben, und das Deutsche hat sich aufs neue von dem Lateinischen entfernt.

Also von einem Ende Europa's zum andern brachte das Zusammentreffen zweier ungeheuern Nationen, die Vermischung zweier Grundsprachen, alle Mundarten untereinander, um daraus neue zu bilden. Ein langer Zeitraum verfloß, während dessen, wie man fast behaupten könnte, die europäischen Völker keine Sprache hatten. Vom

fünften bis zum zehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vermischten sich unaufhörlich verschiedne und stets neue Racen, ohne sich zu verschmelzen; jedes Dorf, jedes Gehöft umfaßte einen teutonischen Eroberer, einige seiner barbarischen Soldaten, und einige Vasallen, Ueberreste des besiegten Volks. Ihre Verhältnisse unter einander waren einer Seits Verachtung, anderer Seits Haß; nie Zutrauen oder Hingebung. Unbekannt die einen wie die andern mit jedem Grundsatz der allgemeinen Grammatik, dachten sie nicht daran, die Sprache ihrer Feinde zu studiren; sie gewöhnten sich nur, gegenseitig das Kauderwelsch zu verstehen, in welchem sie einander zu begegnen suchten. So sehen wir noch heutiges Tags gemeine Leute, wenn sie in ein fremdes Land versetzt werden, sich mit denen, mit welchen sie zu thun haben, eine conventionelle Mundart bilden, die weder ihnen noch ihren Wirthen angehört, die aber beide verstehen, und die beide abhält, die Sprache des einen oder des andern zu erreichen. So haben in den Sclavenkerkern Afrika's und Constantinopels die Christensclaven aus allen Theilen von Europa, vermischt mit den Mauren, weder die Sprache der Mauren erlernt, noch diese die ihrige gelehrt; sondern sie begegnen sich mit ihnen in einem barbarischen Kauderwelsch, das man frankische Sprache nennt; es besteht aus den für das gemeine Leben nothwendigsten romanischen Wörtern, entblößt von den Endungen, welche die Tempora und Casus bilden, und ohne Syntax mit einander verbunden. So verstanden sich in den Colonien von Amerika die Pflanzer mit den Negern in der Creolensprache, welche ebenfalls das dem Fassungsvermögen eines rohen Volks angepaßte Französische ist, indem man es alles dessen beraubte, was ihm Genauigkeit, Kraft oder Geschmeidigkeit giebt. Der Mangel an Ideen, eine Folge der allgemeinen Unwissenheit, ließ die Versuchung nicht zu, die Anzahl der Wörter, woraus dieses Kauderwelsch bestand, zu vermehren; der Mangel an Verbindung zwischen dem

einen Dorfe mit dem andern raubte ihm jede Uebereinstimmung; die fortwährenden Revolutionen, welche neue barbarische Völker an die Stelle der ersten führten, und welche durch neue germanische Dialekte diejenigen ersetzten, mit welchen die mittäglichen Völker vertraut zu werden angefangen hatten, verstatteten der Sprache nicht, irgend eine Art von Festigkeit zu erlangen; endlich ward diese unförmliche Mundart, die mit jedem Canton, mit jedem Volkshaufen, die von Jahr zu Jahr wechselte, und der allein der Eigensinn der Barbaren oder der Zufall zur Regel diente, nicht einmal von der kleinen Anzahl derer geschrieben, welche schreiben konnten; sie ward verachtet als die Sprache der Unwissenheit und Barbarei von allen denen, die sie hätten bilden können, und die Gabe des Worts, die den Menschen verliehen worden, damit sie ihre Ideen durch Mittheilung erweitern und aufklären sollen, vermehrte zwischen ihnen die Scheidewände, und war ihnen eine Quelle der Verwirrung.

Während der fünf Jahrhunderte, welche dem Ursprunge der neuern Sprachen vorhergingen und ihn vorbereiteten, konnte Europa keine Literatur haben. Bei barbarischen Völkern, wo sehr Wenige das Talent zu schreiben oder zu lesen hatten, wo selbst die Schreibmaterialien fehlten, — denn das Pergament war von einem ungeheuern Preise, der Papyrus Aegyptens kam seit der Eroberung der Araber nicht mehr nach Europa, und das Papier war noch nicht erfunden oder ward noch nicht durch den Handel nach dem Abendlande gebracht; — hätten die Traditionen allein das Andenken an die vergangenen Ereignisse aufbewahren müssen, und um sie dem Gedächtnisse einzuprägen, hätte man ihnen gern die metrische Form gegeben: dies ist vielleicht einmal der Ursprung der Versification gewesen; und die Poesie war anfangs nur eine Stütze des Gedächtnisses. Aber bei den südlichen Völkern war das Sprachgemisch, das sich kaum gebildet hatte, in einen zu engen Bezirk eingeschlossen; es

war zu oft veränderlich, als daß man versucht hätte, ihm etwas anzuvertrauen von dem, was für ein anderes Menschengeschlecht bestimmt war. Es war höchstens tauglich, um Befehle zu geben und zu empfangen, um eine rohe Verbindung zwischen dem Sieger und Besiegten zu gewähren; aber wenn man nach einigen Jahren oder in einiger Entfernung von seinem Wohnplatze verstanden sein wollte, bemühte man sich, seine Gedanken ins Lateinische zu übertragen, das man jedoch nur mit Mühe handhabte. Alle unförmlichen Chroniken, in welche man von Zeit zu Zeit das Andenken an einige Ereignisse aufzeichnete, waren lateinisch; alle Heirathes-, Kauf-, Leih-, Tauschcontracte waren in derselben Sprache oder vielmehr in dem barbarischen Sprachgemisch, das die Notarien für lateinisch hielten, und das eben so weit von der gesprochnen als von der geschriebnen Sprache entfernt war. Der übermäßige Preis des Pergaments, worauf man schreiben mußte, bewog sie, die Ränder der alten Bücher dieser unförmlichen Contracte vollzuschreiben, oft auch, die Charaktere auszukratzen, die uns vielleicht die erhabensten Werke Griechenlands und Roms überliefert hätten, um an ihre Stelle Privatverträge oder abgeschmackte Legenden zu setzen.

Während jener fünf Jahrhunderte indeß hat sich von Zeit zu Zeit in allen romanischen Ländern, aber besonders in Frankreich und Italien ein geistreicher Geschichtschreiber erhoben, dessen Schreibart Lebendigkeit hat, und dessen Gemählde beseelt sind; ein scharfsinniger Philosoph, der durch die Feinheit seiner Ansichten mehr als durch die Richtigkeit seiner Raisonnements in Erstaunen setzt; ein gelehrter Theolog, selbst ein Dichter. Die Namen Paul Warnefried, Liutprand, Alcuin, Eginhard sind noch heute allgemein geachtet; aber alle schrieben lateinisch: alle hatten durch die Macht ihres Geistes und glücklicher Umstände die Schönheit der Muster kennen gelernt, welche das Alterthum hinterlassen; sie hatten sich mit dem Geiste eines andern Zeit-

alters durchdrungen, sie hatten dessen Sprache angenommen, sie zeigen uns nicht ihre Zeitgenossen, man kann nicht an ihrer Schreibart die Zeit erkennen, in welcher sie gelebt haben, sondern nur das mehrere oder mindere Studium und Glück, womit sie die Sprache und die Gedanken der vergangenen Zeiten nachgeahmt haben; auch gehören sie nicht der neuern Literatur an; sie sind die letzten Denkmäler der alten Civilisation, die Letzten eines großen Geschlechts, das nach einer langen Entartung endlich in ihnen erlosch.

Als nationeller sind die Volksgesänge zu betrachten, die, in welcher Sprache sie auch abgefaßt wurden, recht eigentlich ihrem Zeitalter und nicht dem Alterthum angehörten. Einige dieser Gesänge, welche der Zufall aufbehalten hat, sind durchaus der Beachtung würdig; weit weniger wegen ihres poetischen Werths, als wegen des Lichts, das sie auf die seltsame Zerstörung aller Volkssprache werfen; sie sind in barbarischem Latein; man findet keine in den Mundarten, die bald als neue Sprachen ihren Platz einnehmen sollten; diese Mundarten wären nicht von einer Stadt zur andern verstanden worden; und der Dichter, um auf das Volk zu wirken, nahm lieber zu einer Sprache seine Zuflucht, die alle Welt unvollkommen verstand, als daß er seine alltägliche Sprache anwandte, die kaum in dem nächsten Dorfe verstanden worden wäre. Es ist nicht seltsam, daß die zu dieser Zeit verfaßten Kirchenlieder lateinisch waren, es war die gottesdienstliche Sprache; daß die dichterischen Versuche der Gelehrten lateinisch waren, es war die gelehrte Sprache: aber die Wahl des Lateinischen für Soldatenlieder beweiset die Unmöglichkeit, worin man sich befand, irgend eine andere Sprache zu gebrauchen.

Eins dieser Lieder ward im J. 871 in Italien von den Soldaten Kaiser Ludwigs II. abgefaßt, um sich einander anzufeuern, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Dieser Monarch, der in dem mittäglichen Italien gegen die Sarazenen Krieg geführt hatte, war bald seinem Wirthe, Adel-

gise, Herzog von Benevent, lästiger geworden, als die Feinde, die er zu bekämpfen kam. Adelgise, der die Erpressungen und den Uebermuth des Heeres, das er in seine Mauern aufgenommen, nicht länger ertragen konnte, faßte den verwegnen Entschluß, den Kaiser am 15ten Juni 871 in seinem Pallaste zu verhaften. Er hielt ihn fast drei Monate lang gefangen; aber die kaiserlichen Soldaten, welche durch ganz Italien zerstreut waren, befeuerten sich zur Rache durch den Gesang, den wir anführen wollen; sie rückten gegen das Herzogthum Benevent an und bewogen Adelgise, seinen Gefangenen in Freiheit zu setzen. Dieses Gedicht ist in langen Versen von funfzehn oder sechzehn Sylben, ohne ein bemerkbares Maaß der Quantität, aber mit einer Cäsur in der Mitte; sie sind drei und drei an einander gereiht, und in einem dergestalt barbarischen Latein, daß sie als Beispiel für alle grammatikalischen Fehler dienen könnten. Hier ist eine Uebersetzung davon:

O vernehmt an allen Enden mit Entsetzen und mit Schmerz,
Welcher Frevel ward begangen in der Stadt von Benevent;
Ludewig, den heilgen frommen Kaiser, nahmen sie in Haft.
Benevents Bewohner hielten mit einander einen Rath;
Adalfieri sprach, und alle riefen sie dem Fürsten zu:
Lassen wir ihn lebend von uns, sicher dann verderben wir.
Einen großen Zorn gerichtet hat er gegen dieses Land,
Hat uns unser Reich genommen, hat für gar nichts uns geacht';
Viele Schmach uns zugefüget; recht ists also, daß er stirbt.
Und den heiligen, den frommen rissen sie aus seinem Schloß;
Adalfieri aber selber führt ihn bis zum Richtersaal;
Er schien dessen sich zu freuen, wie der Pein ein Märtyrer.
Ausging Sado und Saducto, foderten des Reiches Recht;
Und er selbst, der heilig fromme, hub zu sprechen also an:
Wie zu einem Mörder seid ihr kommen her mit Keul' und Schwerdt.
War doch eine Zeit vormalen, wo ich Gutes euch gethan;
Aber wider mich jetzunder habt ihr einen Rath gefaßt;
Nicht doch weiß ich, aus was Ursach, daß ihr mich ermorden wollt.
Um das Volk der wilden Heiden zu vertilgen kam ich her,

Kam aus Liebe zu der Kirche und zu Gottes Heiligen,
Kam das theure Blut zu rächen, das die Erd' einst hat genetzt
Jener listige Versucher hat den freveln Schluß gefaßt,
Und aufs Haupt gesetzt des Reiches Kron' und zu dem Volk gesagt:
Sehet hier, wir sind der Kaiser, euch beherrschen können wir.
Hoch erfreut im Herzen war er dessen, was er ausgeführt;
Doch geplagt wird er vom Teufel, der ihn warf zur Erden hin;
Viele Menschenhaufen strömten, um das Wunder anzusehn.
Jesus Christus, der Erlöser, sprach das Urtheil im Gericht;
Und das viele Volk der Heiden rückte nach Calabrien,
Les sie gingen auf Salerno, nahmen in Besitz die Stadt.
Schwören wollen wir bei Gottes heiligen Reliquien,
Für des Reiches Schutz zu fechten, und ein andres aufzubaun*):

---

*) Hier ist der Text dieses barbarischen Gesanges, dessen Sinn allenthalben enträthselt zu haben ich nicht sicher bin:

Audite omnes fines terre errore cum tristitia,
Quale scelus fuit factum Benevento civitas,
Lhuduicum comprenderunt, sancto pio Augusto.
Beneventani se adunarunt ad unum Consilium,
Adalferio loquebatur et dicebant Principi:
Si nos eum vivum dimittemus, certe nos peribimus.
Celus magnum praeparavit in istam provintiam,
Regnum nostrum nobis tollit, nos habet pro nihilum,
Plures mala nobis fecit, rectum est, ut moriad.
Deposuerunt sancto pio de suo palatio;
Adalferio illum ducebat usque ad Pretorium,
Ille vero gaude visum tanquam ad martyrium,
Exierunt Sado et Saducto, invocabant imperio;
Et ipse sancte pius incipiebat dicere:
Tanquam ad latronem veniftis cum gladiis et fustibus.
Fuit jam namque tempus vos allevavit in omnibus,
Modo vero surrexistis adversus me concilium,
Nescio pro quid causam vultis me occidere.
Generacio crudelis veni interficere,
Eclesie que sanctis Dei venio diligere,
Sanguine veni vindicare quod super terram fusus est.
Kalidus ille temtator, ratum adque nomine
Coronam Imperii sibi in caput ponet et dicebat Populo:
Ecce sumus Imperator, possum vobis regere.
Leto animo habebat de illo quo fecerat;

Man bewahrt noch einen andern, gleichfalls militäri-schen, aber fast um ein Jahrhundert spätern Gesang auf. Er wurde geschrieben gegen das Jahr 924, um von den mo-denesischen Soldaten gesungen zu werden, als sie ihre Mau-ern gegen die Ungarn bewachten. Das Latein desselben ist viel grammatikalischer, und der Ausdruck correcter. Man sieht auch, daß er das Werk eines Mannes ist, der das Al-terthum kannte; indeß nähert er sich mehr der neuern Poesie, welche bald anheben sollte. Die zwölfsylbigen Verse sind, durch eine Cäsur nach der fünften Sylbe, in zwei ungleiche Hälften getheilt: sie sind alle gereimt, oder vielmehr asso-nirend, wie in der spanischen Poesie; das heißt, der Reim ist nur in den Vocalen, und reicht fast durch das ganze Stück. Es lautet also:

O der mit Waffen diese Mauern du bewahrst,
Nicht sink' in Schlaf, ermahn' ich, sondern stets sei wach,
So lang' als Wächter noch in Troja Hector war,
Siegt' ihm nicht ob das arggesinnte Griechenland.
Als aber in dem ersten Schlummer Troja lag,
Schloß auf die falschen Riegel Sinon mit Verrath;
Hinunter stieg an Seilen die verborgne Schaar,
Brach in die Stadt und setzte Pergamus in Brand.
Wachsames Rufes hat die weißbeschwingte Gans
Die Gallier von der Burg des Romulus verjagt,
Für welche Tugend silbern sie gebildet ward,
Und eine Göttin von den Römern anerkannt.
Auf denn! wir beten Christi hohe Gottheit an;
Ihm bringen unser helles Jubellied wir dar.
Vertrauend stehn wir unter seines Schutzes Macht;
Laßt wachend uns denn jauchzen diesen Freudensang:

A demonio vexatur, ad terram ceciderat,
Exierunt multae turmae videre mirabilia.
Magnus Dominus Iesus Christus judicavit judicium;
Multa gens paganorum exit in Calabria,
Super Salerno pervenerunt, possidere civitas.
Juratum est ad Sancte Dei reliquie
Ipse regnum defendendum, et alium requirere.

O Christus, Himmelskönig, Schutz des Weltenalls,
Mit deiner Obhut schirme diese Lagerstatt,
Sei du ein Wall den Deinen unerschütterlich,
Sei unsern Feinden du ein Gegner fürchterlich!
Nicht kann Gewalt uns irgend schaden, wenn du wachst,
Der in die Flucht du alle Kriegeswaffen bannst;
Umgürte du, o Christus, diesen unsern Wall,
Vertheid'ge ihn mit deines Speeres Allgewalt.
Maria, heil'ge Mutter Christi, lichter Strahl,
Das schaff' uns mit Johannes, die du Gott gebarst;
Wir beten hier ja seine heil'gen Pfänder an,
Und ihm geweiht zum Eigenthum ist diese Stadt,
Durch dessen Führung obsiegt unsre Recht' im Kampf,
Und ohne den nichts unser Wurfgeschoß vermag.
O tapfre Jugend! herrlich kriegerische Kraft!
Laßt denn erschallen um die Mauern euern Sang;
Und unter Waffen stehe wechselweis die Wacht,
Daß nicht die Mauern Feindestrug erstürmen mag.
Nachfolgend geb' Echo zurück: Wolauf, seid wach!
Wolauf! ruf' um die Mauern Echo rings, seid wach! *)

---

*) O tu qui servas armis ista moenia,
Noli dormire, moneo sed vigila!
Dum Hector vigil extitit in Troia
Non eam cepit fraudulenta Graecia.
Prima quiete dormiente Troia
Laxavit Sinon fallax clauſtra perfida:
Per funem lapsa occultata agmina
Invadunt urbem et incendunt Pergama.
Vigili voce avis anser candida
Fugavit Gallos ex arce Romulea,
Pro qua virtute facta est argentea,
Et a Romanis adorata ut Dea.
Nos adoremus celsa Christi numina,
Illi canora demus nostra jubila;
Illius magna fisi sub custodia;
Haec vigilantes jubilemus carmina.
Divina mundi Rex Christe custodia!
Sub tua serva haec castra vigilia,
Tu murus tuis sis inexpugnabilis
Sis inimicis hostis tu terribilis:
Te vigilante nulla nocet fortia,

Diesen Volksliedern fehlt weder Beredsamkeit, noch eine gewisse Poesie; sie haben viel mehr Leben und Bewegung als die Gedichte, welche die Gelehrten jener Zeit nach dem Muster der Alten zu verfertigen sich bemühten. Aber der literarische Zustand einer Nation ist sehr armselig, wenn sie genöthigt ist, selbst für ihre Volkslieder zu einer fremden Sprache Zuflucht zu nehmen.

Zu derselben Zeit und unter denselben Völkern erhielt sich, es ist wahr, noch eine andere Poesie, die Poesie der Sieger. Die Völker des Nordens, die ihre eigne Sprache hatten, die sicher waren, von ihren Zeitgenossen verstanden zu werden, und die auf eine Nachwelt rechneten, welche ihr Andenken ehren würde, hatten Traditionen, wenn sie keine geschriebene Poesie hatten. Die wichtigsten Lehrsätze ihrer Religion, die glänzendsten Thatsachen aus ihrer Geschichte gaben den Stoff ab zu Gesängen, welche sie sich von Mund zu Mund überlieferten; diese Gesänge unterhielten zu gleicher Zeit die Liebe zum Ruhm, den Enthusiasmus für große Thaten, und jene Lebhaftigkeit der Phantasie, jenen Wunderglauben, welche die ganze Nation poetisch stimmten, welche

---

Qui cuncta fugas procul arma bellica.
Cinge haec noſtra tu Chriſte munimina
Defendens ea tua forti lancea.
Sancta Maria mater Chriſti ſplendida,
Haec cum Johanne Theotocos impetra,
Quorum hic ſancta veneramus pignora,
Et quibus iſta ſunt ſacrata moenia,
Quo duce victrix eſt in bello dextera
Et ſine ipſo nihil valent jacula.
Fortis juventus, virtus audax bellica.
Veſtra per muros audiantur carmina:
Et ſit in armis alterna vigilia,
Ne fraus hoſtilis haec invadat moenia;
Reſultet echo comes: eja vigila,
Per mures eja! dicat echo vigila!

den Helden die Pflicht auflegten, Abentheuer zu suchen, und welche den Rittergeist vorbereiteten, der sich später entwickelte. Man trifft oft in der Geschichte auf Spuren jener Gesänge, welche die Völker des Nordens, als einen Theil ihres Erbtheils, in die von ihnen eroberten Länder mitgebracht hatten. Indeß vergaßen die Sieger bald unter ihren Vasallen die Sprache ihrer Väter, die kein regelmäßiger Unterricht aufrecht erhielt; und nach zwei oder drei Generationen verloren sich diese vaterländischen Gesänge im Süden und wurden nur noch im Norden aufbehalten. Karl der Große, den Ruhm seines Stammes beachtend, ließ auf Eginhards Bericht diese für seine Vorfahren so glorreichen Gesänge sammeln; Ludwig der Fromme, sein Sohn, suchte dagegen sie in Vergessenheit zu versenken. In unsern Tagen haben die Deutschen ein großes episches Gedicht wieder aufgefunden, dessen Ursprung sie bis zur Zeit der ersten Eroberung des römischen Reichs durch die Barbaren hinaufführen zu können glauben: das Lied der Nibelungen. Der Schauplatz desselben ist an dem Hofe des Hunnenkönigs Attila gegen das Jahr 430 oder 440. Der Gegenstand ist der Untergang des Volks der Burgunder, die in dem Heere dieses Monarchen dienten und die Opfer der Rachsucht einer seiner Frauen wurden. Diese, selbst eine Burgunderin, brachte dies Unheil über ihr Volk, um die Ermordung ihres ersten Gemals zu rächen, der lange zuvor von ihren Brüdern getödtet worden war. Unter den Helden dieses epischen Gedichts sieht man auftreten Dietrich von Bern oder den großen Theodorich, den Stifter des ostgothischen Reichs in Italien; Siegfried, der einer von den Vorfahren der fränkischen Könige des ersten Stammes zu sein scheint; einen Markgrafen Rüdiger, einen Vorfahren des östreichischen Hauses; kurz die Häupter aller jener Familien von Eroberern, welche das römische Reich umstürzten. Die Ereignisse in diesem Gedichte sind historisch; sie sind mit einer Wahrheit, einer Kenntniß der Sitten an dem Hofe Attila's erzählt, daß man

ſie nicht in einer viel ſpätern Zeit zum erſtenmale niedergeſchrieben haben kann. Das Lied der Nibelungen iſt wahrſcheinlich vorhanden geweſen unter der Generation, welche auf Attila folgte; vielleicht iſt es eins von denen geweſen, welche Karl der Große zu erhalten ſich angelegen ſein ließ; aber unglücklicher Weiſe haben wir es nicht in ſeiner alten und urſprünglichen Geſtalt. Umgearbeitet zu mehrernmalen, um es den Veränderungen der Sprache nachzurücken, und um der Eitelkeit der neuen Familien durch Einſchaltungen zu ſchmeicheln, bekam es die Geſtalt, in der wir es heutiges Tags haben, erſt gegen das Ende des zwölften oder den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; wir werden darauf zurück kommen, wenn wir von der deutſchen Literatur ſprechen werden.

Wann die deutſche Sprache in den ſüdlichen Ländern von den Siegern aufgegeben wurde, iſt ſchwer auf eine beſtimmte Zeit anzugeben. Man behielt ſie wahrſcheinlich an dem Hofe der Fürſten und in den Volksverſammlungen noch lange nachher bei, als ſchon die Lehnsträger, zerſtreut in ihren Schlöſſern und genöthigt, ſich mit ihren Bauern zu verſtehn, den Gebrauch derſelben aufgegeben hatten. So zeigen die Namen und Zunamen der Lombardenkönige im ſiebenten und achten Jahrhundert, und ſelbſt der Herzoge von Benevent im neunten, von einer Kenntniß der deutſchen Sprache, welche ſich wenigſtens am Hofe erhielt, während die Geſetze und alle Urkunden derſelben Regenten lateiniſch geſchrieben ſind und die übliche Sprache des Volks ſchon ein romaniſches Kauderwelſch war. Die Geſetze der Weſtgothen Spaniens und die Einmiſchung deutſcher Wörter in den lateiniſchen Text führen auf dieſelbe Bemerkung. Karl der Große und ſein ganzer Hof ſprachen deutſch, während das Romaniſche ſchon die Sprache des Volks im ganzen mittäglichen Frankreich war. Wenn je die abſcheuliche Anarchie auf St. Domingo einer regelmäßigen Regierung

Platz macht, wenn diesen Negern, die jetzt nur bewaffnet sind, um sich einander zu Grunde zu richten, eine Nachkommenschaft folgt, welche Ausbildung und Wissenschaften erlangt; dann wird die Geschichte der heutigen Creolensprache dieselbe Dunkelheit, dieselben Widersprüche zeigen, die uns im Ursprunge der romanischen Sprache aufstoßen. Man sieht ebenfalls auf St. Domingo die jaloffische, die mandingische und die andern Sprachen Afrika's von den Siegern, deren Mutterspachen sie waren, aufgegeben, das Creolische allgemein gebraucht, ohne daß es je geschrieben wird, und das Französische allen Urkunden der Regierung, ihren Bekanntmachungen und Zeitungen vorbehalten.

So hatten die Einfälle der Barbaren, das Elend der Völker, die Sclaverei, die Bürgerkriege und alle Leiden, welche die Gesellschaft heimsuchen können, die lateinische Sprache zerstört, und die deutsche verderbt. Die fruchtbarsten Länder waren, nachdem sie alle ihre Bewohner hatten niedermetzeln gesehen, die Freistätte der Wölfe und wilden Schweine geworden; die Flüsse waren ausgetreten und verwandelten die Ebnen in Moräste; die Wälder, die sich von den Hochgebirgen ausbreiteten, bedeckten alle Hügel; einige Menschen von verschiednen Stämmen, umirrend in diesen weiten Wüsten, einander fürchtend, fliehend oder nur um einander zu bekämpfen sich nähernd, hatten nicht eine gemeinschaftliche Mundart aufbehalten können. Als die Barbaren, ihre Herrschaft befestigend, das Land, das sie erobert hatten, als ein Vaterland zu betrachten anfingen; als sie die Gränzen desselben schirmten und den Boden anbauten, erhob sich die Ordnung wieder, und mit ihr die Bevölkerung. Nach einigen Generationen füllte sie die weite Leere aus, welche Tyrannei, Krieg, Pest und Hunger gelassen hatten. Die Morgenröthe einer neuen Wohlfahrt erschien mit der Regierung Karls des Großen und seiner Nachfolger. Diese Wohlfahrt wurde zwar gestört durch den Einfall neuer Barbaren,

der Normänner, Sarazenen und Ungarn; aber trotz ihrer Verwüstungen gewannen die Bewohner des Landes neue Kräfte; sie verbanden sich wieder, um sich zu vertheidigen; sie umgaben ihre Städte, ihre Flecken, ihre Schlösser mit Mauern; sie versprachen sich gegenseitigen Beistand; und da sie täglichen Verkehr mit einander hatten, waren sie genöthigt, die Sprache zu vervollkommnen. Damals, wahrscheinlich im zehnten Jahrhunderte, entstanden eigentlich die Sprachen, welche sich heutiges Tags in das mittägliche Europa theilen. Während man in dem vorhergehenden Zeitraume nur zwei Muttersprachen und das unförmliche Product ihrer Vermischung wahrnehmen kann, trennten von jetzt an sich die Dialekte, sie bildeten sich vor den Sprachen selbst, denen sie angehörten; jeder Bezirk, jede Stadt, fast jedes Dorf hatte eine eigenthümliche Mundart, welche die Bewohner rein zu sprechen und unvermischt zu erhalten sich bemühten. In den Ländern, wo es Dialekte giebt, sind diese Mundarten noch stark charakterisirt: der Lombarde von Mailand spricht nicht wie der Lombarde von Pavia oder von Lodi, und er wird augenblicklich von einem geübten Ohre erkannt; selbst in Toscana, wo die Sprache so rein ist, kann die Mundart von Florenz, von Pisa, von Siena und von Lucca nicht verwechselt werden. In Spanien, abgesehen von dem Catalonischen und Gallicischen, welches zwei besondere Sprachen sind, wird das Aragonische leicht von dem Castilischen und wiederum dieses von dem Andalusischen unterschieden. In den Ländern, welche ihre Mundart selbst mit dem Namen romanische Sprache bezeichnen, waren sonst dieselben Unterschiede sehr bemerklich zwischen den verschiedenen Mundarten von Savoyen und der Schweiz; aber nachdem diese alte Sprache von allen Unterrichteten für das Französische war aufgegeben worden, haben die häufig aus einem Lande in das andere hinübergehenden Tagelöhner die Dialekte vermischt und sie um ihre alte örtliche Eigenthümlichkeit gebracht.

Sonst hielt der Corporations- und Gesellschaftsgeist, die Folge langer Schwäche und des dringenden Bedürfnisses, sich zu verbünden, um neuen Bedrückungen zu widerstehen, jede Familie in dem Dorfe oder der Stadt, wo sie geboren war, jeden Einzelnen in seiner Familie zurück. Die Landleute selbst arbeiteten bewaffnet am Tage in den Feldern und verschlossen sich Abends in ihre Flecken mit ihren Mitbürgern; sie vermieden es fast, mit den benachbarten Colonisten, die sie als Feinde betrachteten, zu sprechen; sie verbanden sich nie mit ihnen durch Heirathen; sie sahen jede Reise zu ihnen als gefährlich an; und wirklich würde, da die mindeste Privatbeleidigung einen Krieg zu entzünden vermochte, derjenige, den eine Heirath, ein entlegenes Besitzthum, in das benachbarte Dorf, das feindlich geworden, geführt hätte, nicht haben vermeiden können, das Opfer einer unvorhergesehenen Streitigkeit zu werden, die ihn nicht anging. So erneuerten sich mehrere Generationen hindurch die Stämme durch stete Heirathen derselben Familien unter sich; und wiewohl ursprünglich die Bewohner desselben Dorfs vielleicht Abkömmlinge der Römer, Griechen, Hetrusker, Gothen, Lombarden, Ungarn, Slaven und Alanen waren; so hatten doch diese von den äußersten Enden der Erde zusammengekommenen Individuen im Laufe der Zeit sich so gut in eine einzige Familie verschmelzt, daß sie alles als fremd betrachteten, was zwei Stunden von ihnen geboren worden, und daß sie sich von den Bewohnen des ganzen übrigen Landes durch ihre Meinungen, ihre Sitten, ihre Kleidung und ihre Sprache unterschieden. Dieser Corporationsgeist ist es ohne Zweifel, der am meisten dazu gewirkt hat, eine seltsame Erscheinung auf der Gränze der beiden Muttersprachen hervorzubringen. Der Uebergang der deutschen Sprache zur romanischen ist so abgeschnitten, als wären beide Völker mehrere hundert Meilen von einander entfernt: ein Ort versteht den benachbarten nicht; und es giebt einige, wie Freiburg und Morat in der Schweiz, wo

die beiden Stämme, da sie sich zufällig vereinigt hatten, sich nie vermischt und Jahrhunderte lang dieselbe Stadt bewohnt haben, ohne je aus einem Viertel in das andere zu kommen, und ohne sich gegenseitig verstehn zu können.

Einige Städte, einige Provinzen indeß, die unter dem Schutze einer festern und bessern Regierung standen, kamen vor andern dahin, den Umkreis, den die Bewohner als ihre Heimath anfahen, zu erweitern; sie vergaßen ein rein örtliches Interesse über dem Interesse des Staats; sie entsagten der Mundart jedes Fleckens für einen von allen Mitgliedern der Gemeinde verstandnen Dialekt; und so bildeten sich die ersten cultivirten Sprachen des neuen Europa's. Die Regierung Bozon's, des Stifters des Reichs von Arles (877 — 887), war dieser glückliche Zeitpunkt für das Provençale, das so allen Sprachen Europa's voranging. Die Herzoge von der Normandie, Rollo's Nachfolger, im zehnten und eilften Jahrhunderte, scheinen ebenso die Entstehung des Französischen oder Romanisch-Wallonischen begünstigt zu haben. Die Regierung des großen Ferdinands und die Heldenthaten des Cid im eilften Jahrhunderte gaben auf gleiche Weise, indem sie den Nationalenthusiasmus erregten, der castilianischen Sprache einen Mittelpunkt, und brachten die Dialekte jedes Dorfs über der Sprache des Hofes und Heers in Vergessenheit. Heinrich, der Stifter der portugiesischen Monarchie, und sein Sohn Alphons erlangten seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts denselben Vortheil in Portugal durch ihre reißenden Eroberungen. Die Entstehung des Italienischen wird als später erkannt, obgleich sie vorbereitet war durch die weise und glückliche Staatsverwaltung der Herzoge von Benevent. Erst an dem Hofe der Könige von Sicilien im zwölften Jahrhunderte ward, was früher ei-

ne Mundart war, eine unter Regeln gebrachte Sprache *).

*) Indem wir die Entstehung jeder Sprache unter die erste Regierung setzen, wo jede Nation Festigkeit zu gewinnen schien, können wir die romanischen Sprachen in folgende Ordnung stellen:

Provençalisch, am Hofe Bozon's, Königs von Arles 877 — 887;
Die Sprache von Oïl, von Oui, romanisch-wallonisch oder französisch am Hofe Wilhelms Longue-Epée, des Sohns Rollo's, Herzogs von der Normandie . . 917 — 943;
Castilianisch, unter der Regierung Ferdinands des Großen . . . 1037 — 1065;
Portugiesisch, unter Heinrich, dem Stifter der Monarchie . . . 1095 — 1112;
Italienisch, unter Roger I., König von Sicilien 1129 — 1154;

Zweites Kapitel.

Literatur der Araber.

Der Westen war ganz in Barbarei versunken; Bevölkerung und Reichthum waren verschwunden; die in geringer Anzahl in den weiten Landschaften zerstreuten Einwohner hatten vollauf zu thun, um zu kämpfen gegen die stets sich erneuernden Plagen, die Einfälle der Barbaren, die innern Kriege und die Lehnstyrannei; sie hatten Noth, ihr stets vom Hunger oder vom Schwerdte bedrohtes Leben zu retten; und in diesem fortwährenden Zustande von Gewaltthätigkeit oder Furcht blieb ihnen nicht Muße für die Genüsse des Geistes. Die Beredsamkeit, da sie kein Ziel mehr hatte, war unmöglich, die Poesie unbekannt, die Philosophie als eine Empörung gegen die Religion untersagt; die Sprache selbst war zerstört; barbarische und provinciale Dialekte waren an die Stelle jener schönen lateinischen Sprache getreten, welche lange das Band der abendländischen Völker gebildet, und welche ihnen so viel Schätze des Verstandes und Geschmacks aufbewahrte. Aber in demselben Zeitpunkte bearbeitete, nunmehr befestigt in seiner Herrschaft, ein neues Volk seiner Seits die Literatur, das durch seine Eroberungen und seinen Fanatismus mehr als irgend ein andres beigetragen hatte, die Cultur der Wissenschaften und Gelehrsamkeit zu zerstören. Der Araber, Herr eines großen Theils des Orients,

des Landes der alten Magier und der Chaldäer, von wo aus die ersten Kenntnisse über die Erde waren verbreitet worden; des fruchtbaren Aegyptens, das lange die menschlichen Kenntnisse gehegt; des lachenden Kleinasiens, wo die Dichtkunst, der Geschmack und alle schönen Künste sich entwickelt hatten; des glühenden Afrika's, des Vaterlandes der ungestümen Beredsamkeit und des feinsten Scharfsinns; der Araber schien die Vorzüge aller Länder, die ihm unterworfen waren, zu vereinigen. Er hatte durch die Waffen alle Erfolge erlangt, welche den ungemessensten Ehrgeiz sättigen konnten; die äußersten Enden des Orients wie Afrika's waren der Herrschaft der Khalifen unterworfen; unermeßlicher Reichthum war die Frucht ihrer Eroberungen gewesen; ein unbegränzter Luxus hatte sich bei den vormals rohen und wilden, aber seit sie über die glücklichsten Länder der Welt, über die Länder, wo zu allen Zeiten die Weichlichkeit am meisten ihre Macht ausgeübt hatte, herrschten wollüstig gewordnen Arabern entwikkelt. Mit allen Genüssen, welche die menschliche von überschwenglichen Reichthümern angeregte Industrie gewähren kann; mit allen Genüssen, welche den Sinnen schmeicheln und das Leben berauschen können, wollten die Araber alle Vergnügungen des Geistes, die Blüthe aller Künste, aller Wissenschaften, aller menschlichen Kenntnisse, den Luxus des Verstandes und der Einbildungskraft verbinden. In dieser neuen Laufbahn waren ihre Eroberungen nicht minder reissend, als sie es mit den Waffen gewesen; das Reich, welches sie hier gründeten, war nicht minder ungeheuer; es erhob sich mit einer nicht minder bewundernswürdigen Schnelligkeit zu einer nicht minder gigantischen Größe, aber es war allerdings auf nicht festern Grundlagen erbaut und es bestand nicht länger.

Mohammeds Flucht von Mekka nach Medina, welche man die Hegira genannt hat, fällt auf das Jahr 622 unsrer Zeitrechnung; die angebliche Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek durch Amru, den Feldherrn des Khalifen

Omar, fällt auf das Jahr 641; das ist der Zeitpunkt der tiefsten Barbarei der Sarazenen; und dieses Ereigniß, wie zweifelhaft es auch sein mag, hat das traurigste Andenken ihrer Verachtung gegen die Wissenschaften zurückgelassen. Ein Jahrhundert war kaum verflossen seit dem Zeitpunkte, in welchen man diese barbarische Handlung setzt, und die leidenschaftliche Liebe für die Künste, die Wissenschaften und die Poesie bestieg im J. 750 den Thron der Khalifen mit der Familie der Abbassiden. In der griechischen Literatur war die Zeit des Perikles durch fast acht Jahrhunderte stufenweiser Cultur seit dem trojanischen Kriege (von 1209 vor Chr. bis 431) vorbereitet worden. In der lateinischen war das Jahrhundert Augusts auch das achte seit der Gründung Roms. In der französischen ist das Jahrhundert Ludwigs XIV. das zwölfte seit Klodwig; aber in dem reißenden Wachsthum der Araber ist das Zeitalter Al Mamun's, des Vaters der Wissenschaften, des Augusts von Bagdad, nicht hundert und funfzig Jahre von dem ersten Ursprunge der Monarchie entfernt.

Die ganze Literatur der Araber hat Spuren dieses reißenden Wachsthums an sich getragen; und die Literatur des neuern Europa's, gebildet in der Schule der Araber und bereichert durch sie, läßt noch oft alte Merkmale einer zu schnellen Entwickelung, eines ersten Geistesrausches, der die Einbildungskraft und den Geschmack der morgenländischen Völker irre geführt hatte, durchblicken.

Nur einen leichten Umriß der arabischen Literatur bin ich Willens hier vorzulegen, um ihren Geist kennen zu lehren und den Einfluß fühlbar zu machen, den sie auf die Völker Europa's gehabt; auch um begreiflich zu machen, auf welche Weise der morgenländische Styl, den von ihr die Spanier und die Provençalen entlehnten, sich in alle romanische Sprachen verbreitet hat. Könnten wir freilich tiefer in die arabische Literatur eindringen, könnten wir vor den Augen der Leser jene glänzenden Dichtungen entfalten, die

aus Asien ein Land der Feerei machten; könnten wir sie die Reize dieser begeisterten Poesie kosten lassen, die, indem sie die ungestümsten Leidenschaften ausdrückte, die geistreichsten und kühnsten Bilder zu ihrer Sprache machte, und die Seele auf eine Weise erschütterte, welche unsere zurückhaltendern Dichter nicht mehr kennen; wir würden in einem so neuen und so abweichenden Geschmacke volle Entschädigung finden für die Mängel, die uns auffallen möchten; aber wir können uns nur schmeicheln, von dem Eindrucke der Schönheiten einer fremden Sprache so viel hinübergehen zu lassen in die Seele eines Andern, als wir selbst davon empfunden haben; man muß gerührt sein, um zu rühren, und nach eignem Gefühle urtheilen, um einiges Vertrauen einzuflößen. Ich verstehe kein Arabisch, ich verstehe keine einzige orientalische Sprache, und auf Auszüge noch mehr als auf Uebersetzungen muß ich mich heute beschränken.

Ali, der vierte Khalif nach Mohammed, war der erste in dem arabischen Reiche, der den schönen Künsten einigen Schutz bewilligte; sein Nebenbuhler und Nachfolger Moaviah, der erste der Ommiaden (661 — 681), war ihnen noch günstiger; er berief die in den Wissenschaften ausgezeichnetsten Männer an seinen Hof; er umgab sich mit Dichtern; und da er seiner Herrschaft schon mehrere griechische Inseln und Provinzen unterworfen hatte, begannen unter ihm die Wissenschaften der Griechen ihren ersten Einfluß auf die Araber auszuüben.

Nach dem Verlöschen der Dynastie der Ommiaden waren die abbassidischen Fürsten den Wissenschaften noch gewogener. Al-Manzor oder Monsur, der zweite derselben (754 — 775), berief einen griechischen Arzt, Namens Georg Baktischwah, zu sich, welcher zuerst den Arabern Uebersetzungen der gelehrten griechischen Werke über die Medicin gab. Baktischwah oder Bocht Jesu war ein Abkömmling der im griechischen Reiche wegen ihrer Anhänglichkeit an die Lehren der Nestorianer verfolgten Christen, welche Sicher-

heit und Frieden bei den Persern gesucht und hier in der Provinz Gondisapor eine schon im siebenten Jahrhundert berühmte medicinische Schule gestiftet hatten. Nestorius, von 429 bis 431 Patriarch von Constantinopel, welcher, nach der Meinung der Orthodoxen, in Christus zwei Personen als zwei Naturen zu sehr trennte, hatte einen Verfolgungseifer offenbart, dessen Opfer er selbst bald ward: Tausende von Nestorianern, seine Schüler, waren nach den Concilien von Ephesus und Chalcedon mit Feuer und Schwerdt vertilgt worden; ihrer Seits ließen sie in Persien gegen das Jahr 500 sieben bis achttausend ihrer orthodoxen oder monophysitischen Gegner niedermetzeln; aber nach dieser ersten Wiedervergeltung widmeten sie sich den Wissenschaften mit mehr Eifer und zugleich mit mehr Menschenliebe, als die andern christlichen Kirchen, und erhielten in der syrischen Sprache die griechische Gelehrsamkeit zu einer Zeit, wo der Aberglaube sie in dem morgenländischen Reiche vertilgte. Aus ihrer Schule von Gondisapor sind eine Menge gelehrter Nestorianer und Juden hervorgegangen, die, indem sie durch ihre Kunde in der Medicin Ansehn gewannen, den Morgenländern das ganze reiche Erbe der griechischen Kenntnisse überlieferten.

Der berühmte Harun-al-Raschid, der von 786 bis 809 regierte, setzte seinen Ruhm in den Schutz, den er den Wissenschaften verlieh; und der Geschichtschreiber Elmacin versichert, daß er nie eine Reise unternahm, ohne wenigstens hundert Gelehrte in seinem Gefolge bei sich zu haben. Die arabische Nation verdankt ihm die schnellen Fortschritte, die sie in den Künsten und Wissenschaften machte, weil Harun es sich als Gesetz auferlegte, nie eine Moschee zu erbauen, ohne eine Schule damit zu verbinden; seine Nachfolger ahmten ihm nach, und in kurzer Zeit wurden die in der Hauptstadt bearbeiteten Wissenschaften bis in die entferntesten Theile des Reichs der Chalifen verbreitet. Allenthalben, wo die Gläubigen sich versammelten, um Gott zu

verehren, fanden sie in seinem Tempel Gelegenheit ihm auf die edelste Weise zu huldigen, die dem Geschöpfe verstattet ist: durch Ausbildung der Fähigkeiten, welche der Schöpfer ihm eingeflanzt hat. Uebrigens war Harun-al-Raschid hinreichend erhaben über den Fanatismus, welcher vorher seine Sekte beseelte, um die in einer andern Religion erworbenen Kenntnisse nicht zu verachten. Das Oberhaupt seiner Schulen und der oberste Vorsteher der Studien in seinem Reiche war ein Nestorianischer Christ von Damas, Namens Johann Ebn Messua.

Aber der wahre Beschützer, der Vater der arabischen Gelehrsamkeit war Al-Mamun (Mohammed-Aben-Amer), der siebente abbassidische Khalif, ein Sohn Harun-al-Raschid's. Schon bei seines Vaters Leben und während seiner Reise nach Khorasan wählte er zu seiner Begleitung die durch ihre Kenntnisse berühmtesten Männer unter den Griechen, Persern und Chaldäern. Als er Oberherr geworden, (813-833) machte er Bagdad zum Mittelpunkt aller Literatur; Studien, Bücher, Gelehrte waren fast der einzige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Wissenschaftliche Männer wurden seine Lieblinge; seine Minister waren nur mit den Fortschritten der Literatur beschäftigt, und man hätte sagen mögen, der Thron der Khalifen sei für die Musen errichtet worden. Er berief aus allen Theilen der Welt alle Gelehrte an seinen Hof, deren Dasein er entdeckte; er hielt sie an demselben zurück durch Belohnungen, Ehrenbezeigungen, Auszeichnungen aller Art; er brachte aus den unterworfenen Provinzen, aus Syrien, Armenien, Aegypten, alle Bücher zusammen, die man auffinden konnte: dies war der köstlichste Tribut, den dieser Monarch foderte; und alle Statthalter der Provinzen, alle Verwaltungsbeamte waren beauftragt vor allen Dingen die literarischen Schätze der eroberten Länder zu sammeln, um sie am Fuße des Throns niederzulegen. Man sah hunderte von Cameelen, einzig mit Papieren und Büchern belastet, in Bagdad einziehn; und alle,

die man für geeignet hielt, zur allgemeinen Belehrung beizutragen, wurden sogleich ins arabische übersetzt, um sie Jedem zugänglich zu machen. Lehrer, Kunstrichter, Uebersetzer und Erklärer von Büchern bildeten Al-Mamuns Hof, der mehr eine gelehrte Akademie als der Mittelpunkt der Regierung eines kriegerischen Reichs zu sein schien. Als dieser Khalif dem griechischen Kaiser, Michael dem Stotterer, als Sieger den Frieden vorschrieb, foderte er von ihm als Tribut eine Sammlung griechischer Bücher. Die Wissenschaften wurden vor allem begünstigt von diesem Khalifen; die speculative Philosophie konnte sich an den höchsten Untersuchungen üben, trotz der eifersüchtigen Engherzigkeit einiger fanatischer Muselmänner, welche Al-Mamun anklagten, daß er dadurch den Islamismus erschüttere. Die Medicin zählte unter seiner Regierung mehrere ihrer berühmtesten Doctoren; die Rechtswissenschaft war ihn von dem berühmten Kossa gelehrt worden, und da sie in den Augen der Moslemin von allen Wissenschaften die heiligste ist, so war sie diejenige, der seine Unterthanen sich mit dem meisten Eifer hingaben, während Al-Mamun von seinem Geschmack an der Mathematik beherrscht wurde, die er mit glänzendem Erfolge studirte. Er unternahm das große Werk, die Erde zu vermessen, und er ließ es auf seine Kosten durch seine Mathematiker ausführen. Die Elemente der Astronomie von Alfragan (Fargani), und die astronomischen Tafeln von Al-Merwasi waren die Arbeit zweier seiner Hofleute. Derselbe Al-Mamun, nicht minder großmüthig als kenntnißreich, rief aus, als er einem seiner Verwandten verzieh, der sich des Throns zu bemächtigen gegen ihn aufgestanden war: „O wenn man wüßte, welche Freude es mir macht, zu vergeben, alle, die mich beleidigt haben, würden kommen, mir ihre Vergehen zu bekennen!“

Der Nation Fortschritte in den Wissenschaften waren dem Eifer ihres Oberhaupts angemessen; allenthalben, in allen Städten, sah man Schulen, Collegien und Akade-

mien entstehen; von allen Orten sah man Gelehrte ausgehn. Bagdad war die Hauptstadt der Wissenschaften wie der Khalifen; aber Bassora und Cufa erreichten fast diese Stadt an Berühmtheit und brachten nicht minder ausgezeichnete Werke in Prose und herrliche Gedichte hervor. Balkh, Ispahan und Samarcand waren gleichfalls Sammelplätze der Gelehrsamkeit. Derselbe Eifer war von den Arabern fern von den Gränzen Asiens verbreitet worden. Der Jude Benjamin von Tudela erzählt in seinem Reisebuche, daß er in Alexandria mehr als zwanzig Schulen für den Unterricht in der Philosophie gefunden. Cairo enthielt ebenfalls eine große Anzahl von Collegien, und das in der Vorstadt Bezuaila befindliche war so fest gebaut, daß es einer Armee bei einem Aufstande zur Citadelle diente. In den Städten Fez und Marocco hatte man ebenfalls den Studien die prächtigsten Gebäude gewidmet; man unterhielt sie durch die weisesten und wohlthätigsten Einrichtungen. Die reichhaltigen Bibliotheken von Fez und Laraco haben Europa eine große Menge köstlicher Bücher erhalten, die außerdem allenthalben verschwunden waren. Aber Spanien vorzüglich war der Sitz der arabischen Wissenschaften, hier strahlten sie im lebhaftesten Glanze, und hier machten sie die schnellsten Fortschritte. Cordova, Grenada, Sevilla und alle Städte der Halbinsel wetteiferten mit einander in der Herrlichkeit ihrer Schulen, ihrer Collegien, ihrer Akademien und ihrer Bibliotheken. Die Akademie von Grenada hatte den von den Arabern so gefeierten Shemseddin von Murcia zum Vorsteher. Metuahel-al-Allah, der zu Grenada im zwölften Jahrhundert regierte, besaß eine prächtige Bibliothek; und man bewahrt im Escurial eine große Menge für seinen Gebrauch abgeschriebener Handschriften. Alhaken, der Stifter der Akademie von Cordova, gab der Bibliothek dieser Stadt sechshundert Bände. In den verschiedenen Städten Spaniens waren siebzig Bibliotheken dem Publicum geöffnet, gerade zu der Zeit, wo das ganze übrige Europa, ohne Bü-

cher, ohne Gelehrsamkeit, ohne Cultur, in die schimpflichste Unwissenheit versunken war. Die Zahl der arabischen Schriftsteller, welche Spanien hervorbrachte, war so außerordentlich groß, daß mehrere arabische Bibliographen gelehrte Abhandlungen über die in einer einzigen Stadt wie Sevilla, Valencia und Cordova gebornen Schriftsteller, oder über diejenigen Schriftsteller unter den Spaniern abfaßten, die sich einer einzelnen Wissenschaft, wie der Philosophie, Medicin, Mathematik und besonders der Poesie, gewidmet hatten. So war in dem weiten Umfange der arabischen Herrschaft, in den drei Welttheilen, das Aufblühen der Wissenschaften den Fortschritten der Waffen gefolgt, und die Literatur behielt ihren ganzen Glanz durch fünf oder sechs Jahrhunderte, von dem neunten bis zum vierzehnten oder funfzehnten unsrer Zeitrechnung.

Eine der ersten Bemühungen der Araber bei der Wiederherstellung der Wissenschaften hatte dahin gehn müssen, das Werkzeug des Denkens und Empfindens selbst zu vervollkommnen; und wirklich war die Ausbildung der Sprache bei ihnen der Gegenstand der Beschäftigungen vieler Gelehrten gewesen. Sie theilten sich in zwei mit einander wetteifernde Schulen, von Cufa und Bassora, und es ging aus diesen Schulen eine große Anzahl ausgezeichneter Männer hervor, die mit dem größten Scharfsinn alle Regeln der arabischen Sprache analysirt haben.

Das Studium der Rhetorik ward verbunden mit dem Studium der Grammatik; und wie es in allen Literaturen geschieht, die Vorschriften, um schön zu reden, kamen nach den Mustern. Der Koran war nicht nach den Regeln der Rhetoren geschrieben; eine aus zu lebhaftem Enthusiasmus entsprungene Verworrenheit der Gedanken, Dunkelheit, Widerspruch, Folgen des unruhigen Lebens und der wechselnden Plane des Verfassers, zerstören die Einheit und selbst das Interesse dieses Buchs. Außerdem wurden seine Abschnitte erst nachher, nicht nach der Zeitfolge oder nach dem

Zusammenhang, sondern nach ihrer Länge geordnet, indem man mit dem längsten anfing und mit dem kürzesten endigte; auch ein Werk, dessen Ideen minder gigantisch und minder ungeordnet wären, würde durch eine so sonderbare Anordnung doch oft unverständlich werden. Dennoch bietet kein anderes in der arabischen Sprache mit einer erhabnern Poesie, mit einer hinreißendern Beredsamkeit geschriebene Stellen dar. Eben so hatten die ersten Reden, welche an das Volk und an die Armeen gehalten wurden, um sie mit dem neuen Glauben zu durchdringen und ihre Sehnsucht nach Kämpfen zu wecken, gewiß weit mehr wahre Beredsamkeit als alle, die nachher in den Schulen der angesehensten arabischen Rhetoren abgefaßt wurden. Diese befleißigten sich indeß, die berühmtesten Bücher der Griechen über die Redekunst zu übersetzen, sie ihrer Sprache anzupassen, deren Genius so verschieden war, und so eine neue Kunst daraus zu bilden, welche von mehreren arabischen Quintilianen erläutert wurde.

Nach Mohammeds und seiner ersten Nachfolger Zeit konnte die Volksberedsamkeit von den Arabern nicht mehr ausgebildet werden; als der morgenländische Despotismus an die Stelle der in der Wüste Statt gefundnen Freiheit getreten war, sahen es die Häupter des Staats und des Heers als unter ihrer Würde an, zu dem Volke oder zu den Soldaten zu reden; sie erwarteten nichts mehr von ihren Beschlüssen oder ihrem Eifer, und nahmen nur ihren Gehorsam in Anspruch. Aber wenn die politische Beredsamkeit keine lange Dauer bei den Arabern hatte, so waren sie dagegen die Erfinder derjenigen Beredsamkeit, die wir gegenwärtig am meisten ausbilden. Sie übten sich abwechselnd in der akademischen und in der Kanzelberedsamkeit; ihre Philosophen, so entzückt von der Schönheit ihrer Sprache, ergriffen eifrig die Gelegenheit, in ihren gelehrten Versammlungen alles zu entwickeln, was sie an Numerus und Harmonie besaß. In dieser Laufbahn ward Malek als der ein-

nehmendste ihrer Redner betrachtet; ward Shoraiph für denjenigen anerkannt, der besser als irgend ein andrer das Glänzende der Dichtkunst mit der Kraft der Prosa zu verbinden wisse; ward Hariri endlich dem Demosthenes und Cicero von ihnen an die Seite gesetzt. Andern Theils hatte Mohammed verordnet, daß seine Lehre in allen Moscheen gepredigt werde; die Benennung eines Redners, Khateb, ward durch den Gebrauch ganz eigentlich den religiösen Rednern, und die Benennung einer Rede, Khotbah, ihren Predigten beigelegt. Man hat eine sehr große Anzahl derselben in der Bibliothek des Escurials aufbehalten, und man sieht darin, daß sie mit den christlichen Rednern einen sehr ähnlichen Gang nehmen. Die Prediger beginnen mit Danksagungen, dem Glaubensbekenntniß, und den Gebeten für den König und die Wohlfahrt des Reichs; der Redner setzt hierauf seinen Text auseinander und entwickelt seinen Gegenstand; er stützt sich auf das Ansehen des Korans und der Gelehrten; und er bemüht sich das Volk für die Tugend zu rühren, gegen das Laster.

Die Dichtkunst noch weit mehr als die Beredsamkeit war die Lieblingsbeschäftigung der Araber von ihrem ersten Ursprunge an gewesen. Man versichert, daß diese Nation allein mehr Dichter hervorgebracht habe, als alle andern zusammen. Die arabische Dichtkunst hat selbst früher begonnen, als der Gebrauch der Schrift allgemein geworden; und von Alters her wurden in der Stadt Ocadh jährlich ein dichterischer Wettstreit und akademische Spiele gefeiert. Mohammed verbot sie als einen Ueberrest des Heidenthums. Sieben der berühmtesten unter den alten Dichtern werden von den arabischen Schriftstellern mit der Benennung der arabischen Plejaden bezeichnet; und ihre Werke waren rings in der Caaba oder dem Tempel zu Mecca aufgehängt. Mohammed selbst übte die Dichtkunst, wie auch Ali, Amru, und einige der berühmtesten unter seinen ersten Gefährten; aber nach ihm, scheint es, waren die ara-

bischen Musen stumm bis zur Regierung der Abbassiden. Unter Harun-al-Raschid und seinem Nachfolger Al-Mamun, noch mehr unter den spanischen Ommiaden, ist die arabische Dichtkunst zu ihrem höchsten Glanze gelangt. Damals erschien jene große Anzahl von Dichtern, ritterlichen Liebhabern, Fürstentöchtern, welche die Orientalisten mit Anakreon, Pindar und Sappho vergleichen. Ihre Namen, die ich, da ich ihre Werke nicht kenne, vergebens in mein Gedächtniß zu prägen gesucht habe, würden wahrscheinlich auch den meisten meiner Leser entfallen. Der höchste Ruhm in diesen uns so entfernten, in Schrift und Orthographie so verschiedenen Sprachen ist dergestalt flüchtig, daß ich in Herbelot auch nicht diejenigen mehr finde, welche Andres in den ersten Rang setzte, als Monotabbi von Cufa, den er den Fürsten der Dichter nennt. Ich will daher nicht suchen, sie nach ihrem Verdienst zu ordnen, da ich in diesem Studium selbst nicht weit genug gekommen bin, um fremde Meinungen anzunehmen; ich will vielmehr hier zwei nach andern Uebersetzungen übersetzte Fragmente aus dem Arabischen und Persischen vorlegen, und sie mit allgemeinen Bemerkungen über die asiatische Dichtkunst begleiten.

Das erste von den sieben in dem Tempel von Mecca aufgehängten Gedichten war eine Idylle oder Kasside von Alramkeis. Die Ausführung und der Plan dieses alten Denkmals der arabischen Dichtkunst können einen Begriff geben von dem, was seitdem gethan worden.

Der Held führt zwei von seinen Freunden an den Ort, den sein nun verödeter Harem einnahm, und beklagt hier die Abwesenheit seiner Geliebten. Ihre Spuren erblickend seufzt er, wehklagt, verzweifelt und weis't alle Tröstungen zurück, die seine Freunde ihm anbieten. „Du hast ja zu andernmalen, sagen sie, nicht geringere Unfälle erfahren. — Allerdings, antwortet er; aber damals entzückte der Wohlgeruch, den meine Geliebten zurückließen, mein Herz und berauschte meine Sinne; damals füllten meine Augen sich mit

Thränen, aber es waren Thränen des Verlangens; sie benetzten meine Wangen und meine Brust, und selbst mein Wehrgehenk war feucht davon. — Möge wenigstens, sagen seine Freunde hinwieder, das Andenken an ein vergangnes Glück jetzt deinen Schmerz besänftigen; bedenke, wie viel Reize sie für dich über das Leben verbreitet haben." — Der Held, erquickt durch dies Andenken, ruft wirklich die glücklichen Tage zurück, die er verlebt hat, die Wonne seiner Unterhaltungen mit Oneiza, mit Fathima, den schönsten unter den Schönen; er rühmt sich eine Jungfrau geliebt zu haben, der keine andere an Schönheit glich. „Ihr Hals, sagt er, war der Hals einer Gazelle, wenn sie ihn ausstreckt, um in die Ferne zu sehen; ihm gleich war er mit zierlichen Bändern geschmückt; ihre Haare flossen auf die Schultern hinab, sie waren schwarz wie Ebenholz und nicht minder dicht als die wogenden Zweige des Palmbaumes; ihr Leib war nicht minder fein oder schmächtig als ein Faden; und ihr Antlitz erhellte die Schatten der Nacht, wie die Lampe des einsamen Weisen, der bei nächtlicher Weile arbeitet; ihre Gewänder endlich mahlten das Blau des Himmels, und ihr Besatz von köstlichen Steinen glich den Plejaden, wenn sie sich über den Horizont erheben." Er betheuert, daß er, um sie zu erlangen, mitten durch Lanzen gedrungen sey, daß er den schrecklichsten Gefahren getrotzt habe; er preiset dann theils seine eigne Tapferkeit, theils die Standhaftigkeit, mit der er Nachts die unbebauten und dunkeln Thäler durchirre; er nimmt dabei Gelegenheit, sein Pferd zu loben, das er mit dem glänzendsten Dichterschmuck mahlt. Er schildert hierauf eine Jagd, dann ein Fest; und er schließt sein Gedicht mit einer bewundernswürdigen Beschreibung des Regens, welcher glühende Wüsten erfrischt *).

---

*) William Jones, Poëseos asiaticae Commentarii, S. 84.

Um auch etwas Persisches dem Leser vor Augen zu legen, will ich, nach einer lateinischen Uebersetzung von Friedrich Wilken, ein Bruchstück von dem Shah-Nameh des Ferdusi übersetzen. Im Persischen sind die Verse dieses Gedichts je zwei und zwei gereimt, wie unsere Alexandriner. Ein Held spricht und drückt seine Liebe für Afrasiabs Tochter aus.

„Schaut, wie da funkeln die Fluren von rothen und gelben Feuerstrahlen! Wo ist ein edles Männerherz, das nicht Entzücken fühlte? Wie schön sind die Gestirne! Wie sanft murmelt das Wasser! Ist dies nicht hier der Garten eines kaiserlichen Pallastes? Die Farben des Erdbodens sind mannichfach wie auf den Teppichen des Königs von Hormuz, die Luft haucht Moschus; sind die Wellen dieses Baches nicht Rosenwasser? Dieser unter der Last seiner Blüthen gebeugte Jasmin, dieser Rosenbusch, der seinen Wohlgeruch verbreitet, scheinen die Götter dieses Gartens. Der Fasan schreitet majestätisch daher, und ist stolz auf seinen Schmuck, während die Turteltaube und die Nachtigall zitternd hinabsteigen auf die untersten Zweige der Cypressen. So weit der Blick sich ausdehnt längs dieses Baches, entdeckt man allenthalben ein Paradies. Sind nicht die Ebne und die Hügel bedeckt mit jungen Mägdlein, schöner als die Jungfrauen Edens? Allenthalben, fürwahr, wo Menisheh erscheint, die Tochter Afrasiab's, muß man glückliche Menschen erblicken; sie macht diesen Garten nicht minder strahlend als die Sonne; ist nicht eines erlauchten Königs Tochter ein neuer Stern? Sie hat ausgebreitet über die Ebne ihre Herrlichkeit und ihren Glanz: sie ist ein leuchtendes Gestirn, das sich erhebt über Rosen und Jasmin. O unvergleichliche Schönheit! ihr Antlitz ist verschleiert, aber die Zierlichkeit ihres Wuchses gleicht der Cypresse, und ihr Athem verbreitet Ambra um sie her; auf ihren Wangen ruht die Rose; ihre Augen sind voll Schlafs; ihre Lippen haben die Farbe empfangen von dem lautersten Wein,

denn ihr Duft ist der Duft des Rosenwassers. Gewährte mir Gott, daß wir hingehen dürften an den Ort dieses höchsten Glücks, und daß es nur die Reise eines Tages wäre!"

Nach diesen beiden Bruchstücken, die allerdings sehr unbedeutend sind, wenn man sie als Proben einer Literatur betrachtet von nicht geringerm Umfang als die Literatur des ganzen Europa's, will ich nur nach William Jones hinzusetzen, daß die Morgenländer, und besonders die Araber heroische Gedichte gehabt haben, welche ihre großen Männer zu preisen und ihre Soldaten anzufeuern bestimmt waren; aber kein einziges episches Gedicht; obgleich W. Jones diesen Namen der von Ebn Arabshah in poetischer Prosa geschriebnen Geschichte Timur's oder Tamerlan's giebt. Mit mehrerm Recht, scheint es, setzt er unter die epischen Gedichte das Werk des Persers Ferdusi, Shah Nameh betitelt, woraus ich ein Bruchstück so eben mitgetheilt habe. Dies ist ein Gedicht in sechzigtausend Distichen, auf alle Helden und alle Könige Persiens, dessen erste Hälfte, die einzige, die man als ein Epos betrachten kann, den alten Krieg zwischen Afrasiab, dem Könige der transoxianischen Tartarei, und Kai Khosru, den wir unter dem Namen Cyrus kennen, beschreibt. Der Held dieses Gedichts ist Rustam, der Herkules Persiens *).

Dieses einzige Werk ausgenommen, ist die morgenländische Poesie durchaus lyrisch oder didaktisch. Die Araber haben ohne Ende Liebesgedichte, Trauergedichte auf den Tod ihrer Helden oder ihrer Schönen, moralische Gedichte, unter welche man die Fabeln setzen kann, Lobgedichte, Satiren, beschreibende und besonders didaktische Gedichte von allen Wissenschaften, selbst von der trockensten, wie Gram-

*) Ferdusi, der Verfasser des Shah-Nameh, starb im Jahre der Flucht 411, oder nach Christi Geburt 1019.

matik, Rhetorik oder Rechenkunst, verfaßt; und unter so vielen arabischen Poesien, deren Catalog allein auf dem Escurial eine Sammlung von vier und zwanzig Bänden bildet, giebt es nicht Ein episches Gedicht, nicht Ein Lustspiel und nicht Ein Trauerspiel.

In diesen verschiednen Gedichten zeigen die Morgenländer einen großen Scharfsinn, eine große Feinheit des Verstandes; ihr Ausdruck ist anmuthig und elegant, die Empfindungen sind edel, und man kann auf die Versicherung der Orientalisten glauben, daß in der Originalsprache ein Wohlklang in den Versen, eine Genauigkeit in den Ausdrücken, eine Anmuth in allen Theilen des Ganzen herrschen, die für uns nothwendig verloren gehn. Aber wie sollte man nicht auch erkennen, daß der Glanz dieser lyrischen Dichtungen zum Theil in kühnen Mataphern, in unmäßigen Allegorien, in übertriebenen Hyperbeln beruht? Wie sollte man nicht fühlen, daß charakteristisch für den morgenländischen Geschmack der Mißbrauch der Phantasie und des Witzes ist? Die Araber haben die Poesie der Griechen gering geschätzt, welche ihnen matt, kalt und abgezirkelt schien; unter allen den Büchern, die sie von Griechenland mit einer fast abergläubischen Verehrung entlehnt haben, ist kein einziges Gedicht; keins dieser Werke eines klassischen Geistes ist von ihnen einer Uebersetzung werth geachtet worden; und wirklich können nicht Homer, noch Sophokles, noch selbst Pindar eine Vergleichung mit ihren Dichtern eingehen. Die Araber wollen durch die kühnsten, durch die riesenhaftesten Bilder glänzen; sie wollen stets den Leser in Staunen setzen durch das Unerwartete des Ausdrucks; sie erdrücken durch ihren Reichthum, und glauben nie, daß das, was schön ist, überflüßig sein könne. Sie begnügen sich nicht mit Einer Vergleichung, sie häufen sie, nicht damit man ihre Idee fasse, sondern damit man das Colorit bewundere. Es sind nicht natürliche Gefühle, womit sie sich beschäftigen; sie wollen, daß die Kunst erscheine, und

je mehr die Kunst die Verzierungen gehäuft hat, um so mehr finden sie sie bewundernswürdig. Daher auch das Streben, alle Schwierigkeiten zu besiegen, obgleich sie nichts beitragen weder zur Entwicklung des Gedankens, noch zur Harmonie des Verses.

Die Nachahmung der Natur hatte die Völker, deren Poesie klassisch ist, die epische und dramatische Gattung erfinden lassen, in welcher der Dichter sich bestrebt, den Empfindungen die wahre Sprache des Herzens zu leihen. Die Völker des Orients haben diese Foderung nicht gemacht; ihre Poesie ist ganz lyrisch; sie soll eine Eingebung scheinen, um völlig von der Sprache der Natur abzuweichen; und unter welchem Namen sie bekannt sei, unter welche Regel sie sich beuge, sie muß immer Gesang der Leidenschaften scheinen.

Die Dichtkunst der Araber hat den Reim wie die unsrige; der Reim erstreckt sich sogar weiter in den Bau des Verses, und die Uebereinstimmung des Klanges findet sich oft in der ganzen Phrase wieder. Ueberdies ist die lyrische Poesie besondern Regeln, entweder über die Form der Strophen oder über die Ordnung der Reime oder über die Länge der Gedichte, unterworfen, welche über den ganzen Satz jenen poetischen Wohlklang verbreiten, der bereits in jeder Phrase oder jedem Verse herrscht. Zwei Formen der Versification sind gebräuchlicher als die übrigen bei den Arabern und Persern, nemlich die Gazele und Cassida: die eine wie die andere besteht aus Distichen; alle zweiten Verse jedes Distichons reimen unter sich durch das ganze Gedicht; die ersten Verse sind ohne Reime. Eben so wird in der Versart, welche die Spanier Assonanzen nennen und welche sie offenbar von den Arabern entlehnt haben, derselbe assonirende Reim oder Vocal in jedem zweiten Verse mehrere Seiten lang wiederholt, während der erste jedes Verspaars nicht gereimt ist. Die Cassida ist eine erotische oder kriegerische Idylle, deren Länge zwischen zwanzig und

hundert Distichen beträgt; die Gazele ist eine Liebesode, welche nicht weniger als sieben, und nicht mehr als dreizehn Distichen haben darf. Die erstere ist ganz in der Gattung der Canzonen Petrarca's, und die zweite, seiner Sonette: und gleich wie Petrarca einen Canzoniere, d. h. eine Sammlung von Canzonen und Sonetten über verschiedene Gegenstände abgefaßt hat, und wie alle andern provençalen, italienischen, spanischen und portugiesischen Dichter auch einen Canzoniere haben, dessen Hauptverdienst die Mannichfaltigkeit der Bilder in derselben Empfindung, und die Mannichfaltigkeit der Harmonien in demselben Versmaaße seyn muß: so haben die Araber und Perser ihren Divan, der eine Sammlung durch die Endung oder den Reim verschiedener Gazelen ist. Ein in ihren Augen vollkommner Divan ist ein solcher, wo der Dichter regelmäßig in seinen Reimen allen Buchstaben des Alphabets gefolgt ist; denn sie finden Wohlgefallen am Zwang ohne Harmonie; ein Wohlgefallen, den wir in der ganzen romantischen Poesie und bei allen in der Schule der Araber gebildeten Völkern wiederfinden.

Aber wenn die Morgenländer keine epische oder dramatische Poesie haben, so sind sie dagegen die Erfinder einer Gattung, die mit dem Heldengedicht verwandt ist und ihnen das Schauspiel ersetzt. Wir verdanken ihnen jene Erzählungen von so glänzender Erfindung, von so reicher und mannichfacher Phantasie, welche die Freude unserer Kindheit gewesen und die wir in einem spätern Alter nie aufschlagen können, ohne uns aufs neue von ihnen angelockt, hingerissen zu fühlen. Jeder kennt die Tausend und eine Nacht; aber wenn wir dem Uebersetzer glauben dürfen, so ist das, was wir besitzen, nur der sechs und dreißigste Theil der großen arabischen Sammlung. Diese ungeheure Sammlung ist nicht allein in Büchern niedergelegt; sie ist das Eigenthum einer zahlreichen Classe von Männern und Weibern, die in dem ganzen Umfange der mohammeda-

nischen Herrschaft, in der Türkei, in Persien, bis an das äußerste Ende Indiens ein Gewerbe daraus machen, durch ihre Erzählungen ein Publicum zu entzücken, das gern in den süßen Träumen der Phantasie die oft schmerzlichen Gefühle der Gegenwart begräbt. Auf den Kaffeehäusern der Levante versammelt ein Mann die stumme Menge; zuweilen erregt er Schrecken oder Mitleid; öfter führt er vor den Augen seiner Zuhörer jene glänzenden phantastischen Visionen vorüber, das Eigenthum der morgenländischen Einbildungskraft; zuweilen sogar erweckt er Lachen, und die ernste Stirn der wilden Osmanen entrunzelt sich nur bei dieser Gelegenheit. Das ist das einzige Schauspiel der ganzen Levante, und die Erzähler vertreten durchaus die Stelle unserer Schauspieler. Der Marktplatz selbst hat oft auch seine Erzähler; die Erzählerinnen füllen die langen Mußestunden des Serails aus, die Aerzte empfehlen oft den Kranken, Erzähler kommen zu lassen, um die Schmerzen zu stillen, die Gemüthsbewegung zu beruhigen und nach langer Schlaflosigkeit den Schlummer zurückzuführen; und diese Erzähler, an Nachgiebigkeit gewöhnt, wissen ihre Simme zu modeln, den Ton derselben zu mildern und sie sanft zu unterbrechen, um dem Schlafe zu weichen.

Die arabische Phantasie, welche in ihrem ganzen Glanze in diesen Erzählungen strahlt, ist leicht zu unterscheiden von der ritterlichen; aber es ist auch leicht zu sehn, wie viel sie Beziehung mit ihr hat. Die übernatürliche Welt ist dieselbe für beide, die moralische Welt ist verschieden. Die arabischen Erzählungen, wie die Ritterromane, führen uns in dieselbe Feerei; aber die menschlichen Wesen, welche sie hier darstellen, sind ganz verschieden. Diese Erzählungen sind entstanden, seit die Araber, die Gewalt des Schwerdtes den Tartaren, den Türken und Persern abtretend, sich nur noch mit dem Handel, den Wissenschaften und den Künsten beschäftigten. Man erkennt darin ein kaufmännisches Volk, wie man ein kriegerisches Volk in den Ritterromanen

erkennt. Der Reichthum und der Luxus der Künste stehen an Pracht um nichts den glänzenden Feengaben nach; die Heroen durchstreifen unaufhörlich neue Länder, und das Handelsinteresse setzt nicht minder ihre wißbegierige Thätigkeit in Bewegung, als das Bedürfniß, den Ruhm zu erneuern, unsere alten Ritter anreizte. Man erblickt in diesen Erzählungen, außer den Frauen, nur vier Arten von Personen, Prinzen, Kaufleuten, Mönche oder Calender, und Sclaven. Die Krieger spielen darin fast gar keine Rolle; Tapferkeit und hohe Kriegsthaten bringen, wie in den Geschichtsbüchern des Morgenlandes, Schrecken hervor, verursachen plötzliche Betrübniß, aber sie erregen nicht Enthusiasmus. Es herrscht daher in den arabischen Erzählungen etwas minder edles, minder heroisches, als wir zu verlangen gewohnt sind. Aber dagegen sind es ihre Erzähler, die wir als unsere Lehrer betrachten müssen in der Kunst, das Interesse zu erwecken, zu unterhalten und unaufhörlich zu wechseln; in der Kunst, eine glänzende Mythologie von Genien und Feen zu schaffen, welche die Welt erweitert, die menschlichen Reichthümer und Kräfte vervielfacht, und uns in dem Wunderbaren, Unerwarteten leben läßt, ohne daß wir vor Schrecken erstarren. Von ihnen sind auch jener Rausch der Liebe, jene Zärtlichkeit, jene Feinheit der Empfindung, jene Religion, jene Verehrung der Frauen, wechselweis Sclavinnen und Göttinnen, zu uns gekommen, die einen so großen Einfluß auf unser Ritterthum gehabt, und die wir in der Literatur des ganzen Süden mit so morgenländischen Kennzeichen wiederfinden. Die Geschichten selbst sind in unsere Poesie lange vor der Uebersetzung von Tausend und eine Nacht eingedrungen. Man findet deren mehrere in unsern alten Fabeldichtern, im Baccaccio, im Arioste wieder; und dieselben Erzählungen, die unsre Kindheit entzückt haben, indem sie von Sprache zu Sprache, von Nation zu Nation durch oft unbekannte Canäle übergingen, sind gegenwärtig bei den

Bewohnern der halben Welt mit allen ihren Erinnerungen, mit allen ihren Vergnügungen der Phantasie verbunden.

Aber der Einfluß, den die Araber auf die Gelehrsamkeit in Europa ausgeübt haben, war nicht bloß der Bewunderung angemessen, welche ihre Dichtkunst erregen konnte; die schnellen Fortschritte, die sie in den Wissenschaften gemacht hatten, gaben ihnen ein allgemeines Ansehn in dem ganzen Reiche des Geistes, und diejenigen, welche die europäischen Gelehrten als ihre Lehrer in den Wissenschaften des Calculs, in der Erforschung der Natur, in den historischen und geographischen Kenntnissen zu betrachten gewohnt waren, schienen ihnen gleichfalls die untrüglichen Orakel des Geschmacks sein zu müssen. Es ist demnach in Ansehung der europäischen Gelehrsamkeit selbst wichtig zu wissen, welches der Zustand der Wissenschaften bei den Arabern in dem Augenblick war, wo unsre Vorfahren die ersten Schritte thaten, um aus der Barbarei herauszutreten.

Alle Zweige der Geschichte wurden von den Arabern mit lebhaftem Interesse bearbeitet; mehrere von ihnen, unter denen Abul-Feda, Fürst von Hamah, der berühmteste ist, schrieben Universalhistorien vom Anbeginn der Welt bis auf ihre Zeit. Jeder Staat, jede Provinz, jede Stadt hat bei ihnen eigene Chroniken- und Geschichtschreiber gehabt. Mehrere haben, nach dem Beispiele Plutarchs, das Leben der großen Männer beschrieben, die sich durch ihre Tugenden, ihre Großthaten oder ihre Talente ausgezeichnet hatten. Es herrschte sogar bei den Arabern eine solche Leidenschaft, alle Wege zu versuchen, und keinen Gegenstand zurückzulassen, daß Ben-Zaid von Cordova, und Abul-Wonder von Valencia ganz ernstlich die Geschichte der berühmten Pferde schrieben, ganz wie Alasueco die Geschichte der Kameele, die sich einen Namen gemacht hatten. Die historischen Wörterbücher waren von den Arabern erfunden worden, und Abdel-Malek hatte den Völkern, die seine Sprache redeten, geliefert, was Moreri den Europäern ge-

liefert hat. Eben so gab es geographische Wörterbücher von äußerster Genauigkeit, kritische und bibliographische Wörterbücher; kurz alle jene Erfindungen, welche die Arbeit erleichtern, Untersuchungen ersparen, und oft der Trägheit zu Statten kommen, waren schon bei den Arabern in Gebrauch. Die Münzkunde ward von ihnen getrieben, und Al-Namari schrieb die Geschichte der Münzen Arabiens. Jede Kunst und jede Wissenschaft hatte ihre Geschichte; und die Araber sind in dieser Rücksicht reicher als irgend ein andres Volk der ältern oder neuern Zeit. Al-Assaker schrieb Commentarien über die ersten Erfinder der Künste; Al-Gazed handelte, in seiner Aufklärung der arabischen Alterthümer, mit tiefer Gelehrsamkeit von den Studien und Erfindungen seiner Landsleute; die Medicin und die Philosophie hatten mehr Geschichtschreiber als die andern Wissenschaften; alle waren zusammengefaßt in dem historischen Wörterbuche der Wissenschaften von Mohammed-Aba-Abdallah von Grenada.

Die Philosophie ward mit Leidenschaft von den Arabern bearbeitet, und gründete den Ruhm vieler geistreichen und scharfsinnigen Männer, deren Namen noch in Europa verehrt werden, wie des Averrhoes von Cordova, des großen Erklärers des Aristoteles (gestorben 1198), des Avicenna aus der Nachbarschaft von Chyraz (gestorben 1037), eines nicht minder gründlichen Philosophen als berühmten Arztes; des Al-Farabi aus Farab in Transoxiana (gestorben 950), welcher siebzig Sprachen redete, über alle Wissenschaften geschrieben und sie in eine Encyklopädie vereinigt hat: des Al-Gazeli aus Thus (gestorben 1111), welcher die Religionsstudien der Philosophie untergeordnet hat. Die arabischen Gelehrten beschränkten sich nicht auf die Studien, die sie auf ihrem Zimmer betreiben konnten; sie unternahmen zur Beförderung der Wissenschaften die beschwerlichsten und gefahrvollsten Reisen; sie traten in die Rathsversammlungen der Fürsten, und sie waren oft in die so gewaltsamen und fast immer so grausamen Revolutionen des

Orients verwickelt; auch ist ihre Privatgeschichte mannichfacher, reicher an Ereignissen, und romantischer als die Geschichte der Philosophen und Gelehrten aller andern Völker.

Von allen arabischen Wissenschaften ist die Philosophie diejenige, welche am schnellsten in das Abendland vordrang, und auf die Schulen Europa's am meisten einwirkte; aber sie ist es auch, deren Fortschritte am wenigsten Bestand hatten. Die Araber, mehr geistreich als gründlich, hingen Spitzfündigkeiten, und nicht einer strengen Ideenfolge nach; sie hatten mehr noch die Absicht zu glänzen als sich zu unterrichten: die Undeutlichkeit gab ihnen, in den Augen des Volks, das Ansehn der Gründlichkeit; sie suchten Mysterien in ihrer Phantasie; sie umgaben die Wissenschaft mit Dunkelheiten, statt in den Mittelpunkt der Natur der Dinge zu dringen, wo die Unsicherheit entspringt aus der Größe des Gegenstandes und der menschlichen Schwäche, nicht aber geschaffen ward. Mehr enthusiastisch als kühn, betrachteten sie lieber einen Mann als das Orakel aller menschlichen Kenntnisse, als daß sie sie aus der Natur schöpften; eine fast göttliche Verehrung erwiesen sie dem Aristoteles. In ihren Augen sollte alle Philosophie sich in seinen Schriften finden, alle Metaphysik sollte durch die scholastische Methode erklärt werden.

Eine genaue Uebersetzung, eine scharfsinnige Erläuterung des Werks des Stagiriten schien das erhabenste Ziel, zu welchem das Genie der Philosophen gelangen könne; in dieser Absicht lasen, erklärten, verglichen sie alle Commentare der ersten Schüler des Aristoteles; aber seltsam ist es, daß so scharfsinnige Männer, mit so vielen Studien, so vielen Hülfsmitteln und mit dem Aufwande so vieler Jahre, nie dahin gelangt sind, die Bücher, welche den Gegenstand aller ihrer Arbeiten ausmachten, mit Deutlichkeit zu verstehen und auszulegen. Alle haben sich verirrt, zuweilen gewaltig. Averrhoes hat in seinen Uebersetzungen und Commentaren oft nicht das mindeste mehr gemein mit dem

Original, und die Sucht, Geheimnisse in einfachen Dingen, verborgne Offenbarungen in den deutlichsten Phrasen finden zu wollen, würde die Schule des Aristoteles bei den Arabern unverständlich für diesen Philosophen gemacht haben, wenn er unter ihnen wieder hätte auftreten können.

Die Naturwissenschaften wurden von den Arabern, nicht mit mehr Eifer, aber mit einer richtigern Würdigung des Ganges betrieben, den man, um sie sich zuzueignen, nehmen müsse. Abu-Nyhan-al-Byruny, gestorben im Jahre Christi 941, reis'te vierzig Jahre, um das Steinreich zu studiren, und seine Abhandlung von der Kenntniß der Edelsteine ist eine kostbare Sammlung von Thatsachen und Beobachtungen. Ibn oder Aben-al-Beithar von Malaga, der sich mit gleicher Leidenschaft auf die Botanik gelegt hatte, bereis'te anfangs die Berge und Ebnen Europa's, um die Pflanzen daselbst kennen zu lernen, drang sodann mit unaufhaltsamem Muthe durch die Sandflächen und glühenden Wüsten Afrika's, um alle Pflanzen zu sammeln oder zu beschreiben, welche die brennende Sonnenhitze ertragen können, und begab sich endlich in die entferntesten Gegenden Asiens. In den drei damals bekannten Welttheilen beobachtete er mit eignen Augen und berührte mit eignen Händen alles, was die Natur in ihren drei Reichen Ungewöhnliches und Seltnes darbietet; Thiere, Pflanzen, Fossilien, alles ward von ihm der Prüfung unterworfen; er kehrte sodann mit der Beute des Morgen- und Abendlandes bereichert in sein Vaterland zurück, und gab nach einander drei Bücher heraus, das eine von den heilsamen Eigenschaften der Pflanzen, das andre von den Steinen und Metallen, und das dritte von den Thieren; welche mehr wahre Kenntniß enthielten, als irgend ein Naturforscher bisher davon vorgetragen hatte. Er starb im J. Christi 1248 zu Damascus, wohin er zurückgekehrt, und wo er Aufseher der fürstlichen Gärten geworden war. Noch andre, wie Al-Rasi, Ali-Ben-al-Abbas und Avicenna, ha-

ben unter den Arabern sich den Dank der folgenden Jahrhunderte verdient. Die Chemie, deren Erfinder die Araber gewissermaßen waren, gab ihnen eine viel tiefere Kenntniß der Natur, als die Griechen oder Römer hatten erwerben können, und erfuhr von ihnen die ausgedehnteste und nützlichste Anwendung auf alle zum Leben nothwendigen Künste. Vor allen ward der Ackerbau mit derjenigen vollkommnen Kenntniß des Klima's, des Bodens und des Gedeihens der Pflanzen und Thiere von ihnen studirt, die allein eine lange Praxis zur Wissenschaft machen kann. Auch hat keine einzige civilisirte Nation von Europa, Asien oder Afrika in alter oder neuer Zeit ein weiseres, gerechteres, vollkommneres Ackerbaugesetzbuch besessen, als die Araber in Spanien; kein einziges Land ward durch seine weisen Gesetze, die Einsicht, Thätigkeit und den Kunstfleiß seiner Bewohner noch zu einem höhern Grade ackerbaulichen Wohlstandes erhoben, als das maurische Spanien und besonders das Königreich Grenada. Die Künste wurden mit nicht minderm Erfolg getrieben und nicht minder bereichert durch das Fortschreiten der Naturwissenschaften. Eine große Anzahl der Erfindungen, welche heut zu Tage das Leben erleichtern, selbst von denen, ohne welche die Wissenschaften nie hätten aufblühen können, sind den Arabern zu verdanken. So ist das Papier, so nothwendig heutiges Tages zur Geistescultur, das Papier, dessen Entbehrung Europa vom siebenten bis zum zehnten Jahrhundert in so tiefe Unwissenheit und Barbarei versenkte, eine arabische Erfindung. Zwar verfertigte man von Alters her in China Papier aus Seidenflocken; aber gegen das Jahr der Flucht 30 (nach Chr. Geb. 649) kam dieser Gewerbszweig nach Samarcand; und als im Jahre der Flucht 85 diese blühende Stadt von den Sarazenen erobert wurde, brachte ein Araber, Namens Joseph Amru, das Verfahren, durch welches man Papier bereitete, nach seiner Vaterstadt Mekka; er nahm dazu Baumwolle, und das erste, unge-

fähr demjenigen, dessen wir uns bedienen, ähnliche Papier wurde hier im J. der Flucht 88 (706 nach Chr. Geb.) verfertigt. Von da verbreitete sich die Bereitung desselben ziemlich schnell in allen Staaten der Araber, und besonders in Spanien, wo die Stadt Sativa im Königreich Valencia, jetzt San = Philippo, im zwölften Jahrhundert wegen ihrer schönen Papiermachereien berühmt war. Es scheint, daß um diese Zeit die Spanier den Flachs, der in Ueberfluß bei ihnen wuchs, statt der Baumwolle, welche daselbst seltner und theurer war, zur Papierbereitung angewendet haben. Erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden, durch die Bemühungen Alphons X., Königs von Castilien, Papierfabriken in den christlichen Staaten Spaniens angelegt, von wo sie nur im vierzehnten Jahrhundert nach Treviso und Padua übergingen.

Das Pulver, dessen Erfindung man einem deutschen Chemiker zugeschrieben hat, war den Arabern wenigstens ein Jahrhundert vor den ersten Anzeichen, die man davon in den europäischen Geschichtschreibern findet, bekannt: man sieht es oft angewendet in den Kriegen der spanischen Mauren im dreizehnten Jahrhundert, und einige Denkmäler möchten die Kenntniß davon im elften Jahrhundert anzuzeigen scheinen. Die Magnetnadel, deren Erfindung abwechselnd den Italienern und den Franzosen im dreizehnten Jahrhundert zugeschrieben worden, war den Arabern schon im elften bekannt. Der nubische Geograph, der im zwölften schrieb, spricht davon wie von einer allgemein gebräuchlichen Sache. Die Zahlzeichen, die wir arabische nennen, die aber vielleicht mit mehrerm Rechte indische genannt werden müssen, sind uns unbestreitbar von den Arabern wenigstens mitgetheilt worden; ohne sie hätte keine der arithmetischen Wissenschaften zu der Stufe gebracht werden können, wohin sie in unsern Tagen gekommen sind, und der die großen Mathematiker, die großen Astronomen Arabiens sich schon sehr genähert hatten. Die Menge der arabischen Erfin-

dungen, welche wir benutzen ohne daran zu denken, ist ungeheuer; aber sie sind von mehreren Seiten zugleich, langsam und ohne Aufsehen zu erregen, in Europa eingeführt worden, weil derjenige, der sie herüberbrachte, sich den Ruhm, sie gemacht zu haben, nicht zuschrieb, und weil er in jedem Lande Leute fand, die, wie er, sie im Orient hatten ausüben gesehn. Es ist allen angeblichen Erfindungen des Mittelalters eigenthümlicher Charakter, daß in dem Augenblick, wo ihrer die Geschichte das erstemal erwähnt, sie schon davon spricht, wie von einer allgemein gebräuchlichen Sache. Weder das Schießpulver, noch die Magnetnadel, noch die Zahlzeichen, noch das Papier werden irgendwo als Erfindungen angezeigt, und doch mußten sie das Wesen des Kriegs, der Schifffahrt, der Wissenschaften und der Erziehung verändern. Wie könnte man zweifeln, daß der Erfinder, wenn es einen solchen gab, sich einer so wichtigen Neuerung nicht gerühmt hätte? Und wenn er es nicht gethan, muß man daraus nicht schließen, daß alle diese Dinge aus einem Lande, wo sie schon allgemein bekannt waren, von unberühmten, nicht von genievollen Leuten, langsam eingeführt wurden?

In so hellem Glanze strahlten die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit, vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, in den weiten Ländern, welche sich dem Islam unterwarfen. Die traurigsten Betrachtungen knüpfen sich an diese lange Aufzählung uns unbekannter Namen, die dennoch berühmt waren; auf einigen staubigen Bibliotheken in Handschriften begrabner Werke, die dennoch eine Zeit lang mächtig einwirkten auf die Ausbildung des menschlichen Geistes. Was ist übrig von so großem Ruhme? Fünf oder sechs Menschen nur sind im Stande, die Schätze arabischer Handschriften zu besuchen, welche die Bibliothek des Escurials in sich schließt; einige hundert noch, zerstreut in ganz Europa, haben durch hartnäckigen Fleiß es dahin gebracht, in den Fundgruben des

Orients zu wühlen; aber sie erlangen nur mühsam einige seltne und dunkle Handschriften, und sie können sich nicht hoch genug erheben, um die ganze Literatur zu beurtheilen, von der sie nie mehr als einen Theil erfassen. Aber die weiten Regionen, wo der Islam herrschte und noch herrscht, sind todt für alle Wissenschaften. Diese reichen Fluren von Fez und Marocco, verherrlicht vor fünf Jahrhunderten durch so viel Akademien, so viel Universitäten, so viel Bibliotheken, sind nur noch glühende Sandwüsten, welche Tyrannen Tiegern streitig machen; das ganze lachende und fruchtbare Ufer Mauritaniens, wo der Handel, die Künste und der Ackerbau sich zur höchsten Blüthe erhoben hatten, sind heutiges Tags die Schlupfwinkel von Seeräubern, welche Schrecken auf den Meeren verbreiten und sich von ihren Geschäften in schändlichen Ausschweifungen erholen, bis die Pest erscheint, jährlich unter ihnen Schlachtopfer auszeichnend und die beleidigte Menschheit rächend. Aegypten wird nach und nach verschlungen von dem Sande, den es einst befruchtete: Syrien, Palläſtina werden verheert von herumirrenden Beduinen, welche weniger furchtbar noch sind als der Pascha, der sie unterdrückt. Bagdad, einst der Wohnsitz des Luxus, der Macht und des Wissens, ist zerstört; die so berühmten Universitäten von Cufa und Bassora sind geschlossen; jene von Samarcand und Balkh sind gleichfalls vernichtet. In diesen ungeheuern Länderstrecken, zwei oder dreimal größer als unser Europa, findet man nur noch Unwissenheit, Sclaverei, Schrecken und Tod. Wenige sind im Stande, etwas von den Schriften ihrer erlauchten Vorfahren zu lesen; wenige vermöchten sie zu verstehn; keiner ist in der Lage, sie sich zu verschaffen. Dieser unermeßliche literarische Reichthum der Araber, den wir nur flüchtig gezeigt haben, ist nicht mehr vorhanden in irgend einem der Länder, wo die Araber und Moslemin herrschen. Nicht mehr dort darf man, weder den Ruhm ihrer großen Männer, noch ihre Schriften suchen. Was sich davon er-

halten hat, ist gänzlich in den Händen ihrer Feinde, in den Klöstern der Mönche und in den Bibliotheken der Könige Europa's. Und doch sind jene ausgedehnten Länder nicht erobert worden; nicht beraubt hat der Fremdling sie ihrer Schätze, nicht vernichtet ihre Bevölkerung, nicht zerstört ihre Gesetze, ihre Sitten und ihren Nationalgeist. Das Gift war in ihnen, es hat sich durch sich selbst entwickelt, und alles vernichtet.

Wer weiß, ob nicht in einigen Jahrhunderten dieses nemliche Europa, wohin das Reich der Gelehrsamkeit und Wissenschaften heutiges Tags versetzt ist, das in so hohem Glanze strahlt, das so wohl die verfloßnen Zeiten richtet, das so wohl die allmählige Herrschaft der Literaturen und Sitten des Alterthums vergleicht, verödet und wild sein wird wie die Hügel Mauritaniens, die Sandsteppen Aegyptens, und die Thäler Anatoliens? Wer weiß, ob nicht in einem völlig neuen Lande, vielleicht in den hochgelegnen Gebieten, von wo der Oronocco und der Amazonenfluß herabkommen, vielleicht in jenem bis auf diesen Tag noch undurchdringlichen Berggürtel Neuhollands, sich Völker mit andern Sitten, andern Sprachen, andern Vorstellungen, andern Religionen bilden werden, Völker, welche noch einmal das Menschengeschlecht erneuern, welche, wie wir, die verfloßnen Zeiten studiren, und welche, mit Erstaunen wahrnehmend, daß wir gewesen, daß wir gewußt, was sie wissen werden, daß wir geglaubt wie sie an Fortdauer und Ruhm, unsre ohnmächtigen Anstrengungen bedauern und die Namen der Newtone, Racine, Tasso anführen werden als Beispiele jenes nichtigen Anstrebens des Menschen, um eine Unsterblichkeit des Namens zu erlangen, welche das Schicksal ihm versagt.

Drittes Kapitel.

Entstehung der provençalen Sprache und Dichtkunst; Einfluß der Araber auf das Talent und den Geschmack der Troubadouren.

Als im zehnten Jahrhundert die Völker des südlichen Europa's den unförmlichen Mundarten, welche durch die Vermischung des Lateinischen mit den nordischen Sprachen erzeugt worden waren, Festigkeit zu geben versuchten, da erhob eine neue Sprache sich herrschend über alle andere. Die zuerst gebildete, die am allgemeinsten verbreitete, die am schnellsten bearbeitete, schien sie die Stelle der lateinischen einnehmen zu sollen, der man entsagte; Tausende von Dichtern blühten fast zu gleicher Zeit in dieser neuen Sprache; sie gaben ihr einen eignen Charakter, den einer durchaus originalen Literatur, die nichts entlehnte von den Lateinern und Griechen, oder von alle dem, was man classisch nennt; sie breiteten ihren Ruf aus von Spaniens bis zu Italiens äußersten Enden; sie dienten als Muster allen Dichtern, die man bald nachher sich bilden sah in allen andern Sprachen, selbst in den nordischen, bei den Engländern und Deutschen. Aber plötzlich schwand dieser flüchtige Glanz; die Troubadouren verstummten, das Provençale ward verlassen; diese Sprache, indem sie neue Veränderungen erlitt,

ward wieder ein Patois, und nach drei Jahrhunderten eines glänzenden Daseins wurden alle ihre Erzeugnisse mit denen der todten Sprachen zusammengestellt; man hörte auf, noch etwas hinzuzufügen.

Der hohe Ruf der provençalen Dichter, und der schnelle Verfall ihrer Sprache sind zwei gleich auffallende Erscheinungen in der Culturgeschichte des menschlichen Geistes. Die Literatur, die allen andern zum Muster gedient, und die dennoch, unter den Tausenden von lieblichen Poesien, nicht Ein Meisterwerk, nicht Ein Werk des Genies, dessen Name zur Unsterblichkeit gelangt wäre, hervorgebracht hat, ist um so würdiger unsre Aufmerksamkeit zu fesseln, als sie ganz das Werk der Zeit und nicht der Individuen ist; sie enthüllt uns die Empfindungen, die Phantasie, den Geist der modernen Nationen in ihrem Entstehn; was in allen war, was aller Orten war, und nicht was ein seiner Zeit überlegnes Genie einem Einzelnen einhauchen konnte. So wird die Rückkehr der schönen Tage uns im Frühling angekündigt durch den Glanz der Blumen auf den Feldern, durch die Ueppigkeit der Wiesen, aber nicht durch irgend ein Wunder der Gärten, wobei die Kunst und das Vermögen des Menschen die Natur unterstützt haben.

Es ist unglücklicher Weise sehr schwer die Poesien der Troubadouren zu erlangen und sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Ein französischer Gelehrter, Curne de Sainte-Palaye, hat sein ganzes Leben darauf verwendet, alle ihre Werke zu sammeln, sie zu erklären, sie auszulegen; aber seine ungeheure Sammlung, die aus fünf und zwanzig geschriebnen Foliobänden besteht, ist nicht gedruckt worden, und könnte nicht gedruckt werden. Nichts ist darin beendigt, nichts darin in Ordnung gebracht; die Gedichte von mehrern hundert Dichtern finden sich hier vermengt in jedem Bande, und die Arbeit, sie zu ordnen und ihr Verständniß zu erleichtern, ist noch ganz zu thun. Die königliche Bibliothek besitzt Schätze von provençalen Handschrif-

ten; aber es ist noch schweter, davon Gebrauch zu machen: man muß diese Bände durchblättern von einem Ende zum andern, um zu wissen, was sie enthalten; die Schwierigkeit einer alten Schrift und die Abkürzungen machen diese Arbeit bei einer wenig bekannten Sprache mühselig; überdies sind die Handschriften immer nur einer sehr kleinen Anzahl von Personen zugänglich. Man kündigt freilich die Werke einiger ausgezeichneten Gelehrten über den Einfluß der Troubadouren auf Europa an. Bis jetzt ist noch keins davon erschienen, kein Original ist noch herausgegeben worden; man findet nur hie und da, in Werken von verschiedenem Zweck, einige zerstreute Bruchstücke, welche die Formen der provençalen Dichtkunst wahrnehmen lassen können, die aber nicht hinreichend mit dieser Sprache vertraut machen, um die Schönheiten darin zu fühlen. Man ist also genöthigt, sich in Ansehung der Troubadouren mit den Auszügen des Abbe Millot zu begnügen, welcher, indem er nach der großen Sammlung von Sainte-Palaye arbeitete, uns in drei Bänden in 12 Lebensbeschreibungen der provençalen Dichter, einige Nachrichten von ihren Werken, und kurze Uebersetzungen von dem, was ihn am meisten ansprach, aber in einem meistens schleppenden und platten Styl, gegeben hat.

Man hat viel mehr Werke über das Leben der Troubadouren, als Sammlungen ihrer Poesien; und diese Lebensgeschichten selbst, unabhängig von ihren Versen, könnten eine sehr anziehende und neue Idee von ihrer Zeit geben, wenn sie mehr Vertrauen verdienten. Unglücklicher Weise sind sie ohne Kritik und ohne Liebe zur Wahrheit, mit dem Wunsche geschrieben worden, mehr durch glänzende Abentheuer die Einbildungskraft zu erregen, wie in Romanen, als bei den Thatsachen zu bleiben oder den Gränzen des Möglichen zu folgen. Für die Biographien dieser Dichter sind die Originaldenkmäler, die aber in der Handschrift verblieben sind, zwei von Mönchen verfaßte Samm-

lungen: die eine, im zwölften Jahrhundert, von Carmentière, einem Mönch von den Hierischen Inseln, der auf Befehl Alphons des II., Königs von Aragon und Grafen von Provence, arbeitete; die andre, von einem Genuesen aus der Familie Cibo, welcher unter dem Namen Monge des îles d'Or bekannt ist, und am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Handschrift Carmentière's verbesserte und vervollkommnete, und dem damals regierenden Grafen von Provence, Ludwig II., Könige von Neapel, aus dem zweiten Hause Anjou, widmete. Im J. 1575 gab Johann Nostradamus, Procurator beim Parlament von Provence, seine Lebensbeschreibungen der provençalen Dichter heraus, ein Werk ohne alle Kritik, das dennoch heutiges Tags die Grundlage ihrer Geschichte ausmacht. Er war der Vater jenes berühmten Arztes und Astrologen Michael Nostradamus, dessen dunkle Centurien so oft auf alle großen Ereignisse sind angewendet worden, und der Oheim von Cäsar Nostradamus, dem Verfasser einer Geschichte der Provence (1. Band in Fol. 1614), in welche dieselben Lebensgeschichten aufgenommen worden sind. Die Italiener haben bei weniger Hülfsmitteln, die Troubadouren kennen zu lehren, mehr Eifer darauf verwendet als die Franzosen. Crescimbeni hat einen Band den Lebensbeschreibungen der provençalen Dichter gewidmet, welche er aus Nostradamus gezogen. Alle Dichter Italiens haben mit Achtung von ihnen gesprochen, und alle Literärgeschichten dieses Landes erkennen ihren mächtigen Einfluß an. Die Spanier haben ihnen nicht minder gehuldigt; Sanchez, der Pater Sarmiento, Andrès, der Marquis von Santillana, haben ihre Geschichte aufgeklärt und den Zusammenhang der provençalen Poesie mit der arabischen und der gesammten romanischen dargethan.

In Italien hatte bei Wiedergeburt der Sprache jede Provinz, jeder kleine District einen eignen Dialekt; diese große Anzahl verschiedner Mundarten schrieb sich von zwei Ursachen her: von der großen Anzahl barbarischer Völker,

mit welchen die Römer nach und nach durch häufige Ueberschwemmungen ihres Landes waren vermischt worden, und von der großen Anzahl unabhängiger Regierungen, welche sich daselbst aufrecht erhalten hatten. Weder die eine noch die andre dieser Ursachen wirkte auf Gallien bei der Bildung der romanischen Sprache. Drei Völker ließen sich hier fast zu gleicher Zeit nieder, die Westgothen, die Burgundier und die Franken, und seit der Eroberung der letztern konnten keine Barbaren des Norden mehr feste Wohnplätze hier nehmen, bis auf die Normannen in einer einzigen Provinz; keine Einmischung germanischer Völker, noch weniger der Slaven oder Scythen, veränderte mehr die Sprache oder die Sitten. Die Gallier hatten also, um sich in eine einzige Nation und eine einzige Sprache zu verschmelzen, vier Jahrhunderte angewendet, während welcher Italien hinter einander die Beute der Lombarden, der Franken, der Ungarn, der Sarazenen und der Germanen gewesen war. Auch ging die Entstehung der romanischen Sprache in Gallien der Entstehung der italienischen voraus. Sie theilte sich in zwei Hauptdialekte: das provençalisch-romanische, gesprochen in allen Provinzen südlich von der Loire, die ursprünglich von den Westgothen und Burgundiern waren erobert worden; und die wallonisch-romanische, in den Provinzen nördlich von der Loire, wo die Franken herrschten. Die politischen Eintheilungen waren dieser ersten Eintheilung der Nationen und Sprachen gemäß geblieben. Trotz der Unabhängigkeit der großen Lehnsträger bildete das mitternächtliche Frankreich stets einen einzigen politischen Körper; die Bewohner der verschiednen Provinzen fanden sich vereinigt in denselben Nationalversammlungen und in denselben Heeren. Das mittägliche Frankreich an seinem Theile war, nachdem es einigen von Carls des Großen Nachfolgern zu Theil geworden, im J. 879 zum Rang eines unabhängigen Königreichs durch Bozon erhoben worden, der sich zu Nantes unter dem Titel eines Königs von Ar-

les oder Provence krönen ließ, und der seiner Herrschaft die Provence, Dauphiné, Savoyen, das Lyonesische, und einige burgundische Grafschaften unterwarf. Der Titel Königreich wich im J. 943 dem Titel Grafschaft, unter Bozon II., ohne daß darum die Provence zerstückelt wurde oder von dem Hause Burgund abkam, dessen Stifter Bozon I. gewesen war. Dieses Haus verlosch im J. 1092 in Gillibert, der nur zwei Töchter hinterließ, unter welche er seine Staaten theilte. Die eine, Faydide, vermählte sich mit Alphons, Grafen von Toulouse; die andere, Douce, mit Raymond Berenger, Grafen von Barcelona.

Die Vereinigung der Provence, zweihundert und dreizehn Jahre hindurch, unter einer Reihe von Fürsten, die keine glänzende äußere Rolle spielten und fast vergessen sind von der Geschichte, die aber keinen feindlichen Einfall erfuhren, durch eine väterliche Verwaltung die Bevölkerung und den Reichthum des Staats vermehrten, und den Handel begünstigten, zu dem ihre Küstenlage sie einlud, reichte hin, um die Gesetze, die Sitten und die Sprache der Provençalen zu befestigen. Um diese Zeit, aber in einem tiefen Dunkel, geschah es, daß in dem Königreiche Arles das Romanisch-provençale vollkommen an die Stelle des Lateinischen trat. Man machte von letzterm noch in den Urkunden Gebrauch; aber das erstere, das allgemein gesprochen wurde, fing auch an, als Schriftsprache zu dienen.

Die Nachfolge des Grafen von Barcelona, Reymond Berenger, des Gemals von Douce, in der Oberherrschaft der Provence gab durch die Vermischung der Catalonier mit den Provençalen dem Nationalgeiste einen neuen Anstoß. Von den drei romanischen Sprachen, welche die christlichen Völker Spaniens damals redeten, dem Catalonischen, Castilianischen und Gallicischen oder Portugiesischen, war die erste fast durchaus dem Provençalen ähnlich, und obgleich sie sich in der Folge, vornemlich im Königreiche Valencia, sehr davon entfernt hatte, so ist sie immer doch mit dem Namen einer

französischen Provinz bezeichnet worden. Die Landesbewohner nennen sie Llemosi oder Limousin. Die Catalonier verstanden sich also vollkommen mit den Provencalen, und ihre Vereinigung in einen Hof diente dazu, die einen durch die andern zu verfeinern. Die erstern hatten schon einen hohen Grad der Entwicklung erreicht, theils durch ihre Kriege und ihre Vermischung mit den spanischen Mauren, theils durch die große Lebhaftigkeit des Handels von Barcelona. Diese Stadt genoß der ausgedehntesten Privilegien; die Bürger fühlten ihre Freiheit und verschafften ihr Achtung bei ihren Fürsten, zu derselben Zeit, wo die Reichthümer, die sie erworben hatten, die Auflagen ergiebiger machten, und dem Hofe der Grafen eine bei andern Fürsten unbekannte Pracht verstatteten. Raymond Berenger und seine Nachfolger brachten den Geist der Freiheit und des Ritterthums, den Geschmack an Eleganz und den Künsten, und die Wissenschaften der Araber mit einander nach der Provence. Aus dieser Verbindung edler Gesinnungen entsprang die Poesie, die in der ganzen Provence und im ganzen Süden Europa's zu gleicher Zeit glänzte, als ob ein elektrischer Funke, mitten unter den dichtesten Finsternissen, auf einmal allenthalben hervorspringende Flammen entzündet hätte.

Das Ritterthum entstand mit der provençalen Dichtkunst; sie ward auf gewisse Weise die Seele der ganzen neuern Literatur; und dieser von allem, was das Alterthum gekannt hatte, so verschiedene Charakter, diese an poetischen Wirkungen so reiche Erfindung, ist der erste Gegenstand zu Betrachtungen, welche uns die neuere Literärgeschichte darbietet. Man darf nicht das Lehnswesen mit dem Ritterthum verwechseln; das Lehnswesen ist die wirkliche Welt in diesem Zeitraume, mit ihren Vortheilen und ihren Nachtheilen, ihren Tugenden und ihren Fehlern; das Ritterthum ist diese nemliche Welt idealisirt, wie sie blos in der Erfindung der Romenciers bestanden hat: ihr wesentlicher Charakter ist die Anbetung der Frauen und der Ehre; aber die Ideen,

welche die Dichter damals aufstellten von dem, worin die Vollkommenheit bei einem Ritter und bei einer Dame bestehe, waren nicht ganz von ihrer Erfindung; sie waren vorhanden im Volke, ohne vielleicht von demselben noch verfolgt zu werden; und als sie mehr Festigkeit durch heroische Gesänge erhalten hatten, wirkten sie ihrer Seits zurück auf das Volk, bei dem sie entstanden waren, und rückten das wirkliche Lehnswesen dem idealen Ritterthum näher.

Es war fürwahr schon eine herrliche Sache um dieses kräftige und thätige Leben, das die Zeiten des Lehnsystems beseelte; um diese Unabhängigkeit jedes Edelmannes in seinem Schlosse; um diese Ueberzeugung, worin er stand, daß Gott allein sein Richter und sein Herr sei; um dieses Vertrauen in seine eignen Kräfte, das ihn jeder Unterdrückung Trotz bieten, eine unverletzliche Freistätte den Schwachen und Unglücklichen gewähren, mit seinen Freunden die einzigen Güter, deren Werth man kannte, Waffen und Rosse theilen, und von sich selbst seine Freiheit, seinen Ruhm und sein Heil erwarten ließ. Aber zu derselben Zeit hatten die Fehler des menschlichen Charakters eine mit der Seelenstärke verhältnißmäßige Entwickelung erlangt: unter dem Adel, den die Gesetze allein zu schützen schienen, hatte die unabhängige Gewalt ihre gewöhnlichste Wirkung hervorgebracht: einen an Bethörung gränzenden Sinnenrausch und eine Wildheit, wovon die neuere Geschichte kein Beispiel mehr aufstellt. Die Tyrannei eines Barons erstreckte sich zwar nicht weiter als einige Stunden um sein Schloß oder seine Stadt: wenn man diesen Umkreis überschritt, war man gerettet; aber in diesem Gehege, worin er seine Unterthanen wie Wildpret zurückhielt, überließ er sich in seiner Allmacht den tollsten Launen, und unterwarf diejenigen, die ihm mißfallen hatten, den fürchterlichsten Martern. Seine Lehnsleute, die unaufhörlich vor ihm zitterten, wurden unter das Menschengeschlecht herabgesetzt, und in dieser ganzen Classe sah man vielleicht mehrere Jahrhunderte hindurch

keinen Einzigen irgend eine Größe, irgend eine Tugend entwickeln. Die Freimüthigkeit und die Redlichkeit, diese wesentlichen Rittertugenden, sind zwar im allgemeinen die Folgen der Kraft und des Muthes; aber um die Ausübung derselben allgemein zu machen, muß die Züchtigung oder die Schande an ihre Verletzung geknüpft sein. Statt dessen waren die Edelleute in ihren Schlössern über alle Furcht erhaben, und die Meinung war machtlos gegen Menschen, die das gesellige Leben nicht kannten; auch berichtet die Geschichte von dem Mittelalter eine größere Anzahl schändlicher Treulosigkeiten, als von irgend einem andern Zeitraum. Endlich, so hatte zwar die Liebe einen neuen Charakter, der in dem Lehnswesen und Ritterthum derselbe ist, angenommen; sie war nicht zärtlicher und leidenschaftlicher als bei den Griechen und Römern, aber sie war ehrerbietiger; etwas Mystisches hatte sich dem Gefühl beigesellt; man behielt gegen die Frauen etwas von der religiösen Verehrung, welche die Deutschen für ihre Wahrsagerinnen hegten: man sah sie mehr für englische als für abhängige und untergeordnete Wesen an; man war stolz darauf, ihnen zu dienen, sie zu vertheidigen, fast wie Werkzeuge der Gottheit auf Erden; und zu gleicher Zeit verband man mit dieser Verehrung eine Gluth der Empfindung, einen Ungestüm der Leidenschaften und Begierden, welche die Deutschen wenig gekannt hatten, welche aber den südlichen Völkern eigen ist, und wofür man den Ausdruck von den Arabern borgte. Aber im Ritterthum bewahrte die Liebe stets einen reinen und religiösen Charakter; im Lehnswesen war die Unordnung gewaltig, und das Sittenverderbniß hat in der Literatur schändlichere Spuren zurückgelassen, als in irgend einem andern Zeitraume der Gesellschaft. Nicht die Sirventes noch die Canzos der Troubadouren, nicht die Fabliaux der Trouveres, noch die Ritterromane können ohne Erröthen gelesen werden; die zügellose Unflätigkeit der Sprache ist hier auf jeder Seite mit der tiefen Verderbtheit der Charaktere und der Im-

moralität der Gegenstände gepaart. In dem Süden von Frankreich vornemlich hatten der Friede, der Reichthum und das Hofleben die äußerste Erschlaffung unter den Adel gebracht. Man hätte sagen mögen, daß man nur lebe für die Galanterie; die Damen, die nicht anders als verheirathet in der Welt erschienen, waren stolz auf den Ruhm, den ihre Liebhaber ihren Reizen verschafften: es machte ihnen Vergnügen von ihrem Troubadour gepriesen zu werden; sie erzürnten sich nicht über galante, oft zügellose Poesien, die über sie ausgestreut wurden; sie übten auch die fröhliche Kunst (el gai saber), wie man die Dichtkunst nannte; und sie drückten gleichfalls ihre Gefühle in zärtlichen oder verliebten Versen aus: sie hatten Liebeshöfe eingerichtet, wo Fragen der Galanterie ernstlich bestritten und durch ihre Stimmen entschieden wurden; kurz sie hatten dem ganzen Süden Frankreichs eine Carnevalsregung gegeben, die sonderbar absticht gegen die Ideen von Zurückhaltung, Tugend und Sittsamkeit, welche wir der guten alten Zeit zuschreiben.

Je mehr man die Geschichte studirt, desto mehr sieht man, daß das Ritterthum fast durchaus eine poetische Erfindung ist: man gelangt nie durch authentische Urkunden zu dem Lande, wo es herrschte; immer ist es in der Entfernung sowohl in Ansehung des Orts als der Zeit dargestellt; und während die gleichzeitigen Geschichtschreiber uns eine reine, detaillirte, vollständige Vorstellung von den Lastern der Höfe und der Großen, von der Rohheit oder Verderbtheit des Adels, und von der Knechtschaft des Volks geben, ist man erstaunt, nach Verlauf einer gewissen Zeit, Dichter dieselben Zeiten beleben zu sehn durch Dichtungen, die über und über von Tugenden, von Anmuth und Redlichkeit schimmern. Die Romanciers des zwölften Jahrhunderts setzten das Ritterthum in die Zeit Carls des Großen; Franz I. setzte es in ihre Zeit; wir glauben es noch in du Guesclin und Bayard bei Kaiser Carl V. und Franz I. blühen zu

sehn. Aber wenn wir den einen und andern Zeitraum studieren, werden wir bald gezwungen, ob wohl wir in jedem einige Helden finden, zu gestehen, daß das Ritterthum um drei oder vier Jahrhunderte vor jede Wirklichkeit hinaus gerückt werden müsse.

Wir werden auf die Erfindung der Ritterdichtungen zurückkommen, wenn wir von der Literatur der Länder sprechen werden, wo die ersten Ritterromane verfaßt worden sind, das mitternächtliche Frankreich und besonders die Normandie. Die Provençalen, zu Anfang ihrer poetischen Periode, kannten sie noch nicht: die Dichtungen ihrer Troubadouren waren lyrisch und nicht episch; sie sangen, aber sie erzählten nicht, und das Ritterthum bestand für sie mehr in der Galanterie, in dem Gefühle, als in der Einbildungskraft. Es war nothwendig, daß sie alle Grundsätze desselben kannten, um ihre Gemälde in diesen Rahmen zu bringen. Bei den feierlichsten Gelegenheiten, in den Wettstreiten des Ruhms, in den Spielen, welche Tensons hießen, wo die Troubadouren vor großen Fürsten oder den Liebeshöfen in Versen stritten, waren sie berufen, alle Aufgaben des sorgfältigsten Zartgefühls, der uneigennützigsten Galanterie zu behandeln. Man sieht sie abwechselnd untersuchen, durch welche Eigenschaften ein Liebhaber sich seiner Dame am würdigsten mache; wie ein Ritter alle seines Gleichen aussteche; welches der größere Schmerz sei, eine Geliebte durch den Tod oder durch Untreue verlieren. In diesen Tensons wurde die Tapferkeit wieder uneigennützig; zeigte sich die Liebe rein, zart und zärtlich; schien der Dienst der Damen eine heilige Sache; wurde die Achtung der Wahrheit zur Religion der Ehre. Diese erhabnen Grundsätze, diese zarten Gefühle mischten sich zwar mit allen Klügeleien der Schöngeisterei, die übertriebensten Vergleichungen dienten als Beispiele, die gesuchtesten Gegensätze und Wortspiele wurden als Muster gegeben; und oft auch, wie es bei jeder künstlich zugeschnittnen aber nicht ausgeüb-

ten Moral geschieht, wurden die verderblichsten Gesinnungen, die mit der gesellschaftlichen Ordnung oder der Beobachtung der übrigen Pflichten unverträglichsten Grundsätze unter die Vorschriften der Galanterie gesetzt. Indessen ist es ein Verdienst der provençalen Dichtkunst, dieser ritterlichen Schönheit eine heilige Verehrung erwiesen und mitten unter den Lastern der Zeit die Hochachtung für das was sittlich ist, und die Liebe für erhabne Gesinnungen erhalten zu haben.

Diese Zartheit in den Gefühlen der Troubadouren, dieser Mysticismus der Liebe hatte einen innigern Zusammenhang mit der arabischen Dichtkunst und den Sitten des Orients, als man glauben möchte, wenn man an die wilde Eifersucht der Muselmanen und an die entsetzlichen Folgen der Vielweiberei denkt. Die Frauen sind den Muselmanen Gottheiten eben sowohl als Sclavinnen, und das Serail ist eben so sehr ein Tempel als ein Kerker. Die Leidenschaft der Liebe hat bei den südlichen Völkern eine ganz andere Gluth, einen ganz andern Ungestüm, als in unserm Europa. Der Muselman läßt seinem Weibe keine von den Sorgen des Lebens, keine von den Beschwerden, denen er allein Trotz bietet, nahe kommen. Sein Harem ist einzig dem Luxus, den Künsten, dem Vergnügen geweiht; Blumen, Wohlgerüche, Musik, Tanz umgeben unabläßig seine Göttin; nie fodert er von ihr, nie verstattet er ihr irgend eine Art von Arbeit; die Gesänge, in welchen er seine Liebe feiert, athmen dieselbe Verehrung, dieselbe Anbetung, die wir in der Ritterpoesie finden, und die schönsten Ghazelen der Perser, die schönsten Cassiden der Araber scheinen Uebersetzungen provençaler Lieder oder Verse.

Man darf nicht die Sitten der Muselmanen nach den Sitten der heutigen Türken beurtheilen. Von allen Völkern, welche das Gesetz des Korans befolgen, sind dies die finstersten und eifersüchtigsten. Die Araber, die mit so viel Leidenschaft ihre Frauen liebten, ließen sie einer größern

Freiheit genießen; und von allen den Arabern unterworfenen Ländern war Spanien dasjenige, wo ihre Sitten sich am meisten der Galanterie, dem Ritterthum der Europäer anzunähern schienen; auch war es dasjenige, das am mächtigsten auf die Geistescultur im Süden des christlichen Europa's einwirkte.

Abderama I., der Spanien von dem Reiche der Abbassiden trennte und daselbst das Reich der Ommiaden stiftete, hatte zu herrschen angefangen, als der religiöse Fanatismus der Muselmanen sich schon vermindert hatte; er hatte ins Abendland die Künste und Wissenschaften mitgebracht, welche in Spanien zu einem höhern Gedeihen kamen, als in allen übrigen muselmanischen Ländern. Eine vollkommene Duldung war von den ersten Eroberern allen christlichen Gothen bewilligt worden, die unter dem Namen Moçaraber (mit den Arabern Vermischte) mitten unter den Muselmanen geblieben waren. Abderama, der den Namen des Gerechten erhielt und verdiente, verschaffte den Rechten seiner christlichen Unterthanen Achtung, und suchte sie nur durch die bewundernswürdige Ueberlegenheit in den Künsten, in den Wissenschaften und in der Geistesbildung, die damals das Eigenthum seines Volkes war, an sein Reich zu knüpfen. Die Christen, welche unter den Arabern lebten, bemühten sich bald auf der Bahn fortzugehn, auf welcher sie jene sich hervorthun sahen. Abderama, ein Zeitgenosse Carls des Großen, schützte wie er die Wissenschaften; aber viel aufgeklärter als dieser Fürst hat er auf die Bildung der Christen selbst einen wohlthätigern und dauerndern Einfluß gehabt als dieser *). Das Studium der arabischen Sprache wurde

---

*) Vier Fürsten mit Namen Abderama haben in Spanien von der Mitte des achten Jahrhunderts bis zum Anfang des zehnten eine glänzende Rolle gespielt, und könnten leicht mit einander verwechselt werden. Der erste (Abdul-Rahman-Ben-Abdullah) war nur ein Statthalter oder Vicekönig des Khalifen Yesid; er indeß ist es, der Frankreich in Gefahr

von den christlichen Moçarabern als das einzige Mittel betrachtet, ihren Geist zu entwickeln. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts beklagte sich Alvaro von Cordova in seinem Indiculus luminosus darüber, daß seine Landsleute das Studium ihrer heiligen Wissenschaften aufgäben, um nur die heiligen Wissenschaften der Chaldäer kennen zu lernen. Johann von Sevilla schrieb zur Bequemlichkeit der Christen, die besser arabisch als latein verstanden, in jener Sprache eine Auslegung der heiligen Schriften. Man übersetzte gegen diese Zeit die Canonsammlung zum Gebrauch der spanischen Kirche ins Arabische; andrer Seits wurden einige Bücher über die Rechte und die Religion der Araber spanisch geschrieben: mithin wurden in dem ganzen Umfang der arabischen Herrschaft in Spanien beide Sprachen, die arabische und romanische, allgemein gesprochen; auf diese Weise gelangten die abendländischen Christen zur Kenntniß der arabischen Wissenschaften, oft ohne daß sie genöthigt waren, das Ara-

---

brachte, und der, nachdem er es mehr als halb überschwemmt hatte, in den Ebnen von Tours von Carl Martell 733 geschlagen wurde. Wahrscheinlich ist er es auch, den Ariost, welcher die alten Romanzendichter vor Augen hatte, durch einen Anachronismus als den Widersacher Carls des Großen, unter dem Namen Agramant, auftreten läßt. Der zweite, von dem hier die Rede ist (Abdul-Rahman-Ben-Moawiah) war allein 749 der Niedermetzelung seiner Familie entgangen, als die ommiadischen Khalifen, seine Vorfahren, den Thron von Damascus verloren. Er war sechs Jahre flüchtig in den Wüsten Afrika's herumgeirrt, als Spanien sich für ihn erklärte. Er herrschte daselbst mit Ruhm von 756 bis 787. Zwei seiner Nachkommen, Abderama II. (822 bis 852) und Abderama III. (912 bis 961) führten mit nicht geringerm Glück und nicht geringern Tugenden die Titel von Khalifen des Abendlandes und Emirn-el-Mumenim (Fürsten der Gläubigen), so daß die glänzendsten Kriegsthaten wie die höchste Wohlfahrt der Mauren in Spanien an den Namen Abderama geknüpft sind.

bische zu erlernen. Die von Abderama und seinen Nachfolgern gestifteten Schulen und Universitäten wurden von allen wißbegierigen Männern, die es in Europa gab, besucht. Einer der ausgezeichnetsten war Gerbert, der zu Sevilla und Cordova studirt zu haben scheint, und der einen solchen Reichthum arabischer Gelehrsamkeit und eine solche Ueberlegenheit über sein ganzes Zeitalter von dort mitbrachte, daß er, nachdem er die Bewunderung Frankreichs und später Italiens gewesen und durch alle Stufen der kirchlichen Hierarchie erhoben worden, endlich vom J. 999 bis 1003 unter dem Namen Sylvester II. den päbstlichen Stuhl einnahm. Eine Menge Andrer und besonders die Wiederhersteller der strengen Wissenschaften in Frankreich, England und Italien im elften Jahrhundert hatten ihren Studien durch einen mehr oder minder langen Aufenthalt auf den Universitäten des südlichen Spaniens das Siegel aufgedrückt. Campanus von Novara, Gerard von Carmona, Atelard, Daniel Morley und mehrere andere bekennen in ihren Schriften, daß sie von den Arabern alles, worin sie öffentlich unterrichten, gelernt hätten.

Indeß hatte die Monarchie der Ommiaden in Spanien einer Menge kleiner maurischen Herrschaften Platz gemacht, die, indem sie einander zu bekriegen aufgaben, fast nur in der Ausbildung der Künste und Wissenschaften mit einander wetteiferten. Eine Menge von Dichtern waren an den Höfen der Fürsten von Grenada, Sevilla, Cordova, Toledo Valencia und Saragossa angestellt: eine Menge von Astronomen, Aerzten, Geschichtserzählern genossen daselbst der Gunst und eines ausgezeichneten Ranges. Unter diesen Günstlingen der Höfe waren mehrere Christen und Moçaraber, mehrere gehörten also durch ihre Religion und ihre Geburt zwei Sprachen und zwei Völkern an. Sobald sie einige Kränkung an dem Hofe der maurischen Könige erlitten, sobald sie für ihre Freiheit oder für ihr Vermögen zu fürchten hatten, entflohen sie zu den Christen; sie brach-

ten ihnen ihre Talente und ihren Kunstfleiß zu und wurden von ihnen aufgenommen wie unglückliche Brüder. Die kleinen Fürsten der aufkeimenden Königreiche Spaniens, hauptsächlich Cataloniens und Aragons, in deren Mitte eingeschlossen sich bis 1112 das muselmanische Königreich Saragossa erhielt, traten in persönliche Verbindung mit Mathematikern, Philosophen, Medicinern und Troubadouren oder Erfindern von Novellen und Liedern, welche ihre erste Bildung in den Schulen Andalusiens erhalten hatten, und welche diese kleinen Höfe durch Erzählungen und durch Spiele der Phantasie unterhielten, die sie aus der morgenländischen Literatur entlehnten. Die Vereinigung der Fürstenthümer von Catalonien und Provence führte dieselben Gelehrten und dieselben Troubadouren in die neuen Staaten von Raymond Berenger. Die verschiednen Dialekte der romanischen Sprache waren noch nicht so geschieden wie heutiges Tags, und die Troubadouren gingen leicht vom Castilianischen zum Provençalen über, das damals für die elegantesten von den südlichen Sprachen galt.

So wurde die Poesie den neuern Völkern von Europa gelehrt, und die Regeln selbst, welche sie sich auferlegte, ließen leicht die Schule erkennen, wo sie gebildet worden war. Die erste und zugleich diejenige, die gewissermaßen die neuere Poesie charakterisirt, war der Reim. Dieses Streben nach Gleichklang in den Versausgängen oder in der Mitte und dem Ende der Verse, das die Griechen nicht kannten, findet sich in der That zuweilen in den römischen selbst classischen Poesien; aber es erscheint hier stets mit einem andern Zweck, als den wir uns bei dem Reime vorsetzen. Es soll weniger der Vers als der Sinn hervorgehoben werden; eine Aehnlichkeit in dem Bau der Phrase gibt den Reim; Verben stimmen zu Verben, Nomina zu Nominibus, und die Wirkung dieser Wiederholung ist, schon durch das Ohr anzuzeigen, daß der Dichter durch zwei oder drei Verse analoge Ideen verfolgt; nachher reimt er nicht weiter. Die lateini-

schen Poesien des Mittelalters sind viel häufiger gereimt, selbst im achten und neunten Jahrhundert; aber die große Vermischung der Araber mit den Römern begann im achten Jahrhundert, und es würde schwer zu erforschen sein, ob die ersten lateinischen Reime nicht schon von ihnen entlehnt waren. Man kann dasselbe von den deutschen Reimen sagen, weil die ältesten deutschen Verse, die man paarweise gereimt findet, lange nicht so alt sind wie die arabischen, seit dem höchsten Alterthume gereimten Verse, selbst nicht wie die erste bekannte Verbindung zwischen den Arabern und Deutschen. Es ist sehr möglich, daß die Gothen bei ihrem ersten Eintritt in Europa den Gebrauch des Reims aus den Ländern des Morgenlandes, woher sie kamen, mitgebracht haben. Aber die wesentliche und alterthümliche Form des Versbaues bei den teutonischen Völkern findet sich bei den Scandinaviern wieder, und besteht in der Alliteration, nicht in dem Reim. Sie besteht in der dreifachen Wiederholung derselben Consonanten am Anfang der Wörter, und nicht in denselben Tönen am Schlusse. Die Nibelungen, welche in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben wurden, sind nach Distichen gereimt, ich möchte fast sagen, auf französische Weise; aber dasselbe Gedicht, das sich in den isländischen Traditionen wiederfindet und im neunten oder zehnten Jahrhunderte versifizirt wurde, ist nicht gereimt *).

---

*) Hier ist ein Beispiel der Alliterationen, welche die Stelle der Reime vertreten, aus Fouqué's Nachbildung:

Hell verheißen
Hat's mein Oheim,
Kurz mein Leben, kühn mein Lust;
Rasch mein Rache,
Rauh der Ausgang,
Fließend Blut im Niflungenstamm.

Die Consonanten nehmen in den nordischen Sprachen, welche angefüllt damit sind, einen viel wichtigern Platz ein, und die Vokale in den südlichen; auch ist die Alliteration, die in der Wiederholung der Consonanten besteht, die Zierde der nordischen Sprachen, und die Assonanz oder der nur in den Vocalen beruhende Reim allen Volksgesängen der südlichen Sprachen eigen, wiewohl sie nur im Spanischen in Regeln gebracht worden.

Aber der Reim, welcher in der ganzen Poesie der Araber wesentlich ist, und von ihnen auf verschiedne Weise verbunden wurde, um dem Ohre zu gefallen, ward von den Troubadouren in die provençale Sprache mit demselben Spiele in den Tönen übergetragen. Die gewöhnlichste Form der arabischen Poesie ist distichenweise zu reimen, nicht auf die Art, daß die beiden zusammengehörigen Verse unter sich reimen, ohne mit den vorhergehenden und nachfolgenden verbunden zu sein, wie in dem Nibelungenliede oder in unsern heroischen Alexandrinern; sondern auf die Art, daß die zweiten Verse auf einander reimen und derselbe Reim durch die ganze Strophe oder die ganze Länge des Gedichts durchgeführt wird. Dies ist auch die älteste Form der spanischen Poesie. Eine bekannte Decime des Kaisers Friedrichs I. beweis't, daß dieselbe Ordnung in den Reimen im Provençalischen üblich war. Dieser Kaiser, der fast alle Sprachen seiner Zeit sprach, war zu Turin im J. 1154 mit Raymond Berenger II., Grafen von Provence zusammengekommen, und hatte ihn feierlich in seine Lehen eingesetzt. Der Graf war von einer großen Anzahl Dichter seines Volks begleitet, welche fast alle zu den ersten Edelleuten seines Hofs gehörten. Sie entzückten Friedrich durch den Reichthum ihrer Phantasie und den Wohlklang ihrer Verse; Friedrich antwortete auf ihre Artigkeiten mit folgender Decime:

Ritter aus dem Franzenland,
Edle Frauen catalanisch,

Zierlichkeit von Genua's Strand,
Feine Sitte castilianisch,
Aus Provence der Lieder Tand,
Tänze lieb' ich trevisanisch,
Aragonscher Wuchs gewandt,
Feine Perlen julianisch,
Englisch sei Gesicht und Hand,
Und das Mägdelein toscanisch.

Aber sehr oft endigt auch in der arabischen Poesie der zweite Vers jedes Distichons stets mit demselben Worte, und diese Wiederholung ist ebenfalls von den Provençalen gebraucht worden. Man findet davon ein merkwürdiges Beispiel in einigen Versen von Jauffred de Rudel, einem Edelmann von Blieux in Provence, einem von denen, die Friedrich dem Rothbart im J. 1154 vorgestellt worden waren. Die Gelegenheit, bei welcher sie gemacht wurden, ist höchst sonderbar und beweis't die ganze Sonderbarkeit der Phantasie und der Sitten der Troubadouren. Die Kreuzfahrer, die aus dem gelobten Lande zurückkamen, sprachen mit Begeisterung von einer Gräfin von Tripoli, welche sie mit großmüthiger Gastfreundlichkeit aufgenommen hatte, und deren Anmuth und Schönheit ihren Tugenden glich. Jauffred Rudel wurde auf diese Beschreibung sterblich in sie verliebt, ohne sie je gesehn zu haben. Er bewog einen seiner Freunde, Bertrand von Allamanon, der wie er ein Troubadour war, ihn nach der Levante zu begleiten. Er verließ im J. 1162 den Hof

---

*) Plas mi cavalier francez,
E la donna catalana,
E l'onrar del Ginoes,
E la court de castellana,
Lou cantar provençales,
E la danza trevisana,
E lou corps aragones,
E la perla juliana,
La mans e kara d' Anglez,
E lou donzel de Toscana,

Englands, wohin er von Gottfried, dem Bruder König Richards, gebracht worden, und schiffte sich nach dem gelobten Lande ein. Allein er wurde auf der Reise gefährlich krank, und schon hatte er die Sprache verloren, als er in dem Hafen von Tripoli ankam. Die Gräfin, benachrichtigt, daß ein berühmter Dichter aus Liebe für sie auf dem Schiffe, das eben auf der Rhede angelangt sei, sterbe, begab sich an Bord, nahm ihn bei der Hand und bemühte sich, seinen Muth wieder zu beleben. Rudel, wie man versichert, erlangte die Sprache lange genug wieder, um der Gräfin für ihre Menschenfreundlichkeit zu danken, und ihr seine Leidenschaft auszudrücken; aber seine Rede ward durch die Krämpfe des Todes unterbrochen. Er wurde zu Tripoli in einem Grabmale von Porphyr, das die Gräfin ihm mit einer arabischen Inschrift erbauen ließ, bestattet. Hier sind die Verse auf seine entfernte Liebe, die er verfertigte, bevor er diese letzte Reise unternahm. Man betrachte die Uebersetzung, die ich diesem provençalen Bruchstücke beigefügt habe, nicht als Poesie, wiewohl ich mich bemüht habe, dasselbe Sylbenmaaß und dieselben Reime beizubehalten. Das Provençale selbst suche ich dadurch vor Augen zu legen, mit den Regeln, die ihm eigen und uns fremd sind, mit seinen Wiederholungen, seinem Gesuchten und zuweilen Dunkeln, aber auch seiner Naivetät. Wollte man die Verse der Provençalen übersetzen, so müßte man sich unsrer Sprache auf andre Weise und der ihr eignen Dichtungsformen bedienen:

Bang' und traurig will ich gehn,
Ob ich seh die Liebe fern;
Weiß nicht, wann es wird geschehn;
Unser Land ist gar zu fern.
Gott, der alles ließ'st entstehn,
Schufest diese Liebe fern,
Gieb mir Stärke, denn zu sehn
Hoff ich diese Liebe fern.
Herr, fest muß die Liebe stehn,
Die ich hege für sie fern,

Denn ich trage tausend Wehn
Für Ein Gut, so lang' ich fern.
Ich mag nirgend Lieb' erflehn,
Als nur diese Liebe fern;
Keine ist wie sie so schön,
Sei sie nahe, sei sie fern. *)

Aber die Troubadouren sind nicht bei dieser recht eigentlich arabischen Form stehen geblieben; sie haben ihre Reime auf tausend Arten verändert, sie haben ihre Verse durch einander geschlungen und verflochten, so daß die Wiederkehr eines und desselben Gleichklangs eine ganze Strophe bestimmt, und sie haben auf eine genugsam wohlklingende Sprache, auf genugsam geübte Ohren gerechnet, daß die Erwartung des Reims und dessen Wiederkehr nach mehrern Versen immer gleiches Vergnügen machten. Darin scheinen sie mir den Reim als Meister und als ein eignes Gut zu gebrauchen, während die Deutschen, welche ihn ihnen mitgetheilt zu haben behaupten, ihn im zwölften Jahrhunderte ängstlich handhabten, die Verse, die mit einander reimen sollten, stets zwei und zwei an einander reihten, und zu fürchten schienen,

---

*) Irat et dolent m'en partray
S'ieu non vey cet amour de luench,
Et non say qu'outra la veray
Car sont trop noutras terras luench.
Dieu que fez tout quant van e vay
Et forma aquest amour luench
My don poder al cor car hay
Esper vezer l'amour de luench.
Segnour, tenes my pour veray
L'amour qu'ay vers ella de luench
Car pour un ben que m'en esbay
Hay mille mals, tant soy de luench.
Ia d'autr' amour non jauzirai
S'ieu non jau dest' amour de luench
Qu'una plus bella non en say
En luez que sia ny prez ni luench.

daß in einer so klanglosen Sprache, wie die ihrige, ein verflochtener Reim nicht gehört werde, und noch weniger die Rückkehr eines Gleichklangs nach mehreren verschiedenen Reimen. Aber es ist auch wahr, daß später, im dreizehnten Jahrhunderte, die Minnesinger (Dichter der Liebe oder deutsche Troubadouren) alle Spiele des Reims, alle schwierigen Verflechtungen, welche sie die Provençalen ausüben sahen, nachahmten.

Der Reim war die Grundlage der provençalen Poesie, und er ist seitdem in allen Poesien des neuern Europa's geblieben, aber er machte nicht allein den Vers. Die Zahl und die Betonung der Sylben wurden nach dem Beispiele der Araber, soviel man davon urtheilen kann, der Quantität oder der Dauer des Tons substituirt, welche die Grundlage der lateinischen und griechischen Verse ausmachte. In den Sprachen des Alterthums hatte jede Sylbe in der Aussprache einen Ton, dessen Zeitraum unveränderlich bestimmt war; die Beziehung dieser Zeiträume unter einander war gleichfalls genau festgesetzt, und während man alle Sylben in lange und kurze theilte, wurde die Versification auf diese erste Eintheilung gegründet und dem Rhythmus in der Musik vollkommen ähnlich gemacht. Der Vers war aus einer gewissen Anzahl von Maaßen gebildet, welche man Füße nennt, und welche das Steigen und Sinken einer stets in gleiche Zeiten eingeschloßnen, stets, wie groß auch die Verschiedenheit in den Tönen sei, in der Bewegung sich ähnlichen Melodie bezeichneten. Die Mischung dieser verschiednen Füße hat den Griechen und Römern eine ungeheure Menge von Versen von verschiedner Länge und Bewegung gegeben, in denen es allemal wesentlich ist, die Worte auf solche Weise zu ordnen, daß während der ganzen Dauer des Verses das Ohr in gleichen Zeiträumen von Tönen, die alle auf einerlei Weise fortschreiten, getroffen werde. In allen romanischen Sprachen kann das Ohr nicht die Sylben in lange oder kurze unterscheiden, noch ihnen eine genaue

und verhältnißmäßige Quantität anweisen. In allen, das Französische ausgenommen, giebt es in jedem Worte eine Sylbe, auf welcher der Nachdruck der Aussprache ruht und welche den wichtigsten Ton des Wortes zu bestimmen scheint. Die Sprache der Provençalen insbesondere ist stark betont; die Troubadouren fühlten es, und vielleicht ohne die Harmonie der lateinischen Verse zu kennen, gaben sie ihren Versen eine ähnliche Bewegung durch die bloße Vermischung der betonten Sylben mit den unbetonten. Das Ohr allein hatte sie geleitet, ohne daß sie gesucht hätten, ihre Poetik nach dem Muster der klassischen Schriftsteller zu bestimmen; auch kannten sie selbst schlecht die Regeln, die sie befolgten, und von denen sie nicht Rechenschaft zu geben gewußt hätten. Aber der Bau ihrer Verse war einfacher als bei den Alten; sie gebrauchten nur das Maaß von zwei ungleich betonten Sylben, welches nur zwei Veränderungen hat, den Trochäus (lang und kurz) und den Jambus (kurz oder lang); und sie gaben für den gewöhnlichen Gebrauch und im Ganzen dem Jambus den Vorzug, wie auch nach ihnen die Italiener thaten; während die Spanier in ihrer alten Poesie den Trochäus gewählt, und für die heroische Dichtungsart auch die versos de arte mayor, den aus einer langen und zwei kurzen bestehenden Daktylus, oder den aus einer langen zwischen zwei kurzen Sylben bestehenden Amphibrachys beibehalten hatten. Aber man darf nicht glauben, daß die Provençalen, die Spanier, die Italiener, noch auch ehemals die Römer und Griechen, mühsam für ihre Verse die Sylben wählten, damit die langen und kurzen abwechselnd und in die gehörige Ordnung zu stehn kämen; gewisse Stellen im Verse erfoderten einen Accent oder eine lange Sylbe; so gab es deren zwei oder drei in jedem Vers, nemlich die vierte oder sechste die achte oder zehnte, deren Quantität und Lage bestimmt waren; und nach dem in den neuern Sprachen zwischen den betonten und nicht betonten Sylben üblichen Verhältnisse

wiesen jene den übrigen ihren Platz an und gaben dem ganzen Vers Bewegung.

Diese Sylben, deren Quantität dem Wesen nach bestimmt ist in den neuern Sprachen, sind diejenigen, auf welchen die Haupt- und Nebencäsur und der Schluß des Verses ruht. Die Cäsur ist ein Ruhepunkt, den das Ohr übereinstimmend mit dem Sinne gegen die Mitte des Verses fest hält und der ihn in zwei Theile von gleichmäßiger Bewegung theilt. In dem zehnsylbigen Verse, demjenigen, welcher in allen romanischen Sprachen am häufigsten gebraucht wird, kann dieser Ruhepunkt, der am natürlichsten auf die vierte Sylbe fällt, nach der Willkühr des Dichters zuweilen auch auf die sechste fallen; es ist sogar eine Kunst, diese ungleich getheilten Verse zu vermischen, um das Ohr vor der Monotonie einer zu einförmigen Bewegung zu bewahren. Wenn aber die Cäsur regelmäßig und auf die vierte Sylbe gelegt wird, so muß diese Sylbe vollkommen betont sein; die achte, die ihr in einem gleichen Zwischenraume entspricht, muß es auch sein; und die zehnte, welche die Ruhe am Ausgange des Verses vorbereitet, muß es ebenfalls sein. In den Versen, deren Bewegung versetzt ist, indem das erste Hemistich länger ist als das zweite, fällt die Cäsur auf die sechste Sylbe, welche ebenso wie die zehnte betont sein muß. Wenn alle gerade Sylben betont sind, so ist es beinahe nothwendig, daß die ungeraden es nicht sind, und der Vers zerfällt von selbst in fünf Jamben; jedoch kann der Dichter zuweilen an die Stelle des ersten und dritten, oder des ersten und zweiten Fußes einen Trochäus setzen, und der Vers ist nur dann in der Quantität falsch, wenn die vierte, achte und zehnte, oder die sechste und zehnte Sylbe nicht betont sind *).

---

*) Wie langweilig auch schon diese Details scheinen mögen, so halte ich es doch für nöthig, hier in einer Note noch Beispiele aus verschiedenen Sprachen beizufügen, nur für diejenigen, die ernstlich die Gesetze des Versbaues studiren wollen. In der

Ich bedarf der Nachsicht für diese trocknen und langweiligen Details, in die ich eingehen zu müssen geglaubt habe; die von den Troubadouren angegebnen Gesetze des

---

That ist die Prosodie, welche die Provençalen erfanden, allgemein in den neuern Sprachen, das Französische allein ausgeschlossen, angenommen. Die Franzosen, denen diese Regeln fremd sind, möchten gern ihr Dasein leugnen; sie beurtheilen die Verse der andern Nationen nach den ihrigen; sie zählen die Sylben und beobachten den Reim, aber so lange sie nicht auch die Prosodie studiren, können sie nicht diese Harmonie der Rede fühlen, der die Poesie ihre mächtigsten Wirkungen verdankt.

Man braucht in der Prosodie zwei Zeichen, den Strich –, welcher die lange oder betonte Sylbe, und den Bogen ◡, welcher die kurze Sylbe bezeichnet; wir wollen sie über die entsprechenden Sylben setzen und das Hemistich nach der Cäsur mit zwei Strichen ⚌ trennen.

◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –
Lo jorn que us vi ⚌ o donna primament,
– ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
Quant à vos plac ⚌ que us mi laisest vezer,
◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –
Parti mon cor ⚌ tot autre pensamen,
◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –,
E forom ferm en vos ⚌ tuit mei voler,
◡ – ◡ – – ◡ ◡ – ◡ – ◡ –
Que sim passez ⚌ Donna en mon cor l'enveïa
◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –
A un dolz riz ⚌ et ab un dolz esgard
– ◡ ◡ – ◡ – – ◡ – ◡ –
Mie quant es ⚌ mi fezes oblidar.

Arnaud de Marveilh.

In den provençalen Versen von weniger als zehn Sylben ist die Quantität schwerer zu bestimmen, weil der Dichter unter einer größern Mannichfaltigkeit von Maaßen wählen kann, und weil es nur einen, höchstens zwei Füße in einem Verse giebt, deren Quantität unveränderlich ist. Indeß ist es eben nur das Spiel der Betonung, was dem Verse Wohlklang giebt.

Dieselben Regeln sind ohne Ausnahme bei allen andern neuern Sprachen anzuwenden, und die italienischen Verse

Versbaues leiden eine allgemeine Anwendung; sie erstrecken sich über die ganze Literatur, von der wir zu sprechen Gelegenheit haben werden; sie sind von allen südlichen, und von

---

zum Beispiel müssen nach dem von den Provençalen aufgestellten Grundsatz so gemessen werden:

– ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
Miser chi mal opran ⏓ do si confida

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Ch' ognor star deb ⏓ bia il maleficio occulto,

⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
Che quando ogn' altro tac ⏓ cia intorno grida

– ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
L' aria e la terra stes ⏓ sa in ch'è sepulto.

Ariosto.

Man muß bemerken, daß die Cäsur oft ein Wort in der Mitte theilt, aber nach der Accentuation; so daß die folgende stumme Sylbe, da sie kaum gezählt wird, sich an das folgende Hemistich, wie an den folgenden Sinn, schließt. Die italienischen Verse enden fast immer mit einer stummen Sylbe, so daß sie aus fünf und einem halben Jamben bestehen. Die spanischen und portugiesischen Verse seit der Regierung Carls V. sind völlig eben so.

– ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Solo y penso ⏓ so en prados y desiertos

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Mis passos doy ⏓ cuydosos y cansados

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Y entrambos o ⏓ jos traygo levantados

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
A ver no vea alguien ⏓ mis desconciertos.

Boscan.

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
De tamanhas victo ⏓ rias triumphava

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
O velho Alfon ⏓ so Principe subido

– ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Quando quem tudo em fim ⏓ vencendo andava

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Da larga e muita ida ⏓ de foi vencido.

Camoens.

den meisten nordischen Völkern Europa's angenommen worden. Uebrigens ist dieser Bau des Verses, dieser gewissermaßen mechanische Theil der Poesie, vermittelst geheimer und

---

Aber die spanische und portugiesische, in den Romanzen, Liedern und dem dramatischen Dialog gebrauchte Redondilha besteht aus Trochäen, deren Bewegung der jambischen entgegengesetzt ist.

– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Sentose et conde a la mesa
– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
No cenava ni podia
– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Con sus hijos al costado
– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Que muy mucho los queria.

Romance d' Alarcos.

– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Canta o caminhante ledo
– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
No caminho trabalhoso
– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
Por entre o espesso arvoredo
– ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪
E de noite o temeroso
– ∪ ∪ ∪ – ∪ – ∪
Cantando refrea o medo.

Camoens, Redondilhas.

Der alte heroische Vers der Spanier und Portugiesen, den sie verso de arte mayor nennen, bestand aus vier Daktylen oder Amphibrachen, oder aus drei Daktylen und einem Spondäus.

– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪
Como no creo que fossen menores
– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ – –
De los Africanos los hechos del Cid?
– ∪ ∪ – – – ∪ ∪ – –
Ni que feroces menos en la lid
– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪
Entrassen los nuestros que los Agenores?

Juan de Mena, Labyrintho.

Der englische heroische und der deutsche dramatische Vers endlich stimmen vollkommen mit dem zehnsylbigen provençalen und italienischen Jamben überein, den ich zuerst scandirt habe.

mysteriöser Beziehungen, mit unsern Empfindungen, unsern Gemüthsbewegungen, mit allem, was zu unserer Phantasie und unserm Herzen spricht, verbunden. Es hieße die göttliche Sprache der Dichter schlecht verstehen, wenn man ihn blos als einen dem Gedanken auferlegten Zwang betrachten wollte. Die Verse erschüttern unsre Seele, erwecken unsre Leidenschaften oder nehmen sie gefangen, einzig weil sie etwas noch Innigers als die Prose sind, etwas, das unser ganzes Wesen durch die Sinne wie durch die Seele erfaßt, und vollständigere Eindrücke auf uns macht, als die Sprache allein machen könnte. Die Symmetrie gehört zu den Formen unsres Geistes; sie ist eine Idee, die den Vorstellungen in uns vorausgeht, und die, indem sie auf alle Künste Anwendung leidet, sich stets mit unserm Schönheitsgefühl verbindet. Vermöge eines Princips, das früher als alle Ueberlegung ist, suchen wir in den Gebäuden, Geräthschaften,

˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Now morn her rosy steps = in th'eastern clime
˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Advancing sowed = the earth with orient pearl
˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
When Adam wak'd = so custom'd, for his sleep
– ˘ ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Was airy light = from pure digestion bred.

Indeß ist Milton nicht immer so leicht zu scandiren, weil er oft die römische Prosodie in den englischen Versen hat nachahmen wollen. Von allen neuern Prosodien ist die deutsche die unveränderlichste, weil sie immer mit der Grammatik übereinstimmt.

˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Ha welche Wonne fließt = in diesem Blick
˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘
Auf einmal mir = durch alle meine Sinnen!
˘ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –
Ich fühle inn = ges heilges Lebensglück
– – ˘ – ˘ – ˘ – ˘
Neu glühend mir = durch Nerv und Adern rinnen.

Göthe, Faust.

Möbeln, in allen Erzeugnissen menschlicher Kunst die nemliche Symmetrie, welche die Hand Gottes auf eine so stetige Weise der Gestalt des Menschen und der Thiere aufgeprägt hat. Diese auf das harmonische Verhältniß der Theile zum Ganzen gegründete und von der Einförmigkeit so verschiedne Symmetrie findet sich in der regelmäßigen Wiederkehr der Strophen einer Ode, wie in der Uebereinstimmung der Flügel eines Pallastes wieder. Sie ist in der neuern Poesie durch den Reim mehr bezeichnet als in der alten, weil dieser die verschiedenen Theile einer und derselben Strophe mehr in Harmonie bringt. Der Reim ruft die Erinnerung und die Erwartung auf; er weckt eine vergangne Empfindung und das Verlangen nach einer neuen; er erhöht die Wichtigkeit der Töne, und leiht den Worten gewissermaßen ein Colorit. In unsrer neuern Poesie werden die Sylben nicht allein in Hinsicht auf ihre Dauer, sondern auch in Hinsicht auf ihren Einklang betrachtet; und die Vocale, abwechselnd flüchtig, hörbar oder volltönend, gehen nicht unbemerkt vorüber, da der Reim die Erwartung darauf spannt und ihre Stellung bestimmt. Was würde aus der provençalen Poesie werden, wenn wir darin nichts suchten als den Gedanken, wie eine matte Prose ihn geben könnte? Es war etwas anders da, als der bloße Sinn der Worte, wenn der Troubadour seine schöne Sprache mit den harmonischen Tönen seiner Harfe vereinigte; wenn die kriegerische Begeisterung ihm kräftige, nervichte und volltönende Reime zuführte; wenn er den Rausch der Liebe mit zärtlichen und wollüstigen Tönen ausdrückte. Die Prosodie, wie der Reim, richteten sich nach den Empfindungen seiner Seele mehr noch, als es der Sinn seiner Worte thun konnte; die wiederholte und beschleunigte Accentuation, die jede zweite Sylbe in den jambischen Versen traf, schien den Schlägen seines Herzens zu entsprechen, und die Bewegung der Sprache gab für sich allein die Bewegung der Seele wieder. Durch diese hohe Empfindlichkeit für die musikalischen Eindrücke, durch diese zarte

Organisation erfanden die Troubadouren eine Kunst, von der sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnten, und ward es ihnen möglich, mittelst einer neuen Harmonie, jene Regung des Gemüths mitzutheilen, nach der alle Dichter getrachtet haben und die sie fortan nur dadurch erreichen, daß sie den Spuren dieser Erfinder unsrer Prosodie folgen.

Viertes Kapitel.

Von dem Stande der Troubadouren und ihren Liebes- und Kriegsliedern.

Die Grafen von Provence waren nicht die einzigen Regenten des mittäglichen Frankreichs, an deren Hofe man die Sprache von Oc oder das Romanisch-provençalische redete, und bei denen die in der Schule der Mauren gebildeten Erzähler und Dichter eine schmeichelhafte Aufnahme und sichern Schutz finden konnten. Am Ende des elften Jahrhunderts war die eine Hälfte Frankreichs von unabhängigen Fürsten beherrscht, deren einziges Band die provençale Sprache war, welche sie alle auf gleiche Weise sprachen. Die berühmtesten unter ihnen waren die Grafen von Toulouse, die Herzoge von Aquitanien, aus dem Hause Poitou, die Dauphins von Viennois, von Auvergne, die Prinzen von Oranien, aus dem Hause der Baux, und die Grafen von Foix. Nach ihnen kam eine unzählige Menge von Vicomts, Baronen und Herren, die in einem kleinen Lande, in einer Stadt, selbst auf einem Schlosse aller Regentenvorrechte genossen. Zu diesen kleinen Höfen kamen, ihrem Glück nachgehend, Aerzte, Sterndeuter und Erzähler, welche die Kenntnisse und Künste Spaniens nach dem Norden brachten. Ihr Ehrgeiz ging vielleicht nicht weiter, als die geschäftslosen Großen zu unterhalten, und ihnen durch Schmeicheleien zu gefallen; die Belohnung, die sie sich versprochen hatten, und die sie von den

christlichen wie von den arabischen Fürsten erhielten, bestand in der Theilnahme an den Festen, welche sie durch ihre Erzählungen und Gesänge belebten, und in Geschenken an Kleidern und Pferden: aber sie sprachen zu Helden; indem sie ihnen von Ruhm und Liebe erzählten, drangen sie bis in die innerste Tiefe ihrer Seele und theilten ihnen die ganze poetische Gemüthsbewegung mit, welche sie selbst fühlten. So erhob der Gegenstand ihrer Gesänge ihren eignen Charakter und wurden die den Mauren Abtrünnigen die Lehrer der Fürsten. Kaum war die Liederkunst in das mittägliche Frankreich eingeführt, kaum waren die Regeln des Versbaues erfunden, als die Poesie die Erholung der erlauchtesten Staatsmänner wurde. Die ganz lyrische Form, welche die Araber ihr gegeben hatten, eignete sie nur zum Ausdruck der edelsten Leidenschaften; die Dichter sangen ihre Liebe, ihr kriegerisches Feuer oder ihre Unabhängigkeit; kein Fürst war von so erhabnem Rang, daß er es sich nicht zur Ehre gemacht hätte, selbst ähnliche Gefühle ausdrücken zu können. Liebende Könige priesen in ihren Versen ihre Gebieterinnen, und als die ersten Regenten Europa's unter den Dichtern oder Troubadouren Platz genommen hatten, gab es keinen Baron noch Ritter mehr, der nicht geglaubt hätte mit dem Ruhme der Tapferkeit und Galanterie den Ruhm der zarten Liederreime (de trouver gentiment en vers) verbinden zu müssen. Keiner Studien bedurfte es für die Poesie, sondern eines musikalischen Gefühls, einer harmonischen Anlage, die ohne Mühe die Worte in die Ordnung brachten, worin sie dem Ohre schmeichelten, und die zugleich den Gedanken, Bildern, Empfindungen jenen Einklang, jene melodische Uebereinstimmung zu einem Ganzen gaben, die aus der Seele kommt, und wobei das Studium nichts ersetzen konnte. Man ist erstaunt zu sehen, wie wenig Kenntnisse die Poesien der Toubadouren voraussetzen; keine Anspielung auf die Geschichte oder Mythologie, keine von fremden Sitten entlehnte Vergleichung, keine Erinnerung an die Wissenschaf-

ten oder irgend etwas, was man in der Schule lehrte, mischt sich in den einfachen Erguß des Gefühls; auch begreift man, wie Fürsten und Ritter, die oft nicht lesen konnten, sich doch unter die geistreichsten Troubadouren zählen durften.

Einige öffentliche Ereignisse trugen dazu bei, daß sich den Rittern der Sprache von Oc ein erweiterter Ideenkreis öffnete, daß sie in ihrem Thun mehr der Begeisterung als dem Vortheil folgten, daß sie eine ihnen neue Welt besuchten und daß ihre Phantasie von unerwarteten Gegenständen getroffen wurde; und niemals nimmt eine Nation einen poetischern Charakter an, als wenn große Bilder Gemüther bewegen, die mit der ganzen Jugendfülle begabt sind.

Das erste dieser Ereignisse war die Eroberung von Toledo und ganz Neu-Castilien durch Alphons VI. König von Castilien. Dieser König, der damals unterstützt wurde von dem Helden Spaniens, dem Cid Rodrigo oder Ruy Diaz de Bivar, lud zu der Unternehmung, die von 1083 bis 85 seine Staaten mehr als verdoppelte und den Christen das Uebergewicht in Spanien sicherte, eine große Menge französischer, provençaler und gasconischer Ritter ein, die durch seine Gemahlin, Constanze von Burgund, in einiger Verbindung mit ihm standen. Nach einem Zwischenraum von zweihundert Jahren war dies der erste Krieg gegen die Ungläubigen, an welchem die Franzosen Theil nahmen; er ging um vierzehn Jahre dem Aufrufe zum ersten Kreuzzuge voran. Diese Krieger aus verschiednen Ländern, vereinigt in einer und derselben Armee, wurden, indem sie mitten unter fremden Nationen sich beobachteten, eben dadurch empfänglicher für den Ruhm. Das glänzende Beispiel des Cid, der sich über alle Männer seiner Zeit emporschwang, und den maurische und castilianische Dichter zu besingen bereits anfingen, lehrte sie wahrnehmen, wie sehr Volksgesänge den Namen der Helden verbreiten können. Außerdem vermischte die Eroberung von Toledo inniger die Mauren mit den Christen; eine vollkommne Duldung wurde den

Mauren zugestanden, welche Unterthanen des Königs von Castilien blieben; Alphons verpflichtete sich sogar mit einem Eide, ihnen zur Moschee die Cathedrale zu lassen, die er ihnen jedoch später auf seiner Gemahlin dringendes Verlangen und nach einem vorgeblichen Wunder wieder nahm. Von der Zeit bis auf die Regierung Philipps III. hat während 530 Jahre stets eine zahlreiche maurische Bevölkerung, vermischt mit den Christen in Toledo gelebt. Diese Stadt, eine der berühmtesten Universitäten der Araber behielt ihre Schulen und alle ihre gelehrten Anstalten und breitete bei den Christen die Kenntnisse der Morgenländer aus. Die Moçaraber traten beim Hofe und in die Armee ein, und die französischen Ritter sahen sich berufen, mit Männern zu leben, deren Phantasie, Verstand und Geschmack sich bei den Sarazenen entwickelt hatten. Als nach der Einnahme Toledo's am 25sten Mai 1085 sie von dieser glorreichen Unternehmung zurückkamen, brachten sie in ihr Vaterland etwas von der Geistesbildung mit, die sie in Spanien gefunden hatten.

Das zweite Ereigniß, das dazu beitrug, dem elften und zwölften Jahrhundert einen poetischen Charakter zu geben, war der Aufruf zum Kreuzzuge im J. 1095 und die beständige Verbindung, welche seitdem zwischen der Christenheit und der Levante entstand. Die Auffoderung zum Kreuzzuge scheint mächtig auf die Länder der Sprache von Oc gewirkt zu haben; Clermont d' Auvergne, wo das Concilium sich versammelte, gehörte zu dieser Sprache. Der päpstliche Legat beim Kreuzzuge, Bischoff von Puy, der Graf von Toulouse, Raymond de Saint-Gilles, und der Herzog von Aquitanien, Wilhelm IX., Graf von Poitou, waren zu gleicher Zeit die vornehmsten Fürsten des mittäglichen Frankreichs und die ausgezeichnetsten unter den Kreuzfahrern. Von allen Ereignissen der Weltgeschichte ist vielleicht keins dichterischer als die Kreuzzüge; keins bietet größere Wirkungen der Phantasie, größere Opfer des Interesses, das

immer prosaisch ist, für Glauben, Gefühl und Leidenschaft dar, welche der Poesie angehören. Mehrere von den Troubadouren theilten den Enthusiasmus ihrer Landsleute und traten mit ihnen den Kreuzzug an. Der ausgezeichnetste der Dichter wie der Krieger war Wilhelm IX., Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien, der älteste von denen, deren Werke Curne de Sainte-Palaye gesammelt hat. Er war im Jahr 1071 geboren und starb im Jahr 1127. Die berühmte Eleonore, Königin von Frankreich, später von England, welche, verstoßen von Ludwig dem Jüngern, im J. 1151 die Oberherrschaft von Guienne, Poitou und Saintonge an Heinrich II. Plantagenet brachte, war die Enkelin dieses Wilhelms. Diese Vererbung der Herrschaft über einen beträchtlichen Theil der Länder der Sprache von Oc auf die Könige von England war das dritte große politische Ereigniß, das auf die Sitten und Meinungen des Volks, und dadurch auf die Troubadouren wirkte, indem es verschiedne Menschenstämme vermischte, die Dichter an dem Hof der mächtigsten Monarchen einführte und an die Literatur das Nationalinteresse der langen Rivalität der Könige von Frankreich und England knüpfte. Andrer Seits wirkte die Einführung der Troubadouren zu London, bei den Königen des Hauses Plantagenet, auf die Bildung der englischen Sprache, und verschaffte Chaucer, dem Vater dieser Literatur, die ersten Muster, die er nachahmte.

Diese Sprache, die zu gleicher Zeit von den Fürsten von halb Europa gebraucht wurde, — denn man sah den deutschen Kaiser, Friedrich den Rothbart, König Richard I. von England, die Könige Alphons II. und Peter III. von Aragon, König Friedrich III. von Sicilien, den Dauphin von Auvergne, den Grafen von Foix, den Fürsten von Oranien, den Marquis von Montferrat, König von Thessalonich, provençale Verse machen, — diese Sprache verdiente wohl den Vorzug, den man ihr vor den andern einräumte; ihre Grammatik war regelmäßig und vollständig; die Verba

hatten dieselben Beugungen, die heutiges Tags die Verba der italienischen Sprache haben, und sogar noch einige mehr *). Die Regelmäßigkeit ihrer Modi erlaubte die Pronomina wegzulassen, und beförderte so die Schnelligkeit des Ausdrucks. Die Substantiva hatten die dieser Sprache eigenthümliche Beschaffenheit, daß sie männlich und weiblich gebraucht werden konnten, nach der Wahl des Schriftstellers **); und diese Beugsamkeit der Substantiven gab der Sprache etwas viel Bildlicheres, indem die leblosen Gegenstände nach dem Willen des Dichters sich in ein Geschlecht kleideten und abwechselnd etwas männlicheres und strengeres oder etwas sanfteres und sinnlicheres annahmen, dem Charakter gemäß, den man ihnen geben wollte. Die Substantiva wie die Adjectiva bekamen auch durch die Endung alle die Modificationen, welche vergrößern oder verkleinern, Nebenideen angenehmer oder unangenehmer Art, der Verachtung, des Lächerlichen oder des Beifalls, erwecken, wie man es noch im Italienischen und Spanischen findet; während im Französischen die Diminutiva lächerlich geworden, die Augmentativa aber nicht bekannt sind. Die provençale Sprache, so wie wir sie geschrieben sehn, scheint von Consonanten rauh; aber die meisten am Ende der Wörter wurden in der Aussprache übergangen. Von der andern Seite wurden fast alle Diphthongen mit den beiden in eine Sylbe verbundenen Lauten ausgesprochen, (z. B. dáúrada und nicht dorada) was der Sprache mehr Fülle und Markichtes gab; viele von Wörtern waren bildlich und trugen selbst in ihrem Ton ihr Bild an sich;

---

*) Wie ein eignes Gerundium. Tout-barjan, während des Schwatzens; tout-espardiguen, während des Verbreitens.

**) So konnte man sagen lou cap oder la capa, der Kopf; l'os oder l'ossa, das Gebein; un fais oder una faissa, eine Last; lou rusc oder la rusca, die Rinde; lou ram oder la rama, das Laub; un fielh oder una fielha, ein Blatt, u. s. w.

viele waren der Sprache eigenthümlich und können in jede andre nur durch Umschreibungen übergetragen werden *).

Diese schöne Sprache wurde lange ausschließlich, wozu sie am geschicktesten war, zu Gesängen der Liebe und zu Kriegsgesängen, angewendet; darauf beinahe kann man diese Mannichfaltigkeit von Gedichten einschränken, die uns von den Provençalen übrig sind; sie haben verschiedne Namen, aber sie gehn alle auf die lyrische Gattung zurück. Liebe und Krieg waren die einzige Beschäftigung, die einzige Freude der Könige und der Soldaten, der mächtigsten Barone und der gemeinsten Ritter; abwechselnd zu den Füßen ihrer Gebieterin, an welche sie fast dieselbe Sprache wie an die Gottheit richteten, und ihre Feinde bedrohend, drückten sie ihren Versen das doppelte Gepräge des Stolzes ihres Charakters und der hohen Gewalt der Liebe auf. Die provençalen Poesien, je nachdem sie die eine oder die andere dieser Leidenschaften ausdrückten, theilten sich in Chanzos und Sirventes; die erstern hatten nur die Galanterie, die letztern den Krieg, die Politik oder die Satire zum Gegenstand. Der Bau der einen und der andern war derselbe; die provençalen Lieder bestanden im Allgemeinen aus fünf Strophen und einem Schluß (Abschied); die Form der Strophen war vollkommen regelmäßig und oft so gleichförmig, daß einerlei Reim an einerlei Stelle in jedem Abschnitt wiederkehrte. Diese Reime, wie bei uns nach männlichen und weiblichen unterschieden, je nachdem sie auf die letzte oder vorletzte Sylbe gelegt waren, wurden künstlich verschränkt, nicht um in der von uns angenommenen regelmäßigen Ordnung aufeinander zu folgen, aber doch so, daß ihre Vermischung immer die dem Sinne der Rede und der Bewegung des Gemüths angemessenste Harmonie hervorbrachte. Dieses erste musikalische Gefühl wich

---

*) Fabre d'Olivet, in der Vorrede zu seinen Poésies occitaniques.

indeß in der Folge dem Streben, Schwierigkeiten zu überwinden; und die Troubadouren verfielen, indem sie sich die Beobachtung der seltsamsten und mühsamsten Regeln über die Wiederkehr derselben Reime und derselben Worte am Ende der Verse auferlegten, in kindische Wortspiele, denen sie zu oft den Gedanken und die Empfindung aufopferten. Sie bewährten einen feinern und sicherern Geschmack in der Wahl der verschiednen Sylbenmaaße, die sie anwandten, in der Vermischung der langen und kurzen Verse, von dem gedehnten Alexandriner bis zu dem Vers von einer und von zwei Sylben, und in dem geschickten Gebrauch der regelmäßigen Ruhepunkte der Strophe. Alles, was wir in dieser Art wissen, verdanken wir ihrer Erfahrung: sie sind es, welche die verschiednen Abschnitte der Strophen erfanden, die den Canzonen Petrarca's so viel Harmonie gaben. Ihnen verdanken wir gleichfalls alle Formen der französischen Ode und besonders die schöne zehnzeilige Strophe von einem Quadrain und zwei Terzetts, die J. B. Rousseau den erhabensten Gegenständen aufgespart hat. Man findet auch einige Sonette in ihrer Sprache; aber mir scheinen sie sämmtlich später als die Sonette der Italiener und selbst Petrarca's. Endlich ist auch die Ballade, deren erster Vers für alle Strophen zum Refrain dient, und der diese Wiederkehr desselben Gedankens so viel Anmuth und Naivetät giebt, ihre Erfindung.

Ich möchte meine Leser mit den Troubadouren vertraut machen und sie ihnen selbst in ihren Poesien vorführen, statt nur von Urtheilen zu sprechen, die man über sie gefällt hat, und von Romanen, deren Helden sie sind. Aber von allen Gedichten, die wir zu mustern haben werden, sind die ihrigen am wenigsten geeignet, in einer Uebersetzung Eindruck zu machen. Man darf hier nicht Geist, nicht diese moderne Erfindung suchen, die einige Gedanken durch geschickte Gegensätze und glückliche Lichtreflexe hervorhebt; man darf hier nicht Tiefe suchen. Sie waren noch zu jugendlich, hatten

noch zu wenig gesehn, zu wenig erörtert, zu wenig verglichen, als daß das Reich der Gedanken ihnen angehören konnte; es kann bei ihnen kaum von Erfindung die Rede sein in einem so beschränkten Felde und in Versen, die nicht über zwei Gefühle hinausgingen. Ihr ganzes Verdienst besteht in einer gewissen Harmonie, in einer gewissen Naivetät des Ausdrucks, die nicht wiederzugeben sind. Ich bin daher genöthigt, ich mag an ihre Phantasie, oder an ihre Gemüthlichkeit, oder an die Anmuth und Eleganz ihres Styls erinnern wollen, die Vorstellung unaufhörlich auf ihre Person zurückzuführen und in dem Gefühl, das zuweilen der Mensch erweckt, eine Schadloshaltung für die dem Talent gebührende Bewunderung, die wir nicht empfinden können, zu suchen. Allerdings ist dieser Zusammenhang eines romantischen Lebens mit der schwärmerischen Phantasie eines Dichters nicht durchaus eingebildet. Diejenigen unter den Troubadouren, die ihr Zeitalter als die ruhmwürdigsten ansah, sind auch diejenigen, von denen man die glänzendsten Abentheuer erzählt; der Dichter ist immer ein Held geworden für seinen Biographen; harmonische Seufzer konnten nur zu den Füßen einer Prinzessin ausgestoßen werden; und wie die Zeiten hinrollen, gewinnt der ritterliche Troubadour in der Phantasie.

Keiner vielleicht hat ein so hohes Glück genossen wie Sordello von Mantua, dessen wesentlichstes Verdienst in dem Wohlklang und der Innigkeit seiner Verse besteht. Er war einer der ersten in Behandlung der Ballade; in einer von denen, die Millot übersetzt hat, wußte er mit Anmuth, durch einen lieblichen Refrain, die Pracht, der Natur und den stets sich erneuernden Schmerz eines verliebten Herzens contrastirend gegen einander zu stellen *). Sordel oder Sordello war zu Goito bei Mantua geboren; lange stand er zu dem

---

*) Aylas e que m' fan miey huelh
Quar no vezon so qu' ieu vueilh.

Grafen von Sanct-Bonifaz, dem Oberhaupte der guelfischen Partei in der trevisanischen Mark; in der Folge trat er in die Dienste Raymond Berengers über, des letzten Grafen von Provence aus dem Hause Barcelona. Obgleich ein Lombarde, gebrauchte er für seine Gedichte die provençale Sprache, und mehrere seiner Landsleute thaten dasselbe: sie glaubten damals nicht, daß das Italienische fähig sei, je eine gebildete Sprache zu werden. Das Zeitalter Sordello's war das Zeitalter der glänzendsten Rittertugenden und der abscheulichsten Verbrechen; er hatte unter Helden und Ungeheuern gelebt; die Einbildungskraft des Volks war noch erschüttert von dem Andenken an den wilden Eccelino, Tyrannen von Verona, mit dem Sordello hatte kämpfen gemußt, und der gewiß oft in seinen Versen vorkam; allein die historischen Denkmäler dieser Blutregierung waren wenig bekannt, und der Lieblingsdichter des Volks wurde von demselben in alle Revolutionen eingemischt, die es mit Schrekken erfüllt hatten. Man sagte, daß er die Gemalin des Grafen von Sanct-Bonifaz, Beherrschers von Mantua, entführt; daß er die Tochter oder Schwester Eccelino's geheirathet; daß er nachher dieses Ungeheuer rühmlich bekämpft; daß er die glänzendsten Kriegsthaten mit dem ausgezeichnetsten Talent für die Verskunst verbunden habe; daß er nach dem Urtheile des heiligen Ludwigs selbst in einem Tournier für den tapfersten und höflichsten Ritter anerkannt; daß endlich die Oberherrschaft von Mantua diesem Ersten der Dichter und Krieger des Zeitalters zugetheilt worden sei. Die geschätztesten Geschichtschreiber haben dreihundert Jahre später diese glänzenden Träumereien gesammelt, die durch das Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller widerlegt werden. Der Ruhm Sordel's beruht weit mehr auf der Bewunderung, die Dante für ihn bezeigt, als er ihn am Eingange des Fegfeuers findet; daß er durchdrungen ist von Hochachtung für seinen edeln Stolz, daß er ihn mit einem Löwen vergleicht, der majestätisch ruht, und daß auf seinen bloßen

Namen sich ihm Virgil in die Arme wirft. Curne de Sainte-Palaye hat vier und dreißig Stücke von Sordello gesammelt; funfzehn davon sind Lieder voll Liebe und oft voll Zartheit; unter den übrigen Stücken ist ein Todtenlob auf den Ritter Blacas, einen aragonischen Troubadour, dessen Herz Sordel unter alle Monarchen der Christenheit theilen möchte, um ihnen den Muth zu geben, der ihnen fehlt. Aber man findet auch unter den Werken Sordel's einige Stücke, welche der Bewunderung, die man seinem persönlichen Charakter gezollt, wenig würdig und mit dem Zartgefühl jedes Ritters und jedes Troubadours wenig übereinstimmend sind. In dem einen spricht er von seinem Glück bei allen Frauen mit einer brutalen, von der Verehrung, die jeder Ritter ihnen schuldig war, weit entfernten Selbstgenügsamkeit; in einem andern antwortet er Carln von Anjou, der ihm anlag, auf dem Kreuzzuge ihm zu folgen: „Herr „Graf, ihr sollt nicht begehren, daß ich also den Tod aufzu„suchen gehe; wenn ihr einen wohlerfahrnen Seemann wollt, „so nehmt Bertrand d' Alamanon, der die besten Winde „kennt, und nichts so sehr wünscht, als euch zu folgen. Auf „dem Meere gewinnen Alle ihr Heil; aber ich bin nicht so gar „begierig danach: ich will so spät, als mir nur möglich sein „wird, zum ewigen Leben gelangen." Endlich, in einem Tenson, worin er als redende Person erscheint, verficht er die unheldenmüthigste Sache. Die Tensons oder Wettstreite waren Gesänge zu zwei Personen, worin jeder Sprechende, wie ihn die Reihe traf, eine Strophe auf dieselben Reime sagte. Derjenige, der in diesem Tenson mit Sordel streitet, ist der nemliche Bertrand d' Alamanon, den er in den Krieg mitzunehmen rieth. Er lautet so:

„Sordel. Wenn du die Lust bei den Frauen aufgeben „müßtest, verzichten auf die Freundinnen, welche du je ge„habt, welche du je haben wirst, oder der Dame, die du am „meisten liebst, opfern die Ehre, die du erworben hast oder

„erwerben wirst durch die Ritterschaft; welches von beiden „würdest du wählen?“

„Bertrand. Die Damen, die ich liebte, haben „mich so lange verschmäht, ich habe so wenig Gutes von ih„nen empfangen, daß ich sie nicht vergleichen kann mit der „Ritterschaft; deine Sache seien die Thorheiten der Liebe, „deren Genuß so eitel ist; jage den Freuden nach, die ihren „Werth verlieren, sobald man sie erlangt; aber in der Lauf„bahn der Waffen sehe ich stets vor mir neue Eroberungen, „die zu machen, neuen Ruhm, der zu erwerben ist.“

„Sordel. Wo doch ist Ruhm ohne Liebe? Wie „mag man aufgeben Freude und Frauendienst für Wunden „und Kämpfe? Durst, Hunger, Sonnenglut oder Stren„ge der Kälte, sind sie der Liebe vorzuziehn? O, gern über„laß' ich dir diese Vortheile für die unbegrenzten Freuden, „die ich von meiner Schönen erwarte.“

„Bertrand. Wie! Wagtest du wohl vor deiner „Freundin zu erscheinen, wenn du nicht wagst die Waffen „zum Kampfe zu ergreifen? Kein wahres Vergnügen giebt „es ohne die Tapferkeit, sie erhebt zu den größten Ehren; „aber die thörichten Freuden der Liebe ziehen die Erniedri„gung und den Sturz derer herbei, die sie verlocken.

„Sordel. Bin ich nur tapfer in den Augen derjenigen „die ich liebe, wenig liegt mir daran, verachtet zu sein von „den andern; habe ich von ihr all mein Glück, so begehr' „ich nicht andere Seligkeit. Gehe hin, stürze Schlösser „und Mauern um, ich will von meiner Freundin einen sü„ßen Kuß empfangen; du willst die Achtung der großen Her„ren von Frankreich gewinnen; aber wie viel höher schätze „ich ihre unschuldigen Gunstbezeigungen, als die schönsten „Lanzenstiche!“

„Bertrand. Aber, Sordel, lieben ohne Muth heißt „die betrügen, die man liebt. Ich möchte nicht die Liebe „derjenigen, der ich diene, wäre ich nicht ihrer Achtung werth; „ein so schlecht erworbenes Gut würde mein Unglück machen.

„Behalte für dich denn die Täuschungen der Liebe, und laß „mir die Ehre der Waffen, weil du wahnsinnig genug bist, „ein falsches Glück gegen eine wahrhafte Freude wägen zu „wollen.“

Dieser Tenson kann ein Beispiel von den dichterischen Kämpfen geben, welche die schönste Zierde der Feste ausmachten. Wenn der oberste Baron zu einer allgemeinen Versammlung des Hofs die Herren der Nachbarschaft und die ihm als Lehnsmänner verpflichteten Ritter geladen hatte, wurden drei Tage den Lanzenstechen und Tournieren, dem Bilde des Krieges, gegeben; die jungen Edelleute, die, unter dem Namen von Pagen, sich in dem Waffenhandwerk übten, kämpften den ersten Tag; der zweite war den jüngst mit Waffen ausgestatteten Rittern; der dritte den alten Kriegern bestimmt; und die Dame des Schlosses, umringt von jungen Schönheiten, theilte den Siegern die Kränze aus, die ihnen von den Kampfrichtern zuerkannt waren. Sie eröffnete sodann ihrer Seits ihr nach dem Muster der oberherrlichen Gerichtshöfe gebildetes Tribunal, und wie der Baron sich mit seinen Pairs umgab, um Recht zu sprechen, so bildete auch sie ihren Gerichtshof, den Gerichtshof der Liebe, aus den jugendlichsten, durch ihre Gestalt und ihren Geist ausgezeichnetsten Damen. Eine neue Laufbahn wurde denen eröffnet, die zu kämpfen wagten, nicht mehr mit Waffen, sondern mit Versen; und der Name Tenson, den man diesen dramatischen Kämpfen gab, bedeutet in der That einen Streit. Oft fanden sich sogar die Ritter, die den Preis der Tapferkeit davongetragen hatten, ein, um auch den Preis der Dichtkunst streitig zu machen. Einer von ihnen, die Harfe im Arm, legte nach einem Vorspiel den Gegenstand des Wettstreits vor; ein andrer trat auf, und, indem er dieselbe Weise sang, antwortete er mit einer Strophe von gleichem Sylbenmaaß und meistens auch von denselben Reimen; so wechselten sie aus dem Stegreif ab, und der Streit war gewöhnlich in fünf Doppelstrophen enthalten. Der Gerichtshof der Liebe rathschlagte

alsdann ernstlich; er untersuchte nicht nur das Verdienst der beiden Dichter, sondern das Wesen der Frage selbst; und er that, meistens in Versen, einen Ausspruch, durch den er sie zu beseitigen vermeinte. Wir sind gegenwärtig wohl zu glauben geneigt, daß diese Gespräche, wie wenig sie auch den Wechselgesängen des Tityrus und Melibäus glichen, auf dieselbe Weise von einem Dichter in seinem Gemach mit ruhiger Ueberlegung verfertigt wurden; aber außerdem, daß man historisch weiß, daß die Troubadouren dasselbe Talent des Improvisirens hatten, das die Italiener noch jetzt besitzen, tragen mehrere von den Tensons, die uns von ihnen übrig sind, augenscheinliche Spuren des Wetteifers und der Erbitterung der beiden Sprechenden. Die gegenseitigen Rücksichten, die eine erhöhte Sittenverfeinerung uns für einander einflößt, waren damals wenig üblich; die Zartheit des Ehrgefühls ward in diesem Zeitalter nicht leicht verletzt, und hatte man Schmähung mit Schmähung vergolten, so glaubte man sich von jedem Tadel gereinigt. Wir besitzen noch einen Tenson zwischen dem Marquis Albert Malespina und Rambaud de Vaqueiras, zweien der größten Herren und tapfersten Feldherrn zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, worin sie sich gegenseitig vorwarfen, auf den Landstraßen geraubt und ihre Bundesgenossen durch falsche Eide betrogen zu haben. Man muß wohlwollend annehmen, daß die Schwierigkeit des Reims und das Feuer der dichterischen Begeisterung Bitterkeiten entschuldigten, die man in Prosa nicht hätte hingehen lassen.

Mehrere von den Damen, die in diesen Liebeshöfen zu Gericht saßen, wußten selbst auf die Verse zu antworten, zu denen sie begeisterten. Wir haben nur noch eine sehr geringe Anzahl ihrer Dichtungen übrig, aber fast immer behaupten sie darin den Vortheil über die Troubadouren; die Dichtkunst machte damals weder auf schöpferische Kraft, noch auf Erhabenheit der Gedanken, noch auf Mannichfaltigkeit Anspruch. Jenes hohe Zeugungsvermögen des Genies, welches später dem Drama und dem epischen Gedicht Dasein gegeben, war

noch unbekannt, und in dem Ausdruck der Empfindung mußte eine zartere und feinere Begeisterung den Poesien der Frauen einen lyrischern Schwung geben. Eins der lieblichsten Lieder ist das unbeendigte von Clara d' Anduse: hier ist es, so weit eine prosaische Uebersetzung einen Eindruck wiedergeben kann, der so wesentlich von der Harmonie des Verses abhängt.

„In welche grausame Verwirrung, in welche tiefe Trauer „haben Lästerer und Eifersüchtige mein Herz gestürzt! Mit „welcher Arglist haben diese Treulosen, die Zerstörer je„der Freude, mich verfolgt! Sie haben dich gezwungen, „dich zu entfernen von mir, o du, den ich mehr liebe als mein „Leben! Sie haben mich des Glücks beraubt, dich zu sehn, „dich unaufhörlich wiederzusehn! Ach ich sterbe vor Schmerz, „oder Zorn und Wuth!"

„Aber es waffne sich die Verläumdung wider mich; die „Liebe, die du mir einhauchst, trotzt ihren Streichen; mein „Herz kann davon keine Verletzung erhalten; nichts kann „seine Zärtlichkeit vermehren, noch den Begierden, davon es „erfüllt ist, neue Kräfte geben. Da ich Niemand, und wär' „es mein Feind selbst, der mir nicht theuer würde, wenn er „Gutes von dir sagt; aber mein bester Freund hört auf es zu „sein, wenn er wagt, von dir Böses zu sagen."

„Nein, schöner Freund, nein, fürchte nicht, daß ich „für dich ein trügerisches Herz habe; fürchte nicht, daß ich dir „je entsage für einen andern Liebenden, würde ich auch dar„um gebeten von allen Damen des Landes; die Liebe, die „mich in deinen Fesseln hält, will, daß mein Herz dir ge„weiht sei, und ich schwöre dir, das soll es sein. Ach! daß „ich so wohl über meine Hand Herrin wäre; jetzt besitzt sie „einer, der sie nimmer würde erhalten haben."

„Freund! so groß ist der Schmerz, den ich fühle, ge„trennt zu sein von dir, so groß meine Verzweiflung, daß, „wenn ich zu singen glaube, ich weine und seufze; ich kann „diese Strophe nicht endigen. Ach! meine Gesänge ver-

„mögen nicht meinem Herzen zu verschaffen, wonach es ver„langt.“ *)

Wir haben gesagt, daß die zweite große Gattung von provençalen Poesien, die Sirvente's, kriegerische und politische Gesänge waren, und zu der Zeit, wo fast alle Dichter auch Ritter waren; wo die Liebe zu Schlachten, der Rausch der Gefahren das große Bedürfniß ihrer Herzen war, mußte man in den Kriegsliedern die stärkste Begeisterung finden. So singt Guillaume de St. Grégory in einem wohlklingenden Sirvente von zehnzeiligen Strophen, die den Strophen unsrer Oden ähnlich sind, seine Liebe zum Kriege, und scheint auf dem Schlachtfelde selbst begeistert:

„Wie sehr lieb' ich diese so fröhliche Zeit des Osterfestes, „die unsere Fluren wieder mit Blättern und Blumen bekleidet! Wie sehr lieb' ich dieses süße Zwitschern der Vögel, „die ihre Gesänge in den Gebüschen erschallen lassen! Aber „wie viel schöner noch ist es, auf diesen Wiesen die Zelte und „Fahnen aufpflanzen zu sehn! Wie fühl' ich meinen Muth „sich erhöhn, wenn ich in langem geordneten Zuge die bewaffneten Ritter auf ihren Rossen sehe!“

„Gern seh' ich die Reuter das Volk in die Flucht jagen, „das seine kostbarsten Habseligkeiten mitnimmt; gern seh' ich „die dichten Geschwader der Krieger, welche den Flüchtlingen nachdringen, und mein Entzücken verdoppelt sich, wenn „ich die festesten Schlösser belagern sehe und mit Gekrach „ihre Mauern einstürzen höre; das Heer umringt die umsonst durch Mauern geschützten und mit starken Pfählen „eingeschloßnen Gräben.“

„Vor allen sehe ich gern den Fürsten, wenn er der erste „zum Angriff ist; er schreitet vor auf seinem Rosse, ohne „die Furcht zu kennen; er theilt den Seinigen, allen seinen

---

*) S. Fabre d'Olivets Poésies occitaniques, Band II., S. 32, wo das Original abgedruckt ist.

„tapfern Lehnsmannen, seine Kühnheit mit; sobald das „Handgemenge beginnt, fühlt jeglicher nur den Drang ihm „zu folgen, und der Mann wird von nun an nur geschätzt „nach den Streichen, die er empfängt und die er führt."

„Erzmassen, Schwerdter, verschiedenfarbige Helme, „blinkende Schilde, die in Stücke zerschellen, decken schon „das Schlachtfeld, und manch tapferer Kämpe haut um die „Wette. Aber auf der Wiese sieht man die Rosse der Tod„ten und Verwundeten schweifen, und die Wuth des Kam„pfes entbrennt zwiefach. Der edelbürtige Ritter bestreut „um sich her mit Köpfen und Armen die Erde; er zieht den „Tod der Schmach einer Niederlage vor."

„Ja, ich sag' es euch abermals, die Freuden der Ta„fel und des Wohllebens gleichen mir nicht den Freuden des „glühenden Handgemenges; wenn ich wiehern höre die Rosse „auf dem grünen Anger, und man von allen Seiten den „Ruf wiederholt: Zu Hülfe! Zu Hülfe! wenn Groß und „Klein mit ihren Leibern die Erde bedecken, oder sich ster„bend in den Gräben wälzen, und die breiten Wunden der „Lanzenstiche die Opfer der Ehre kund machen."

Diese kriegerische Ode ist Beatrix von Savoyen, der Gemahlin Raymond Berengers V., des letzten Grafen von Provence, gewidmet. Beatrix war die Mutter der vier Königinnen von Frankreich, Deutschland, England und Neapel; sie ist, wie ihr Gemahl, eine große Beschützerin der Troubadouren gewesen, und wir besitzen einige Verse dieser beiden erlauchten Ehegatten, denen weder Wohlklang noch Zartheit fehlt. Die Verse der Gräfin sind an ihren Liebhaber gerichtet, dem sie vorwirft, zu zurückhaltend und blöde zu sein: vielleicht muß man sie wohlwollend nur als ein Spiel des Geistes betrachten.

Aber der von allen geeignetste Krieg, die Dichter zu begeistern, war der Kreuzzug. Während alle Prediger von allen Kanzeln herab den Menschen ewige Seligkeit verkün-

digten, die dem Tode trotzen würden, um das Grab Christi zu befreien, wurden die Troubadouren, welche denselben Enthusiasmus theilten, noch durch die seltsamen und neuen Abentheuer angelockt, die ihnen die Feenreiche des Morgenlandes verhießen. Ihre Phantasie schweifte mit Lust in diesen romantischen Gegenden, und sie schmachteten eben so sehr nach der Eroberung des irdischen, als des ihnen im Himmel verheißenen Paradieses. Mehrere indeß wurden durch Liebesverbindungen auf dem Boden Europa's zurückgehalten, und der Streit zwischen den beiden Leidenschaften, den beiden Religionen ihres Herzens, giebt den Poesieen, die sie verfaßten um zum Kreuzzuge aufzufodern, oft etwas Anziehendes. Dieser Streit ist nirgend anmuthiger dargestellt, als in einem Tenson zwischen Peyrols und der Liebe. Peyrols war ein Ritter ohne Vermögen, aus der Nachbarschaft von Roquefort in Auvergne. Sein ausgezeichnetes Dichtertalent verschaffte ihm Aufnahme am Hofe des Dauphins von Auvergne. Er verliebte sich hier leidenschaftlich in die Schwester dieses Fürsten, die Baronin von Mercoeur, und der Dauphin bewog seine Schwester, die Leidenschaft seines Troubadours zu erwiedern, um ein Dichtertalent anzufeuern, das seinem Hofe zur Zierde gereichte. Weder die Baronin noch der Troubadour wußten die feine Grenzlinie einer rein dichterischen Liebe streng zu beobachten, und Peyrols, der lange in seinen Versen nur von der Härte seiner Schönen gesprochen, nahm plötzlich einen sehr verschiednen Ton an. Der Baron von Mercoeur ward unwillig; der Dauphin von Auvergne empfand die Kränkung, die, wie er glaubte, seinem Schwager geschehen, und Peyrols wurde verbannt. Andere Liebschaften folgten dieser ersten Flamme, und er hat sie ebenfalls in seinen Versen verherrlicht. Indeß veränderte der zweite Kreuzzug, der gepredigt wurde, plötzlich seine Plane. Folgendes ist sein Gespräch mit der Liebe, wovon das Original Fabre d' Olivet bekannt gemacht, der in seinem Gerichtshof der

Liebe mehrere alte Bruchstücke sehr glücklich mit seinen eignen Poesien verwebt hat:

„Peyrols. O Liebe, ich habe dir lange gedient, ohne an dir zu fehlen, ohne gegen dich zu sündigen, und du weißt, wie wenig Genuß du mir gegeben hast."

„Die Liebe. Wie doch, Peyrols! vergissest du jener schönen und herrlichen Dame, die dich mit so großer Güte aufnahm, bloß auf meine Befehle? Deine Neigungen sind zu flüchtig, und das gabst du nicht zu erkennen, als du in deinen Liedern so viel Zärtlichkeit und Liebe zeigtest."

„Peyrols. Liebe, nimmer noch fehlt' ich an dir, und wenn ich mich jetzt dir entziehe, so geschieht es gezwungen; daß Gott, daß der gütige Jesus fortan mich geleite; daß er baldigst den Frieden zwischen unsern Königen wieder herstelle; schon hat ihre Hülfe zu lange gesäumt, und die Heiden erfreuen sich deß. Und Saladin, empört gegen ihn, wagt es jetzt, das Kreuz zu verspotten.

„Die Liebe. Glaube, Peyrols; nicht, ob du über das Meer gehst, werden die Türken und Araber den Thurm Davids verlassen. Glaube mir vielmehr, der Rath, den ich dir gebe, ist gut und süß zu befolgen: liebe und singe ferner. Willst du gehn? Die Könige gehen nicht. Siehe, welche Schlachten sie sich liefern; siehe, zu welchen Vorwänden die hohen Barone sich flüchten, um sich zu rechtfertigen".

„Peyrols. Liebe, alle Gedanken an dich sind mir aus der Tiefe des Herzens geschwunden, und doch ist meine Freundin mir noch werth und ich liebe sie über die Maaßen; aber die Zeit der Irrthümer ist vorüber. Wie viel Liebende trennen sich heutiges Tages weinend von ihren Freundinnen! Wie viele, hätte es nie einen Saladin gegeben, würden fröhlich ihre Liebe besingen!"

Peyrols ging wirklich nach dem gelobten Lande; und man hat noch ein Sirvente, das er in Syrien schrieb,

nachdem Kaiser Friedrich der Rothbart das Leben verloren und die Könige von Frankreich und England den Kreuzzug aufgegeben hatten.

„Ich habe, sagt er, den Jordan, ich habe das heilige „Grab gesehen, und ich danke dir, Herr, daß du mich mit „Freude überhäuft, indem du mir den Ort zeigtest, wo du „das Leben empfingst. Schenke uns ferner ein gutes Meer, „einen guten Wind, ein gutes Schiff, einen guten Piloten; „all mein Verlangen ist, die Thürme von Marseille wieder „zu sehen. Lebe wohl, Sour, Acre und Tripolis, lebt „wohl, ihr gastfreundlichen Ordensbrüder und Tempeldiener; „die Welt geräth in Verfall. Sie hatte gute Könige und „gute Herren in Richard und Frankreichs Könige (Philipp „August); Montferrat hatte einen guten Marquis (Conrad, „den Vertheidiger von Acre); und das Reich einen glorrei„chen Kaiser (Friedrich Barbarossa); aber wer weiß, wie „sich diejenigen betragen werden, die heutiges Tags ihren „Platz einnehmen! Ach! Herr Gott! wenn du mir „glauben willst, so wirst du dich vorsehen, wenn „du die Kaiserthümer, die Königreiche, die Schlösser und „Burgen verleihst; denn je mächtiger die Menschen sind, „desto weniger achten sie dein: sahe ich nicht den Kaiser ei„nen Eid schwören und nachher eidbrüchig werden? O Kai„ser, Damiette harrt auf dich, und der weiße Thurm weint „um deinen Adler, der von einem Geier daraus vertrieben „wurde: wohl feigherzig ist der Adler, der sich von solchem „Vogel besiegen läßt. Der Ruhm des Sultans bedeckt dich „mit Schmach, und deine Unehre reißt uns und die Chri„stenheit in den Untergang."

Dieser heftige Ausfall auf einen Kaiser war allerdings durch das unrechtliche Betragen Heinrichs VI. motivirt, welcher Richard Löwenherz gefangen zurückhielt, den der Herzog Leopold von Oestreich im Jahre 1192, da er von dem Kreuzzuge zurückkehrend an den Küsten Istriens Schiffbruch gelitten hatte und als Pilger verkleidet durch Deutschland

reis'te, verhaftet hatte. Richard, der Held jener Zeit, er, der Tancred und Philipp August gedemüthigt, der in wenigen Tagen die Insel Cypern erobert und dieses Königreich dem unglücklichen Lusignan geschenkt hatte; der Saladin in einer förmlichen Schlacht besiegt, jene unzähligen Heereshaufen des Orients zerstreut und ein so großes Schrecken den Ungläubigen eingejagt hatte, daß sein Name lange bei ihnen das Symbol des größten Entsetzens blieb; Richard, der, länger als alle andere Fürsten bei dem Kreuzzuge verbleibend, geraume Zeit allein das Heer der Christenheit angeführt, und den Vertrag unterzeichnet hatte, kraft dessen die Pilger ihre lange Reise zum heiligen Grabe vollenden konnten, war allen Kreuzfahrern gleich theuer; man vergab ihm Fehler und eine Rohheit, die in den Sitten der Zeit lagen; man machte ihm keinen Vorwurf aus der gehässigen Metzelei aller Gefangenen, die er Saladin abgenommen, und man schien zu glauben, daß so viel Tapferkeit der Güte überheben könne. Aber vor allen war Richard den Troubadouren theuer; ein königlicher Dichter und königlicher Ritter, vereinigte er in sich alles Glänzende, alles Herrliche seiner Zeit. Er hatte sich als schlechten Sohn, schlechten Gatten, schlechten Bruder, schlechten König gezeigt; aber er war der tapferste, der unerschrockenste Soldat seines Heeres; seine Waffengefährten liebten ihn mit einer Art von Abgötterei; die sich aufopfernde Ergebenheit eines seiner Edelleute, Guillaume's des Préaux, rettete ihn wider alles Erwarten von der Gefangenschaft der Sarazenen. Er war mit sechs Rittern in Syrien unter einem Baume eingeschlafen, als er von einem feindlichen Haufen überfallen wurde. Er hatte noch Zeit auf das Pferd zu steigen und sich mit seiner gewohnten Unerschrockenheit zu vertheidigen; aber vier seiner Waffengefährten waren schon gefallen, und er war daran, gefangen zu werden, als Guillaume des Préaux, die Gefahr seines Herrn sehend, auf arabisch rief: „Laßt mich leben, ich bin der König von England!" Die

Sarazenen, die nicht vermutheten, daß ein Gefangner von so hoher Wichtigkeit in ihren Händen sei, warfen sich sogleich über des Préaux her, um alle an seiner Gefangennehmung Theil zu haben, und hatten nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit auf Richard, der im Galopp entkam. Fauchet berichtet weiter, daß er seine Befreiung in Deutschland dem Eifer seines Minstrels Blondel verdankte; und dies Ereigniß ist es, das man auf unsre Bühne gebracht hat. Man bedauert, daß es von den Geschichtschreibern zu den ungewissen Thatsachen gezählt wird. Heinrich VI., sagt Fauchet, verheimlichte es sorgfältig, daß er den König von England gefangen hielt, um nicht in den die Kreuzfahrer schirmenden Kirchenbann zu verfallen. Blondel, der mit ihm in Istrien Schiffbruch gelitten, und der ihn seitdem in allen Burgen Deuschlands suchte, sang am Fuße des Thurms, wo er eingekerkert war, einen Tenson, den Richard und er gemeinschaftlich verfertigt hatten. Kaum hatte er die erste Strophe geendigt, als Richard die zweite anstimmte. Blondel, der seinen Herrn wiedergefunden hatte, brachte die Nachricht von seiner Gefangenschaft nach England und bewog seine Mutter, seine Lösung zu betreiben. Wenn man diesen Tenson aufbehalten hätte, der zur Befreiung des Königs von England diente, so würde er eine Anekdote bestätigen, die man gern glauben möchte. Hier ist wenigstens ein Sirvente, den er in seinem Kerker nach 15 Monaten seiner Gefangenschaft schrieb. Die Uebersetzung, welche ich liefere, ist sehr unvollständig und mangelhaft, aber sie hat die einförmigen, sämmtlich männlichen Reime des Originals, die ohne Zweifel für Richards Ohr das Schwermüthige seiner Ballade vermehrten.

Ob ein Gefangner auch nicht sprechen kann
Mit viel Geschick in seinem trüben Wahn,
Doch stimmt er, sich zu Trost, ein Liedlein an.
Groß' Freunde, kleine Gab' hab' ich empfahn;
Wenn ich um's Lösegeld, o Schande, dann!
Zwei Winter bin verhaft.

Wohl wissen mein' Baron' und meine Mann,
Gascogner, Engeländer und Normann,
Nicht hab' ich ein so armen Kriegsgespann,
Den ich um Geld wollt' im Gefängniß lan:
Ich thue keine Schmach euch damit an,
Doch bin ich noch verhaft.

So wird mir jetzo sichtbar die Gewähr,
Daß ich nicht habe Freund' und Angehör,
Weil ich des Silbers und des Golds begehr;
Mir ists um mich, doch um mein Volk noch mehr;
Denn Vorwurf trifft's noch nach dem Tode sehr,
Daß ich so lang' verhaft.

Kein Wunder, daß mein Herz von Kummer schwer,
Wenn meine Lande drängt des Feindes Heer;
Gedächt' er unsres Eides ungefähr,
Den wir vor Gott geschworen, ich und er,
Dann wüßt' ich, daß ich lange nimmermehr
Noch bliebe hier verhaft. *)

---

*) Man weiß nicht, in welcher Sprache dieses Lied ursprünglich geschrieben gewesen, denn die verschiednen Handschriften, die es liefern, mit vielen Varianten, haben es uns im Provençalen und in der Sprache von oïl aufbehalten. Mir deucht, daß es einiges Vergnügen gewährt, in den Worten des ritterlichen Königs Richard selbst die beiden Sprachen zu vergleichen, die sich so lange Zeit in Frankreich getheilt haben. Ich liefere daher zuerst die beiden ersten Strophen provençalisch, nach der Handschrift von Curne de Sainte-Palaye; dann das ganze Gedicht altfranzösisch, sogar verlängert mit einer sechsten und einer Schlußstrophe, nach einer Handschrift der pariser Bibliothek No. 66.

Jà nul hom près non dirà sa razon
Adreitamen, se come hom doulen non;
Mas per conort pot el faire canson.
Prou ha d'amicz, ma paûre son li don!
Honta y auran se por ma rehezon
Souy fach dos hivers prez.

Or sachan ben mos homs e mos barons,
Anglés, Normans, Peytavins e Gascons,

Wir haben nur zwei Sirvente's von König Richard, und der zweite ist der Beachtung eben nicht würdig; aber ein Ritter, der in der vertrautesten Verbindung mit ihm

---

Qu' yeu non hai ja si paûre compagnon
Que per avè lou laissesse en prezon;
Faire reproch, certas yeu voli non,
Mas souy dos hivers prez.

La! nus homs pris ne dira sa raizon
Adroitement, se delantement non,
Mais por effort puet-il faire chançon;
Moût ai amis, mais poure sont li don,
Honte i auront se por ma reançon
Sui ca dos yvers pris.

Ce sevent bien mi home et mi baron
Ynglois, Normans, Poitevin et Gascon,
Que je n'ai nul si pauvre compaignon
Que por avoir je lessaisse en prison.
Je vous di mie por nule retraçon
Car encore sui pris.

Or sai-je bien de voir certeinement
Que je n'ai pu ne ami ne parent,
Quand on me faut por or ou por argent,
Moût m'est de moi, mais plus m'est de ma gent
Qu' après lor mort aurai reprochement
Si longuement sui pris.

N'est pas mervoilh, se j'ai le cuer dolent
Quant mes sire mest ma terre en torment,
S'il li membrast de notre sacrement
Que nos feismes à Deus communement,
Je sai de voir que ja trop longuement
Ne seirie ca pris.

Que sevent bien Angevin et Lorain,
Al Bacheler qui or sont riche et sain,
Qu'emcombrés suis loing d'eux en autre main,

stand, und dessen heftige Leidenschaften den höchsten Einfluß auf das Schicksal der königlichen Familie von England hatten, Bertrand de Born, Vicomte de Hautefort in der Diöcese von Perigueux, hat eine große Menge sämmtlich originaler Poesien hinterlassen, von denen ich lebhaft bedaure, sie nicht in ihrer Sprache gedruckt zu sehen. Der aufbrausendste und ungestümste unter den französischen Rittern, der nur Krieg athmete, die Leidenschaften seiner Nachbarn oder seiner Obern aufreizte und entzündete, um sie zu Kämpfen zu verleiten, beunruhigte er durch seine Ränke und durch seine Waffen die Provinzen von Guienne während der ganzen zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und die Regierung der englischen Könige, Heinrichs II. und Richard Löwenherzens. In jedem neuen Kriege, woran er Theil nahm, ermunterte er seine Soldaten, feuerte er seine Verbündeten an, stärkte er seine eignen Hoffnungen dadurch, daß er in einem Sirvente die Leidenschaften ausströmte, welche ihm die Waffen in die Hand gegeben hatten. Er hatte damit angefangen, seinen Bruder Constantin der Hälfte des väterlichen Erbes zu berauben. Richard Löwenherz, der nur

---

For moût m'aidessent, mais il n'en vient grain
De belles armes sont ore vuit et plaiu,
Porce que je suis pris.

Mes compagnons que j'amoie et que j'am,
Ces de chacu, et ces de Percheram,
Di lor chançon qu'il ne sunt pas certam,
C'onques vers eux ne vi faus cuer ne vam,
S'ils me guerroient il feront que vilam,
Tant com je serai pris.

Contesse suer votre pris soverain,
Vos saut et gart, al acunement claim,
Et porce suis-je pris.
Je ne di mie a cele de chartain
La mere Loeys.

noch Graf von Poitou war, übernahm Constantins Beschützung, und Bertrand de Born verfertigte für diesen ersten Krieg den ersten seiner Sirvente's, worin sein unbeugsamer Geist, den keine Gefahr niederschlagen, keine Gewalt unterwerfen kann, sich mit großer Wahrheit mahlt. „Was sind „mir, sagt er, glückliche oder unglückliche Tage? Was sind „mir Wochen oder Jahre? Zu jeder Zeit will ich den ver„nichten, der immer es wagt, mir zu schaden..... Mö„gen andere, wenn sie wollen, ihre Häuser schmücken, „sich die Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen; aber „was mich betrifft, so wird, Lanzen, Helme, Schwerdter, „Rosse zusammenzubringen, der einzige Gegenstand meiner „Wünsche sein... Ich bin müde der Weisungen, die „man mir geben will, und, bei Jesus, ich weiß nicht, „worauf ich hören soll. Man nennt mich unbesonnen, „wenn ich den Frieden verweigre; aber wenn ich ihn „schließen wollte, wer würde mich nicht einen Feigen nen„nen?" — Nach Beendigung dieses Kriegs schloß Bertrand de Born, erzürnt auf Richard, der seine Ländereien geplündert hatte, sich an den älteren Bruder dieses Fürsten, Heinrich, Herzog von Guienne, muthmaßlichen Erben der Krone von England, an. Er machte Richard allenthalben Feinde; er bildete wider ihn mächtige Verbindungen; und mit dem kriegerischen Feuer des Tyrtäus besang er aufs neue die Schlachten, worein er seine Bundesgenossen verwickelte. „Ventadour und Comborn, Segur und Turenne, Mont„fort und Gordon haben einen Bund geschlossen mit Pe„rigord; die Bürger arbeiten an den Befestigungen ihrer „Städte; sie richten ihre Mauern wieder auf; könnte „ich ihren Entschluß durch einen Sirvente befestigen! „Welcher Ruhm wird uns dargeboten!... Man könnte „mir eine Krone reichen; wie würde ich erröthen, nicht „in dieses Bündniß zu treten oder mich davon zu tren„nen." — Bald von Heinrich verlassen, verfaßte er einen Sirvente gegen ihn; er richtete einen andern an Richard,

der, nachdem er ihn in seinem Schlosse belagert und ihn gezwungen hatte, sich zu ergeben, ihm alle seine Güter mit Großmuth zurückgab. Kurz darauf starb Heinrich, im J. 1183, und Bertrand, der sich aufs neue mit ihm verbunden und ihn zu einem zweiten Aufstande wider seinen Vater bewogen hatte, verfertigte zu seinem Lobe Sirvente's, welche die zärtlichste Zuneigung athmeten. „Ich werde, rief er aus, „von einem Grame zernagt, der nur mit meinem Leben „endigen wird; für mich ist keine Fröhlichkeit mehr; ich „habe den besten der Fürsten verloren. . . . Großer Gott! „du nimmst alles dieser Zeit, und unsre Bosheit hatte es „nur zu wohl verdient. Liebenswürdiger Heinrich! dir war „es vorbehalten, der König der Höflinge und der Kaiser der „Kämpen zu sein.“ Der Tod des Fürsten, seines Freundes, hatte Bertrand in der äußersten Gefahr gelassen. Heinrich II. erschien mit den Streitkräften zweier Königreiche, um in Hautefort den Herrn eines kleinen Schlosses zu belagern; Bertrand vertheidigte sich indeß aufs äußerste, bis er, da seine Mauern niedergestürzt waren, mit seiner ganzen Besatzung gefangen wurde. Aber als er, vor den König geführt, mit einem Worte an die zärtliche Freundschaft erinnerte, die ihn mit dem jungen Heinrich verband, brach der unglückliche Vater in Thränen aus und gab Bertrand im Namen des Sohnes, den er verloren hatte, sein Schloß, sein Lehn und seine Reichthümer zurück.

Die Unfälle machten Bertrand de Born nicht muthlos; kaum dieser ersten Gefahr entronnen, foderte er neue Feinde heraus. Er schrieb gegen Alphons II., König von Aragon, mehrere Sirvente's, in welchen er dessen Unterthanen zum Aufruhr zu reizen suchte. Er nahm thätigen Antheil an dem Kriege zwischen Richard und Philipp August; und als er beruhigt schien, entzündete er ihn aufs neue durch seine Verse, in welchen er wechselsweise den einen oder den andern Monarchen über die ihnen angeschuldigte Feigherzigkeit schamroth machte.

Dieser nimmer rastende Krieger, der sein Leben in den Schlachten verlebte, war nicht unempfindlich für die Liebe, und er hatte darin ein seines Waffenruhms würdiges Glück. Er widmete seine Dienste zuerst Helenen, der Schwester des Königs Richard, welche nachher den Herzog von Sachsen heirathete, und die Mutter Kaisers Otto IV. ward. Richard sah mit Wohlgefallen seine Schwester von einem so tapfern Krieger und berühmten Troubadour gepriesen. Helena war eben so wenig gegen die Huldigung eines Mannes unempfindlich, den sein Geist noch über seinen Rang erhob. Es ist nur ein einziges von den Gedichten übrig, die Bertrand zu Ehren dieser Fürstin verfertigte. Er schrieb es im Lager, in dem Augenblicke, wo es seinem Heere an Lebensmitteln fehlte, und wo er selbst durch die Dichtkunst und Liebe sich den Hunger zu vertreiben suchte. Später fühlte er die heftigste Leidenschaft für Maenz de Montagnac, die Tochter des Vicomte de Turenne und Gemalin von Taleyrand de Perigord. Er ward von ihr geliebt und als ihr Ritter anerkannt; aber die Eifersucht störte oft ihre Liebe. An sie richtete er, um sich gegen eine Anklage der Untreue zu rechtfertigen, ein Gedicht, das mir den originellsten Charakter zu haben scheint. Man erblickt hier den echten Ritter der alten Zeiten, ganz mit Krieg, Jagd, Spiel und den Arbeiten unsrer Väter beschäftigt, der abwechselnd alles, woraus sein Leben besteht, alles, was den einzigen Betrieb seiner Jugend und seines reifen Alters ausmacht, zum Zeugen nimmt, der aber dennoch dies alles noch weniger achtet als die Liebe.

„Ich verberge mir nicht das Uebel, das eure Schmeichler „mir zugefügt, indem sie zu euch von mir sprachen; aber „aus Erbarmen, ich bitte euch darum, lasset nicht, wenn „man euch Lügen von mir erzählt, von mir entfremden „euer so edles, so redliches, so wahrhaftes, so von Sanftmuth und Güte erfülltes Herz. Ich will meinen Sperber „auf den ersten Flug verlieren, ein Falk soll ihn mir rauben „von der Hand, ich will ihn vor meinen Augen rupfen sehn,

„wenn nicht eure Stimme allein mir süßer ist, als die Erfül-
„lung aller meiner Wünsche, als alle Geschenke der Liebe bei
„einer andern . . . . . Ich will, den Schild am Halse ge-
„hängt, mitten im Ungewitter reiten, der Helm mir das Ge-
„sicht benehmen, zu kurze Bügel, ein zu langer Zaum und
„ein Pferd vom härtesten Trott mich quälen, bei meiner An-
„kunft soll der Knecht trunken vor Wuth sein, wenn der nicht
„gelogen, der euch solche Dinge erzählt hat. Wenn ich an
„den Spieltisch trete, zu spielen, so will ich keinen Deut um-
„setzen können, der Tisch sei besetzt und ich soll nicht hinzu
„können, alle Würfel seien mir ungünstig, wenn ich irgend
„ein anderes Weib liebe, wenn ich um irgend eine andere
„mich kümmere, als um euch allein, nach der mich ver-
„langt und die ich werth halte. Als den Gefangenen ei-
„nes Burgherrn werfe man mich zu vieren in den Ab-
„grund eines Thurms, wir sollen einander nicht ausstehn
„können, oder vielmehr, ich sei preisgegeben aller Welt,
„Herren, Dienern, Wirthen und selbst dem Pförtner,
„wenn es mir in den Sinn kommt, eine andere Frau zu
„lieben. Ich will meine Dame von einem andern Ritter
„lieben lassen und nicht wissen, welcher Entschluß zu ergrei-
„fen; der Wind fehle mir auf dem Meere, und sogar
„der Pförtner am königlichen Hofe wage es, mich zu schla-
„gen; bei einem Kampfe will ich zuerst entfliehn, wenn
„der nicht gelogen, der mich anzuklagen gewagt hat *).

---

*) Hier ist diese originelle Apologie von Bertran del Born voll-
ständig. Unglücklicher Weise sind einige Verse dergestalt von
den Abschreibern verunstaltet worden, daß sie keinen Sinn und
selbst keine Prosodie mehr haben.

Jeu m'escondic que mal non mier
De so qu'eus an de mi dig lauzengier.
Per merce' us prec c'om nom puesca mezclar
Lo vostre cor fin lial vertadier
Humilz e francz e plazentier
Ab mi Dona per messonjas comtar.

Bertrand de Born wurde mit Maenz de Montagnac durch eine andre berühmte Frau jener Zeit, die Dame Natibors oder Tiberge de Montauzier, selbst eine Dichterin, die oft von den Troubadouren besungen worden, ausgesöhnt. Ends

---

Al premier get perd' ieu mon esparvier,
Que'l m'ausian al ponh falcon lanier
E porton l'en qu'iel lor veya plumar,
Si non am mais de vos lo cossirier
No faz d'autra janzir lo desirier
Que'm don s'amor ni'm retenh' al colcar.
Autr' escondig vos farai pus sobrier
E non m'en puesc onrar, pus encombrier,
S'ieu anc falli ves vos, veys, del pensar.
Can serem sols en cambro dins vergier,
Falham poders de vos mon companhier
De tal guiza que nom puesc aiudar.
Escut al col cavalq' ieu al tempier,
E port salat capairon traversier,
E regnas brevs que non puesc alongar,
Et estrueps lonc, e caval mal trotier,
Et al ostal truep irat lo stalier,
Si no us menti quien o aves comtar.
S'ieu per jaugar m'asseti al taulier
Ja no y puesca baratar un denier,
Ma ab taula presa non puesca intrar,
Anz giet a dez lo reir azar derrier;
S'ieu mais autra dona am ni enquier
Mais vos, cuy am, e dezir, e tem car.
Senher sia ieu de Castel parsonier,
Si qu'en la tor siam quatre parsonier,
E l'un l'autre noc aus pusiam amar,
Anz m'aion obs tos temps albalestrier
Mêtre, sirvens, e gaitas, e portier,
S'ieu anc ai cor d'autra dona amar.
Ma Don' aim lais per autre cavayer
E pueis no say a que m'aia mestier,
E falham vens quant iray sobre mar;
En cort de Rey mi batan li portier,
E encocha fasa l' fogir primier,
Si no us menti quien m'an ot encusar.

lich der Welt überdrüssig, zog er sich in ein Kloster zurück, wo er in dem Kleide eines Cisterziensermönchs starb. Aber die Geschichte der großen Männer dieser Zeit endigt nicht mit ihrem Leben; die schrecklichen Dichtungen des Dante, vor dem sie gewissermaßen zu Gericht erschienen, haben für sie eine gewisse Realität bekommen, und Bertrand de Born, der als Dichter und Kriegsmann eine so glänzende Rolle gespielt und einen so furchtbaren Einfluß auf seine Zeitgenossen gehabt hatte, konnte in der göttlichen Komödie nicht vergessen werden. Wirklich begegnet ihm Dante in der Hölle. Ges. XXVIII. Er erblickt mit Grausen einen Rumpf, der daherschreitet ohne Haupt, oder vielmehr, der in seiner Rechten das bei den Haaren gefaßte Haupt trägt; dieser Rumpf hebt es empor und hält es ihm näher, damit er seine Rede verstehen könne,

„Die lautete: Hier sieh das grause Wehe,
Du, der du athmend gehst zu sehn die Todten;
Urtheile, ob man je ein größres sehe.
Und weil du denn mir dienen sollst zum Boten;
Bertram del Bornio war ich einst im Leben,
Der bösen Rath dem Fürst Johann entboten.
Zwist thät ich zwischen Sohn und Vater weben;
Nicht zwischen Absalom und David streute
Selbst Ahitophel ein verruchter'res Streben.
Weil ich geschieden so verbundne Leute,
Trag' ich allhier mein Hirn, o weh! geschieden
Vom Ursprung, dessen sich der Rumpf erfreute.
So siehst du den Vergelt in mir hienieden."

A als enviosi se mentitz lauzengier
Pus ab mi dons m'aves encombrier
Ben lauzera quen laisaretz estar.
E pueis no say a que m'ajn mestier,
E falhan vens quant iray sobre mar:
En cort de Rey mi batan li portier,
E encochia fara l' fogir primier,
Si no us menti quien m'an ot encusar.

Fünftes Kapitel.

Von einigen berühmteren Troubadouren.

Indem wir die provençale Literatur durchgehn, haben wir nicht den Vortheil, den wir bei allen andern finden werden, durch die öffentliche Meinung aufgefodert zu werden, uns mit einigen berühmten Schriftstellern, mit einigen bereits unter die Meisterwerke des menschlichen Geistes gezählten Werken zu beschäftigen. Alle Troubadouren im Gegentheil erscheinen, als Merkwürdigkeit, ungefähr auf derselben Stufe. Wir sehen sie freilich sich in zwei sehr gesonderte Abtheilungen theilen, die Troubadouren und die Jongleurs oder Minstrels; aber es ist mehr ihr Rang als ihr Talent, mehr ihre Beschäftigung als ihr Ruf, was einen Unterschied zwischen ihnen hervorbringt. Die Troubadouren, wie das ihr Name anzeigt, waren diejenigen, welche erfanden (trouver, finden), welche neue Gedichte verfertigten; eben so waren die Poeten, welche Benennung aus dem Griechischen in alle Sprachen übergegangen ist, diejenigen, welche machten, welche schufen; bei der Entstehung der Dichtkunst ist die Erfindung immer als ihr Wesen betrachtet worden. Oft sangen die Troubadouren selbst ihre Trouves an den Höfen und Festen; öfter ließen sie sie singen von ihren Jongleurs. Diese, in einem durchaus untergeordneten Verhältniß, übernahmen es, die Gesellschaften, wo sie Zutritt hatten, mit ihren Erzählungen, mit den Versen, die sie gelernt hatten, und die sie

auf verschiednen Instrumenten begleiteten, und mit Taschenspieler- und Possenreißerstückchen zu erlustigen. In dieser Erniedrigung lernten sie aber auch selbst Verse machen, denen ähnlich, die sie aus dem Gedächtnisse vortrugen. Da die provençale Poesie einzig auf dem Gefühl des Wohlklangs beruhte und nicht die mindeste Vorkenntniß erfoderte, so mußten diejenigen, die allein von den Versen lebten, bald dergleichen zu verfertigen lernen. Auch trug die Verderbtheit und Gemeinheit der Jongleurs, die jedoch, sobald sie selbst Dichter waren, den Namen Troubadouren annahmen, mehr als alles andre dazu bei, ihren Orden herabzusetzen. Giraud de Calanson, Troubadour oder vielmehr Jongleur von Gascogne, giebt in einem merkwürdigen Sirvente einem Jongleur folgende Rathschläge.

„Verstehe, sagt er ihm, gehörig zu erfinden, gehörig zu reimen, gehörig einen Wechselgesang anzutragen, „verstehe die Pauke und die Becken zu schlagen, und die „Musik ertönen zu lassen; verstehe kleine Kugeln mit „Messern zu werfen und aufzufangen, den Gesang der „Vögel nachzuahmen, mit Körben Kunststücke zu machen, „Schlösser angreifen, über vier Köpfe wegspringen zu las„sen (wahrscheinlich Affen), die Zitter und die Laute zu „spielen, das Manichord und die Guitarre zu behandeln, „den Reifen mit siebzehn Saiten zu beziehn, die Harfe „zu spielen, und mit richtigem Maaß die Gigue zu tan„zen, um die Weise des Psalterions zu erheitern. Sän„ger, neun Instrumente von zehn Saiten mußt du ferti„gen lassen; wenn du sie gehörig spielen lernst, werden „sie allen deinen Bedürfnissen abhelfen; laß auch die Leyer „ertönen und die Schellen klingen."

Nach Aufzählung der Romane und Erzählungen, die der Jongleur soll vortragen können, setzt der Dichter hinzu: „Verstehe, wie der Liebesgott läuft und fliegt, wie er nackt „und kleiderlos einhergeht, wie er die Gerechtigkeit zurück-

„weis't mit seinen Geschossen, die er zuspitzen läßt, und sei-
„nen beiden Pfeilen, davon der eine aus feinem Golde ist,
„welcher verblendet, und der andre von Stahl, der so herb
„verletzt, daß man von seinen Wunden nicht genesen kann.
„Lerne die Vorschriften des Liebesgotts, seine Vorrechte und
„seine Heilmittel kennen, und du wirst seine verschiednen
„Grade zu erklären wissen; wie reißend er geht, wovon er
„lebt, was er thut wenn er scheidet, die Täuschungen, die er
„alsdann ausübt, und wie er seine Diener vernichtet. Wenn
„du das alles weißt, dann unterlaß nicht, zu dem jungen Kö-
„nig von Aragon zu gehn; denn ich kenne niemand, der
„löbliche Uebungen mehr schätzte; wenn du dein Geschäft
„wohl verstehst, wenn du dich unter den besten auszeich-
„nest, so wirst du dich nicht wegen seiner Gaben zu bekla-
„gen haben. Wenn du in der Mittelmäßigkeit verbleibst,
„so verdienst du schlecht aufgenommen zu werden von dem be-
„sten Fürsten, der auf der Welt ist.“

Aber während Giraud de Calanson in diesem Sirvente die Troubadouren zu den niedrigsten Verrichtungen und zu dem untergeordnetsten Geschäft vorbereitet, fühlten und äußerten andere Dichter eine lebhafte Entrüstung über den Verfall dieser erhabnen Kunst, über das Verderbniß des Geschmacks und über die Verwirrung der Stände, welche verstattete, mit dem Namen Jongleur Taschenspieler und Affenführer zu bezeichnen. Giraud Riquier und Pierre Vidal haben beide einerlei Gesinnungen ausgedrückt.

Unter den Troubadouren erheben sich einige durchaus über den gewöhnlichen Standpunkt, weniger durch ihre Talente als durch ihren ausgezeichneten Rang in der Gesellschaft. Unter denen, deren Handschriften von Curne de Sainte-Palaye gesammelt und von Millot analysirt worden sind, findet man mehrere Landesherren, und gleich als den ersten von allen Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, von dem man neun Stücke in Versen aufbewahrt, welche durch die Harmonie des Versbaus

und durch die anmuthige Vermischung der Sylbenmaaße und Reime bemerkenswerth sind. Er hatte sein Leben zwischen den Dienst der Frauen und seiner Religion auf dem ersten Kreuzzuge getheilt. Mitten in dem heiligen Kriege hätte er seine heitere, oft ausgelassene Laune behalten, und man findet sie in seinen Versen, seinen Liebschaften, seinen Vergnügungen und seiner Frömmigkeit wieder. Wir haben von den beiden Sirvente's Königs Richard Löwenherz von England gesprochen; man hat ein Liebeslied von Alphons II., König von Aragon, einem der glänzendsten Krieger in einem an großen Männern fruchtbaren Jahrhunderte, dem zwölften; man hat mehrere, theils politische, theils galante Gedichte von dem Dauphin von Auvergne, dem Bischof von Clermont, dem letzten Grafen von Provence, Raymond Berenger V. und seiner Gemahlin Beatrix; von Peter III. von Aragon, dem bekannten Anstifter der sicilianischen Vesper, und seinem jüngsten Sohne, Friedrich II., dem Helden und Rächer der Sicilianer. Die Werke dieser Fürsten sind sämmtlich der Aufmerksamkeit werth als historische Denkmäler, und in sofern sie ihr Interesse des Augenblicks und ihren eigenthümlichen Charakter, und die Sitten des Jahrhunderts, worin sie lebten, erkennen lassen; aber in literarischer Hinsicht werden wir nur bei der kleinen Anzahl der Troubadours verweilen, deren Name zur Zeit des Dante und Petrarca berühmt geblieben war.

Wir setzen in den ersten Rang Arnaud de Marveil, obwohl Petrarca, indem er dem Arnaud Daniel den Vorzug giebt, diesen il mio famoso Arnaldo nennt. Er war zu Marveil in Perigord in einer ärmlichen Verfassung geboren; seine Talente zogen ihn bald aus derselben: er wurde angestellt an dem Hofe Rogers II., Vicomte von Beziers, mit dem Beinamen Taillefer; und die Liebe, die er hier für die Gemahlin dieses Fürsten, die Gräfin Adelaide, Raymonds V. Grafen von Toulouse Tochter, faßte, entwickelte sein Talent und entschied das Schicksal seines Lebens. Seine Versifi-

cation ist fließend, natürlich und zart; und er möchte unter den Provençalen verdienen, der große Meister in der Liebe genannt zu werden, ein Name, den Petrarca dem Arnaud Daniel vorbehält.

Indem er unter einem angenommenen Namen die schöne Adelaide besingt, sagt er von ihr: „Alles mahlt sie meinen Augen; die Frische der Luft, der Schmelz der Wiesen, „das Bunt der Blumen, laden mich unabläßig ein sie zu „singen, indem sie mir einige ihrer Reize im Abbilde liefern. „Dank den Uebertreibungen der Troubadouren, ich kann sie „loben, so viel sie dessen würdig ist; ich kann ungestraft sagen, daß sie die schönste Frau auf Erden ist; hätten sie nicht „hundertmal dieses Lob an solche verschwendet, die es nicht „verdienten, so würde ich nicht wagen, es der zu ertheilen, „die ich liebe, denn es hieße sie nennen.“

Arnaud de Marveil, verbannt von Beziers durch die Eifersucht, nicht des Gemahls seiner Schönen, sondern eines andern, erlauchtern und glücklichern Liebhabers, Alphons des IX, Königs von Castilien, sang die Qualen der Abwesenheit mit nicht minderer Zartheit.

„Man sage mir nicht, daß die Seele nur gerührt wird „durch die Dazwischenkunft der Augen; ich sehe nicht mehr „den Gegenstand meiner Gluth, und ich bin nur lebhafter „mit dem Gute beschäftigt, das ich verloren habe. Man hat „mich aus ihrer Nähe entfernen können, aber nichts vermag „das Band zu zerreißen, das ihr mein Herz verknüpft. Dieses so zärtliche und so standhafte Herz, Gott allein theilt es „mit ihr, und der Theil, den Gott davon besitzt, er würde ihn von ihr als ein von ihrem Besitzthum „abhängiges Stück haben, wenn Gott ein Vasall sein und zu Lehen empfangen könnte. „Glückliche Orte, die sie bewohnt, wann wird es mir vergönnt sein, euch wieder zu sehn? soll ich niemand erblicken, der von da herkommt? Ein Hirt, der von ihrem „Schlosse käme, würde ein wichtiger Mann für mich sein;

„daß ich nicht in eine Wüste eingeschlossen sein und ihr da„selbst begegnen kann! Diese Wüste würde mir für das Pa„radies gelten.“

Arnaud de Marveil hat viele Gedichte hinterlassen, von denen einige sehr lang sind: es giebt ein Stück von ihm von vierhundert Versen, und mehrere von zweihundert. Seine Sprache ist klar und leicht, und sein Text scheint wenig entstellt; auch ist er einer von den Troubadouren, deren Werk man einzeln drucken könnte, um den Geschmack des Publicums an der provençalen Poesie zu erproben und zugleich den Wünschen der Gelehrten in ganz Europa zu genügen, welche nach diesen Denkmälern der ersten neuern Literatur und der ersten Geistesbildung verlangt.*) Die Gräfin von Bé-

*) Folgender Anfang eines Briefes von Arnaud de Marveil an seine Schöne hat Anmuth und Innigkeit:

Cel que vos es al cor pus près
Don' am preguet qu'eus saludes,
Sel qu'eus amet pus anc vos vi
Ab franc cor et humil e fi;
Sel que autra non pot amar
Ni auza vos merce clamar,
E vien ses joy ab grant dolor;
Sel que non pot son cor partir
De vos sin s'abia a morir;
Sel que tos temps vos amara
May c'autra, tan can vievra,
Sel que ses vos non pot aver
En est segle joy ni plazer,
Sel que no sap cosselh de se
Si ab vos non troba merce,
Vos saluda; e vostra lauzor,
Vostra beutat, vostra valor,
Vostre solatz, vostre parlar,
Vostr' aculhir e vostr' onrar,
Vostre pretz, vostr' essenhamen,
Vostre saber, e vostre sen,
Vostre gen cors, vostre dos riz,
Vostra terra, vostre pays.

ziers starb im J. 1201, und man hat Grund zu glauben, daß Arnaud de Marveil vor ihr gestorben war.

Auf einen Troubadour, der nur die Liebe besungen hat, lassen wir einen mannhaften Ritter folgen, der sich eben so viel Ruhm durch seinen Degen als durch seine Verse erwarb. Rambaud de Vaqueiras war der Sohn eines Ritters ohne Vermögen aus dem Fürstenthum Oranien. Er trat in seiner Jugend in die Dienste Wilhelms von Baux, ersten Prinzen von Oranien, als dessen Unterthan er geboren war: er diente ihm in seinen Kriegen als tapfrer Soldat, und zu gleicher Zeit besang er seine Siege; er griff seine Feinde in seinen Versen an und verherrlichte selbst die Trophäen, die er in den Tourniren davontrug. Von Oranien trat Vaqueiras in die Dienste Bonifaz des III., Marquis von Montferrat, desselben, der mit Balduin und Dandolo den vierten Kreuzzug führte, und der, nachdem er den Thron von Constantinopel streitig gemacht, auf den Thron von Thessalonich erhoben wurde. Bonifaz rüstete Vaqueiras zum Ritter aus. Dieser große Richter der Tapferkeit und des militärischen Talents überhäufte einen kriegerischen Dichter mit Ehren, der ihm in seinen beständigen Kriegen die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Er sah ihn mit Vergnügen in seine Schwester Beatrix verliebt, und er selbst ließ es sich angelegen sein, sie nach einem langen Zwist zu versöhnen. Vaqueiras verfertigte mehrere Chanzos für Beatrix,

---

Mas l'erguelh que avetz a lui
Volgra ben ayzas ad altrui;
Quel erguelh Dona e l'espavens,
Quel fezes lestal marrimens
C'anc pueys non ai joy ni deport,
Ni sap en cal guizas conort;
Mas lo melhos conort que a
Es car sap que por vos morra;
E plaits li mais morrir per vos
Que per autra vivre joyoz.

die er einen schönen Ritter nannte, seitdem er sie mit Anmuth einen Degen hatte führen gesehen. Man findet darin das Gepräge des männlichen Stolzes, der Redlichkeit seines Charakters; aber verliebte Verse, in Prose aufgelöst, sind am Ende sich alle ähnlich und vielleicht alle gleich langweilig. Vaqueiras war merkwürdiger wegen seiner kriegerischen Phantasie. Der Aufruf zum dritten Kreuzzuge entzündete ihn mit neuem Enthusiasmus; er besang den heiligen Krieg in einem an den Fürsten, seinen Beschützer und Freund, gerichteten Sirvente, als 1204 bei dem Tode des Grafen von Champagne derselbe zum Führer des christlichen Heeres gewählt wurde.

„Nunmehr kann man sehen, sagt er, daß Gott Gefal„len daran hat, die Tapfern zu belohnen; er hat den Ruhm „des Marquis von Montferrat so hoch erhoben über die „Herzhaftesten, daß die Kreuzfahrer von Frankreich und „Champagne ihn gefodert vom Himmel als den geschicktesten „von allen, das heilige Grab wieder zu gewinnen. Der hel„denmüthige Marquis! Gott hat ihm muthige Vasallen, „große Länder, großen Reichthum verliehn, um ihm noch „größern Erfolg zu sichern. . . .

„Der die Luft, den Himmel, die Erde, das Meer, die „Wärme, die Kälte, den Wind, den Regen und den Don„ner erschaffen, will, daß wir alle ihm nach über das Meer „setzen, wie die Weisen, Caspar, Melchior und Balthasar „nach Bethlehem gingen . . . . Möge der heilige Nicolas „unsre Flotte geleiten! Mögen die Bewohner von Cham„pagne ihr Panier aufrichten! Der Marquis rufe Mont„ferrat, Graf Balduin rufe Flandern, jeder haue so unsanft, „daß er die Lanzen und Schwerdter breche; wir würden bald „die Türken zum weichen gebracht haben. Der tapfere Kö„nig Spaniens mache Eroberungen von den Mauren, wäh„rend der Marquis das Feld hält und Belagerungen unter„nimmt gegen den Sultan.

„Schlußstrophe. Schöner Ritter, für den ich Ver-

„se und Gesänge fertige, ich weiß nicht, ob ich für euch „das Kreuz nehmen oder verlassen könnte, also gefallt ihr „mir, wenn ich euch sehe, und also leide ich, wenn ich euch „nicht mehr sehe.“

Vaqueiras folgte dem Marquis Bonifaz nach Griechenland; er focht als heldenmüthiger Ritter an seiner Seite vor dem Schlosse Blacherne und nachher bei dem Sturm auf Constantinopel. Nach der Theilung des griechischen Kaiserthums folgte er Bonifaz in sein Königreich Thessalonich und empfing von ihm Lehen, Herrschaften und köstliche Belohnungen. Aber sein Ehrgeiz ließ ihn nicht seine Liebe vergessen, und unter seinen Eroberungen in Griechenland sang er noch seinen Schmerz.

„Was helfen mir meine Eroberungen, mein Reichthum „und mein Ruhm? ich schätzte mich viel reicher, als ich, ein „treuer Liebhaber, geliebt wurde. Ich kenne keine andre Freude als die Liebe. Vergebens habe ich großes Gut, große „Länder; je mehr meine Macht und mein Reichthum zuneh„men, um so mehr fühle ich Schmerz in der Tiefe der Seele, „fern von meinem schönen Ritter.“

Aber das bei weitem merkwürdigste Gedicht von Vaqueiras ist dasjenige, worin er seine und Bonifazens ganze Lebensgeschichte, die Gefahren, die sie gemeinschaftlich ausgestanden, die Dienste, die sie einander geleistet, und ihre Siege erzählt, und von ihm mit edlem Selbstvertrauen die Belohnung fodert, die er wohlverdient habe durch seine Treue und seine Tapferkeit. Ich bedaure, daß dies Gedicht zu lang ist, um es hier einzurücken; keines trägt mehr das Gepräge des ritterlichen Charakters, jener Vasallentreue, welche die Freundschaft nicht lau machte, jener Unterwürfigkeit, welche die Herzen nicht hinderte, sich auf einerlei Standpunkt zu erheben. Vaqueiras lobt seinen Herrn, indem er ihm alle seine Siege und alle seine Gefahren schildert; er erinnert ihn an seine zahlreichen Abentheuer in Piemont, in dem Gebiet von Genua, in Sicilien und in Griechenland; allenthalben war

er an seiner Seite gewesen; allenthalben fodert er freimüthig den Antheil der Dankbarkeit und den Antheil des Ruhms, der ihm gebührt. Die folgende Geschichte, die er unter andern erzählt, scheint mir die Sitten und die Zeit zu mahlen: „Erinnert euch, sagt er, des Sängers Aimonet; er „brachte euch Nachrichten von Jacobina, welche man nach „Sardinien führen wollte, um sie wider ihren Willen zu ver„mählen; erinnert euch, wie sie sich in eure Arme warf, als „sie Abschied von euch nahm; wie sie euch auf so rührende „Weise bat, sie in Schutz zu nehmen gegen die Ungerechtig„keit ihres Oheims. Ihr ließet fünf der besten Knappen auf„sitzen; wir ritten die Nacht nach dem Abendbrod; ich selbst „entführte sie aus dem Park, und alle schrien laut auf; Fuß„knechte und Reisige verfolgten uns; wir jagten davon mit „verhängtem Zügel, und schon glaubten wir uns außer Ge„fahr, als wir von denen von Pisa angegriffen wurden. Als „wir so viel Ritter uns eng umringen, als wir so viele Schil„der glänzen, so viele Fähnlein im Winde flattern sahn; „man frage nicht, ob wir Furcht hatten. Wir verbargen „uns zwischen Albenga und Final, und auf unserm Rückzuge „hörten wir allenthalben Hörner und Trompeten blasen und „die Signale wiederholen. Wir blieben zwei Tage ohne „Speise und Trank; und wie wir am dritten Tage uns wie„der auf den Weg machten, stießen wir auf zwölf Räuber; „und wir wußten nicht, welchen Entschluß wir nehmen soll„ten, denn man konnte sie nicht zu Pferde angreifen. Ich „ging ihnen zu Fuß entgegen; ich erhielt einen Lanzenstich, „aber ich verwundete ihrer drei oder vier, und zwang sie „alle, den Rücken zu wenden. Meine Gefährten kamen zu „mir, wir nöthigten die Räuber, den Paß zu verlassen, und „ihr gingt sicher hindurch. Gewißlich erinnert ihr euch, wie „fröhlich wir speis'ten, obwohl wir nichts als ein einziges „Brod zu essen und nichts zu trinken hatten. Den Abend „kamen wir nach Nizza zu Puiclair, der uns mit so großen „Freuden empfing; und den folgenden Tag gabt ihr Jaco-

„binen dem Anselmo zum Gemal und setzte ihn in seine Graf„schaft Ventimille ein, seinem Oheim zum Trotz, der sie ihm „rauben wollte.“

Der Marquis Bonifaz III. von Montferrat wurde im J. 1207 bei der Belagerung von Santalie getödtet. Man weiß nicht, ob Rambaud de Vaqueiras ihn überlebte.

Der Troubadour Pierre Vidal von Toulouse, welcher dem König Richard auf dem dritten Kreuzzuge folgte, hat sich nicht minder durch seine Thorheiten als durch sein Dichtertalent berühmt gemacht. Es scheint, daß bei den Dichtern Liebe und Eitelkeit abwechselnd eine solche Herrschaft über alle Empfindungen ausüben, daß die eine wie die andere die Vernunft gefährden können. Aber vielleicht ist kein Dichter zu einem vollständigern Wahnsinn gekommen als Pierre Vidal. Ueberzeugt, daß er von allen Schönen geliebt werde, daß er der tapferste von allen Rittern sei, ward er der Don Quixote der Poesie, und seine seltsamen Liebschaften, seine thörichten Prahlereien, begünstigt durch die treulosen Neckereien vorgeblicher Freunde, setzten ihn den sonderbarsten Bethörungen aus. Auf seinem Kreuzzuge vermählte man ihn in Cypern mit einer griechischen Dame, welche behauptete, mit einer von den Familien weitläuftig verwandt zu sein, die in Constantinopel regiert hatten; das war ihm genug, um sich zu überreden, daß der kaiserliche Thron ihm gebühre. Er nahm den Kaisertitel an; er ernannte seine Gemalin zur Kaiserin; er ließ einen Thron vor sich her tragen, und bestimmte sein Ersparniß und den Gewinn seiner Lieder für die Eroberung seines Reichs. Indeß blieb er darum der Gemalin des Vicomte von Marseille, Barral des Baux, die er zur Dame seiner Gedanken erwählt hatte, und an die er von Cypern aus Verse, merkwürdig durch ihre Harmonie, richtete, nicht minder zugethan. Nach seiner Rückkehr in Provence verleitete eine neue Liebe ihn zu einer noch wunderlichern Narrheit; er widmete sich einer Dame von Carcassonne, Namens Louve de Penautier:

ihr zu Ehren nahm er selbst den Namen Wolf an, und um diesen Namen noch mehr zu verdienen, kleidete er sich in ein Wolfsfell und ließ sich von Hirten und Hunden durch die Gebirge jagen. Er setzte seine ganze Ausdauer daran, diese tolle Jagd bis aufs äußerste zu ertragen; man brachte ihn für todt zu seiner Gebieterin zurück, welche halb und halb gerührt war über eine so seltsame Ergebenheit. Aber bei einem Kopfe, der so übel organisirt zu sein schien, besaß Pierre Vidal ein feines Gefühl, eine ungemeine Harmonie im Ausdruck, und was noch wunderbarer scheinen wird, ein richtiges und gesundes Urtheil, sobald nicht von seinem eignen Verdienst oder von seiner Liebe die Rede war. Die Sammlung seiner Werke enthält mehr als sechzig Stücke, und unter diesen drei lange Gedichte, dergleichen die Provençalen schlechtweg Verse nannten. Das merkwürdigste von diesen dreien ist dasjenige, worin er einem Troubadour Rathschläge giebt, wie er seine edle Kunst ausüben solle *). Er betrachtet die Poesie als die Pflegerin erhabener Gefühle, als den Behälter der Universalphilosophie, und die Troubadouren als die Lehrer der Nationen. Er gedenkt der glorreichen Zeiten seiner Jugend, wo Gott in Gnaden erlaubte, daß ganz Europa von Helden beherrscht wurde, daß es in Deutschland einen Kaiser Friedrich I, in England einen Heinrich II. und seine drei Söhne, in Toulouse einen Grafen Raymond, in Catalonien einen Grafen Berenger und seinen Sohn Alphons gab; er zeigt diese Helden als vereinigt durch die Poesie, und glaubt, daß es den Sängern zukommt, in der nachfolgenden Generation die erhabnen Gefühle neu zu beleben, die ihren Vätern zum Ruhme gereicht. Er räth dem Jongleur Bescheidenheit, Anstand und Sittlichkeit an, was seinem Charakter wie seiner Urtheilskraft zur Ehre gereicht; und glänzt durch einen Adel der Sprache und eine Verständigkeit der

*) Es ist vollständig übersetzt im Millot, Theil II. S. 283 bis 296.

Gedanken, die einen sonderbaren Contrast mit der Uebers-
spanntheit seines Betragens machen.

Ein andres seiner langen Gedichte ist eine allegorische Novelle, in welcher er als Hauptpersonen die Liebe, Gnade, Schaam und Redlichkeit aufführt, wie das Morgenland diese allegorischen Wesen den Provençalen geliefert hatte, und wie ungefähr auch Petrarca sie in seinen Triumphen aufführt. „Als ich im Felde war, sagt er, da sah ich zu mir „kommen einen jungen Ritter, schön wie der Tag; der Rit„ter, den ich noch nicht kannte, hatte sanfte und zärtliche „Augen, eine wohlgeformte Nase, glänzende Zähne wie rei„nes Silber, einen rothen und lachenden Mund, einen schlan„ken und anmuthigen Wuchs; sein Kleid duftete von Blu„men und sein Haupt trug einen Rosenkranz; sein Roß, „weiß wie der Schnee, war mit verschiednen schwarzen und „purpurnen Flecken bezeichnet; der Bogen des Sattels war „von Jaspis, die Decke von Saphir und die Zügel von „Calcedon. . . . Pierre Vidal, sprach er zu mir, wisse, daß „ich der Liebesgott bin, diese Dame die Schaam und dieser „Schildknappe die Redlichkeit.“ Man sieht, daß der Liebesgott der Provençalen nicht Cupido war, der Sohn der Venus, und daß diese romantischen Allegorien keineswegs von der heidnischen Mythologie entlehnt sind. Der Ritter Amor des Pierre Vidal trägt das Costüm des Ritterzeitalters, in dem er geboren ist; sein Roß ist mit eben so viel Sorgfalt beschrieben wie seine eigne Person; sein Gefolge besteht aus ritterlichen Tugenden und nicht aus Göttern des Scherzes und Lachens, und die ganze Erfindung gehört einer andern Zeit an. Uebrigens hatte die Liebe von den Morgenländern ein andres Roß bekommen, als hier unser Troubadour ihr giebt; sie schildern sie am häufigsten getragen auf den Flügeln eines Papageien, und die Provençalen haben oft, als Nachahmung der Araber, diesen mit so herrlichen Farben ausgestatteten Vogel als den Bothen der Liebe in ihren Gesängen angeführt.

Man sagt, daß Pierre Vidal in seinen alten Tagen eine Abhandlung verfaßte, wie man seine Zunge zügeln könne. Er machte eine zweite Reise nach der Levante, und man versichert, daß er sich aufs neue dem thörichten Gedanken hingab, das morgenländische Kaiserthum zu erobern, welches damals im Besitz der Römer war. Er starb im J. 1229, zwei Jahre nach seiner Rückkehr.

Wir haben gesehn, daß Petrarca den ersten Platz unter den Troubadouren dem Arnaud Daniel, den er über Arnaud Marveil setzte, eingeräumt hatte. Dante giebt ihm ein nicht minder vortheilhaftes Zeugniß in seiner Abhandlung de vulgari eloquentia. Er betrachtet ihn als den Troubadour, der am besten seine Sprache behandelte, und der alle andern romanischen Schriftsteller in zärtlichen Versen und in der Prosa übertraf. Er führt ihn später in den 26sten Gesang des Fegefeuers ein, und legt ihm einige Terzinen in provençaler Sprache in den Mund, die man mit Verwunderung in einem ganz italienischen Gedichte antrifft. Aber die siebzehn Stücke, die von diesem Dichter übrig sind, entsprechen so großem Lobe nicht; die Erfindung der Sestinen, die ihm zugeschrieben wird, macht ihm in unsern Augen nicht so viel Ehre, als sie ihm vormals machte *). Man hat Grund zu

---

*) Die Sestinen, welche in der Folge von Petrarca und den vorzüglichsten italienischen, spanischen und portugiesischen Dichtern nachgeahmt wurden, sind Gedichte von sechs sechszeiligen Strophen; die Verse der ersten Strophe schließen mit sechs zweisylbigen Substantiven, die auf dieselbe Weise alle Verse aller übrigen Strophen schließen müssen, aber dergestalt, daß in jeder Strophe diese Worte die Stelle verändern. Dasselbe Wort muß sich nach und nach am Ende des ersten, sechsten, fünften, vierten, dritten und zweiten Verses finden, so daß am Ende des Gedichts jedes Wort jede der sechs Stellen in der Strophe eingenommen hat. Es entspringt aus dieser schwer zu beobachtenden Ordnung keine dem Ohr bemerkbare Harmonie, und der Sinn wird fast immer dem Zwange der Verse aufgeopfert; dennoch hat die stete Wiederkehr von sechs Worten, die nothwen-

glauben, daß seine besten Werke verloren gegangen sind, und man darf ihn nach denen, die übrig geblieben, nicht streng beurtheilen.

Amanieu des Escas, der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts unter der Regierung der Könige von Aragon lebte, hat uns unter mehrern Liebesgedichten zwei lange Gedichte (Vers) über die Erziehung der Fräulein und der Junker hinterlassen, die, ohne merkwürdig zu sein in Ansehung der poetischen Erfindung, sehr anziehend sind wegen des naiven Gemäldes, das sie von den Sitten jenes Zeitalters aufstellen. Das Fräulein, das er im Laufe des Gedichts zwei oder dreimal Marquise nennt, hat sich an des Escas, der selbst ein großer Edelmann war, gewendet, um von ihm Anweisungen zu erhalten über die Art und Weise, wie sie sich in der Welt betragen müsse. Man sieht anfangs mit Verwunderung, daß diejenigen, die er ihr zuerst giebt, mehr für eine Kammerfrau als für eine Frau von Stande geeignet sind. Nachdem das Fräulein ihre Toilette besorgt hat, und der Dichter geht in dieser Hinsicht in die kleinsten Details ein *), soll

---

dig die Hauptgedanken geben, und diese nach allen ihren Seiten darzustellen und zu wenden nöthigen, etwas Schwärmerisches und Schwermüthiges, und mehrere Dichter haben gewußt, rührende Betrachtungen in eine Sestine zu legen.

*) E cosselh vos premier
Que siatz matiniera,
Cascu jorn que premieira
Vos levetz que vostra dona,
En asi que si eus sona
Vos truep gent adobada,
E vestida e caussada;
E enantz que eus cordetz †)
Lau qu'el bras vos lavetz
E las mas, et la cara.
Après amiga cara
Cordatz estrechamen

†) Bevor ihr euch schnürt.

sie alles zum Aufstehn ihrer Dame bereit machen, soll ihr alles geben, was sie braucht, um ihren Kopf zu schmücken, ihr Kleid in Stand zu setzen oder sich die Hände zu waschen. Man sah es damals als einen wesentlichen Theil der Erziehung der Fräulein an, dienen zu lernen, um befehlen zu können, und man gab sie mit Vergnügen zu irgend einer edeln Dame, damit sie von ihr in diesen untergeordneten Geschäften eine schöne Sprache und schöne Sitten lernten. Des Escas belehrt sodann sein Fräulein, was sie zu thun habe, wenn man sie zur Liebe begehre. Er findet es durchaus angemessen, daß sie sich einen Diener wähle, nur solle sie, statt sich an Schönheit oder Reichthum zu hängen, die Dienste eines artigen Liebhabers von anständiger Geburt annehmen. Er erlaubt, daß sie von ihm Geschenke empfange und ihm gebe; aber er erinnert sie, gewisse Gränzen nicht zu überschreiten: „Denn wenn er euch liebt, sagt er, muß er nichts von „euch begehren, so lange ihr Mädchen seid, was „euch schaden oder euch entehren könnte.“ Man sieht daraus, daß die Provençalen schon urtheilten, wie heut die Italiener und Spanier, daß die Galanterie in der Ehe ein zuläßlicher Fehler sei, während sie ein noch lediges Frauenzimmer entehre; und man begreift, welche Folgen eine so falsche Moral haben mußte *).

Die Anweisungen für den Junker sind ungefähr in derselben Art; sie sind untermischt mit häuslichen Details und

---

Vostre bratz ben e gen,
I es las onglas dels detz
Tan longuas non portetz
Que i paresca del nier.

*) E si eus ama fort bela
De mentre qu'es pieusela
El no us deu requerer
Qu'eus torn a desplaser
Ad onta ni a dampnatje
De tot vostre linhatje.

Vorschriften der Galanterie. Die jungen Edelleute, die nicht reich genug waren, um die Höfe auf ihre Kosten zu besuchen, und die sich doch daselbst für die Galanterie und für die Waffen bilden wollten, traten in Verhältnisse mit irgend einem Herrn, dem sie als Pagen am Hofe, oder als Knappen in der Schlacht dienten. Des Escas Rath an einen Junker ist im Geiste eines wackern, geraden aber geschwätzigen Mannes, der nie glaubt, genug gesagt zu haben. Er nimmt Gelegenheit von dem Compliment, das der Junker ihm macht, diesen gegen die Gewohnheit, seinen Vorgesetzten zu schmeicheln, zu verwahren; er macht ihm dabei das Unrecht fühlbar, das er an seinem eignen Charakter begeht, und das Lächerliche, das er selbst auf denjenigen wirft, dem er sich hat angenehm machen wollen. Er verbreitet sich weitläuftig über die Liebe, die große Angelegenheit, ja fast die Pflicht der jungen Edelleute, und die doctormäßig von den Troubadouren gelehrte Wissenschaft. Die Lehren, die er ihm über die Eleganz seiner Kleider, sein Betragen in den Tournieren, seine Zurückhaltung, seine Bescheidenheit giebt, sind den Sitten des Ritterthums angemessen, haben aber nichts so neues, um angeführt zu werden. Eine Anweisung über das Betragen, das er gegen seine Dame beobachten soll, ist wenigstens unerwartet; sie lautet also: „Und wenn sie euch eifersüchtig macht „und gibt euch Grund dazu, und sie euch sagt, ich that es „nicht; wenn ihr es auch mit euren Augen saht, sprecht: „Dame, ich bin gewiß, daß ihr die Wahrheit sagt, aber ich „glaubte es zu sehn" *). Man erinnert sich dabei an jene

*) E se la us fa gelos
E us en dona razo,
E us ditz c'ancre no fo
De so que dels huelhs vis,
Diguatz Dou: Eu suy fiz
Que vos disetz vertat,
Mas yeu vay simiat.

Dame vom Hofe, die, von ihrem Liebhaber in den Armen eines Andern überrascht, auf seine wüthenden Vorwürfe antwortete: „Ich sehe wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben, weil Sie Ihren Augen mehr glauben als allem, was ich Ihnen sagen mag."

Pierre Cardinal, aus einer erlauchten Familie in Puy en Velay, der als ein fast hundertjähriger Greis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts starb, nimmt einen ausgezeichneten Platz unter den Troubadouren ein, weniger durch die Harmonie seines Styls als durch die Kraft und Bitterkeit seiner Satire: er ist der Juvenal der provençalen Poesie. Die Unbeugsamkeit seines Charakters, seine zu derbe Freimüthigkeit, sein zu bitterer Spott machten ihn wenig geschickt, bei den Frauen Glück zu haben; auch entsagte er früh der Galanterie, um Sirvente's zu schreiben; denn die Troubadouren gaben auch den Satiren diesen Namen, sobald sie in Strophen getheilt waren wie ihre Chanzos. Diese Sirvente's sind abwechselnd gegen alle Stände der Gesellschaft gerichtet, gegen die hohe Geistlichkeit, den Militärstand, die Mönche, die Barone, die Frauen. Pierre Cardinal sieht allenthalben nur Verderbtheit der Sitten, Lüsternheit, Selbstsucht, Gemeinheit. In seinen Beobachtungen ist wenig Feinheit, aber viel Anschein von Wahrheit; das Laster erregt einen Eifer in ihm, der nicht ohne Beredsamkeit ist, und in der Hastigkeit seiner Schmähungen befaßt er sich selber mit müßigen Details oder mit Zügen, denen es an Richtigkeit fehlt. Seine Kühnheit überrascht zu einer Zeit, wo die Inquisition jede Stunde ihn zur Rechenschaft über seine Beleidigungen gegen die Kirche ziehen konnte. „Ablaß, Vergebung, Gott und Teufel, alles setzen sie in Bewegung," sagt er von den Prälaten; „jenen bewilligen sie das „Himmelreich durch ihre Vergebung, diese schicken sie in die „Hölle durch ihren Bann; sie führen Streiche, denen man „nicht begegnen kann, und Niemand vermag so gut Betrügereien zu schmieden, daß sie ihn nicht noch besser betrü-

„gen. . . Es giebt kein Verbrechen, wofür man nicht Erlaß „fände bei den Mönchen, und um Geld bewilligen sie den „Abtrünnigen, den Wucherern das Begräbniß, das sie den „Armen versagen, die nichts haben, womit sie es bezahlen „können. Ruhig zu leben, gute Fische, weißes Brodt, „auserlesenen Wein zu kaufen, damit bringen sie das ganze „Jahr hin. Wollte Gott, daß ich dieses Standes wäre, „wenn man um diesen Preis sein Seelenheil gewinnt!"

Man findet von ihm noch einen andern Sirvente gegen die Priester, einen gegen die Barone, einen über die allgemeine Verderbtheit. „Vom Aufgang der Sonne bis zum „Niedergang, sagt er, mache ich allen Menschen diesen Vor„schlag: ich verspreche einen Goldbezant *) jedem redlichen „Manne, wenn jeder unredliche mir einen Hufnagel giebt; „eine Mark Goldes dem Gesitteten, wenn der Ungesittete „mir einen Batzen giebt; einen Berg Goldes jedem Wahr„haftigen, wenn jeder Lügner mir nur ein Ei geben will. „Mit einem kleinen Kuchen will ich alle ehrlichen Leute spei„sen, die es giebt; aber wenn ich den schlechten zu essen ge„ben wollte, müßte ich ohne hinzusehn allenthalben rufen: „Kommt, ihr Herren, bei mir zu essen!" **)

---

*) Eine Münze der griechischen Kaiser, ungefähr 3 Thaler an Werth.

**) D'aus aurien tro al solelh colgan
Fauc a la gen un covinen novel;
A lial hom donarai un bezanh
Si'l deslial mi dona un clavel;
Et un marc d'aur donarai al cortes
Si'l descauzit mi dona un tornes.
Al vertadier darai d'aur un grau mont
Si ay un huovs dels messongiers que son.
Tota la ley qu'il pus de la gen an
Escrieur' ieu en un petit de pel,
En la meitat del polgar de mon gan;
El pros homes paisserai d'un tortel,
Car ja pels pros no fara car con res;

Diese Satiren mußten Pierre Cardinal den Haß derer zuziehn, die er verwundete; aus folgendem sieht man, wie er seine Abgeschiedenheit schildert: „Es war einmal eine „Stadt, ich weiß nicht wo; auf dieselbe fiel ein Regen, der „alle diejenigen zu Narren machte, die er benetzte; und das „waren alle bis auf einen einzigen, der in seinem Hause „schlief. Bei seinem Erwachen hatte der Regen aufgehört; „er trat hinaus, er ging zu seinen Mitbürgern; er fand sie „mit Thorheiten aller Art beschäftigt: der eine war beklei„det, der andere nackt; der eine spuckte in die Luft, der „andere schleuderte Steine; der eine zerriß seine Kleider, der „andere war wie ein König geputzt und hielt sich für einen „König. Jener, der bei Sinnen war, verwunderte sich zu „sehn, daß alle den Verstand verloren hatten. Er suchte allent„halben nach einem einzigen Menschen, der ihn noch hätte, „und er suchte umsonst. Wie er über ihre Narrheit erstaunt „war, so waren sie es über sein vernünftiges Betragen. Sie „zweifelten nicht, daß er den Verstand verloren, weil sie ihn „nichts von dem thun sahen, was sie thaten: nun galt es, „wer ihm die meisten Püffe versetzen könnte; man stößt ihn, „man zerrt ihn, man rüttelt ihn, man wirft ihn nieder; fal„lend und wieder aufstehend flüchtet er nach Hause, mit Koth „bedeckt und halb todt, noch sehr glücklich, so wohlfeiles „Kaufs sich aus ihren Händen gerettet zu haben. Diese Fa„bel ist ein Bild der Welt und derer, die sie ausmachen. „Die Welt ist die Stadt voll wüthendes Volks; die Be„gierde ist der Regen, davon man benetzt wird; damit ver„bunden ist ein Hochmuth und eine Bosheit, die alle Men„schen verstrickt haben. Ist einer davor bewahrt worden „durch Gottes Beistand, so betrachtet man ihn als einen

---

Mais si fos uns que los malvats pogues,
Cridar ferai, e no gardassen on,
Venetz manjar, li pro home del mon.

„Narren, man peinigt, man verfolgt ihn, weil er nicht „gesinnt ist, wie die Andern *).

Giraud Riquier de Narbonne, der in Diensten des Königs von Castilien, Alphons X., stand und zu Ende des

---

*) Die Unmöglichkeit, worin sich alle, die nicht in Paris leben, befinden, Stücke provençaler Poesie zu sehen, veranlaßt mich, deren mehrere mitzutheilen. Die Fabel von P. Cardinal ist sehr originell; Millot's Uebersetzung ist kürzer und raubt ihr vieles von ihrem Anziehenden. Sie ist, wie mir scheint, wohl eins von den alten Stücken, die der Erhaltung werth sind.

Yssy comensa la faula de la pluya.

Una ciutat fo, no say quals
Hon cazee una plueya tals
Que tuy li home de la ciutat
Que toque, foro forcenat.
Tuy desse n'ero mals, sols us,
Et aqnel escapet, ses pus,
Que era dins una mayzo
Que dormia quant aysso fo.
E vet, quant at dormit
Del plueya diquit,
E foras entre la gens
Fero d'essenamens
Arroquet, l'autre foucis,
Utre estupit versus,
E trays peras contre estelas,
L'autre esquisset las gonelas,
Us feric, el autrem peys,
E l'autre cuyet esser Reys,
E tenc se riquament pels flancx,
E l'autre s'asset per los bancx.
L'us menasec l'autre maldisz,
L'autre plorec e l'autre riz,
L'autre parlec e no saup que;
L'autre se meteys de se.
Aquel que avia so sen,
Meravilha se molt formen,
Que vee que be destatz son,
E garda al aval ed amon,

dreizehnten Jahrhunderts lebte, ist einer von den Troubadouren, von denen man die meisten Werke aufbehalten hat. Er blühte zu einer Zeit, wo sich die Dichter durch Neuerungen von dem Haufen ihrer Vorgänger zu unterscheiden suchten. Er hat Schäfergedichte, Morgen- und Abendständchen, Retrouangen, Briefe und Reden in Versen hinterlas-

---

E grans meravelha a de lor.
Mas mot l'han ilh de lui mayor;
Qu'el vezon estar saviamen
Cuio que aia perdut so sen,
Car so qu'elh fan no lh vezo fayre
Que a cascu de lores veyaire
Que ilh son savi e assenatz.
Mas lui teno por dessenat
Qui l fer en gansa, qui en col;
Nos pot mudar que nos degol;
L'us l'empenh, e l'autre le bota,
El cuya isshir de la rota;
L'us l'esquinsa, l'autre li tray,
E pren colos, e leva, e chay;
Cascu'l leva a gran gabantz,
El fuy a sa mayzo deffantz,
Fangos e battutz e mieg mort,
E ac gang can lor fo estort.
Sest fable es en aquest mon
Semblans als homes que i son.
Aquest seigles es la ciutat
Que es tot ples de forsennatz;
Que el mager sen qu'om pot aver
So es amar Dieu et sa mer,
E gardar sos comendamens;
Mas arra es perdutz aquels sens.
La pluya say es casuda,
Una cobeytat qu'es venguda,
Us erguelh et una maleza
Que tota la gent a perpreza.
E si Dieu n'a alcu gardatz,
L'autru ils teno por dessenat,
E menon lo de tomp en vilh,

sen *). Er hat, so viel er vermochte, das Aeußere der Poesie verändert; aber er hat nicht so viel Neuheit in das Innere zu bringen gewußt; seine Reden in Versen, seine didaktischen Gedichte enthalten nur gemeine Ideen und eine alltägliche Moral. Immer aber erkennt man darin einen redlichen Mann, dem es nicht an Stolz fehlte. Sein bei weitem längstes Gedicht ist eine an den König Alphons von Castilien gerichtete Bittschrift, daß er den Stand der Jongleur aus der Niedrigkeit, worein er versunken, seit Charlatane, die das Volk durch ihre Possenreißereien belustigen, die Affen und Böcke tanzen lassen, und die auf öffentlichen Plätzen unflätige Lieder absingen, denselben Namen wie die Hofdichter führen, wieder erheben möchte. Er bittet, daß Alphons, vermöge seines königlichen Ansehens, alle, die unter dem Namen Jongleur begriffen würden, in vier ganz verschiedne Classen abtheilen möchte: in Lehrer der Dichterei, bloße Troubadouren, Jongleur und Possenreißer. Dieses Gedicht, welches vom Jahre 1275 ist, ist einer der

---

Car no es del sen que son ilh.
Qu'el sen de Dieu lor par folia,
E l'amiers de Dieu on que sia
Conoys que dessenatz son tug
Car le sen de Dieu an perdut;
E els an lui per dessenat
Car le sen de Dieu an layssat.

*) Diese verschiednen Namen bezeichnen keine sehr wesentliche Verschiedenheit in den Gedichten. Die Schäfergedichte waren Eklogen, welche mehr die Gespräche des Dichters mit Hirten, als dieser unter einander enthielten. Die Morgen- und Abendständchen (aubades und sérénades) waren Liebeshymnen für den Morgen und Abend. Die Retrouangen und Redonden waren Balladen von einer verwickeltern Fügung, in denen der Refrain auf eine mühsamere Weise herbeigeführt war. Alles, bis auf die Schäfergedichte, entfernte sich nicht von der lyrischen Gattung.

letzten Athemzüge der provençalen Poesie*). Der Troubadour war bereits Zeuge von dem Verfall seiner Kunst; er überlebte seinen Ruhm, seine Literatur und die Sprache, die ihn verherrlicht hatte. Seine Lage erinnert an Ossian in dem letzten seiner Gedichte, wenn er auf seine Harfe verzichtet, deren Töne das neue Menschengeschlecht nicht mehr

*) Dieses lange Stück in Versen ist eigentlich ein Brief an den König von Castilien. Giraud Riquier hat deren mehrere geschrieben, und er scheint den wahren Briefstyl sehr gut inne zu haben; aber er ist oft schwer zu verstehen, und fast immer scheint mir diese Schwierigkeit bei den Troubadouren aus der Verderbtheit des Textes zu entstehen. Nachdem er gezeigt hat, wie jeder Stand in der Gesellschaft sich in mehrere durch Namen unterschiedne Classen theilt, setzt er hinzu:

Per quem ai albirat
Que fora covinen
De noms entre joglars,
Que non e ben estars.
Car entr'els li melhor
Non an de noms honor
Atresi com de fach.
Qu'ieu ne teng a maltrag
Cus homs senes saber
Ab sotil captener,
Si de qualqu' estrumen
Sab un pauc a prezen
S'en ira el tocan
Per carrieiras sercan
E queren c'omz li do
O autre sez razo.
Cantara per las plassas
Vilmen et en gens bassas;
Metra queren sa ponha
E totas ses vergonha
Privadas et estranhas,
Pueys iras si en tavernas.
Ab sol qu'en puesc aver
E non auzan parer
En deguna cort bona.

zu würdigen weiß. Aber welcher Unterschied zwischen beiden Gedichten! welcher Unterschied, da der Sänger von Narbonne nur an seine Eitelkeit denkt, während der Barde von Morven nichts weiter sieht, als was er verloren, Oscar, Malvina, sein Vaterland und seinen Ruhm, die er überlebt hat.

Wir wollen uns nicht bemühn, aus dieser Menge von Troubadouren, die alle auf einerlei Stufe erscheinen, mit gleichen Ansprüchen auf eine Berühmtheit, die sie nicht haben erlangen können, eine noch größere Anzahl von Dichtern anzuführen. Die äußerste Einförmigkeit herrscht in ihren Werken, und es würde schwer sein, individuelle Bilder zu entwerfen, da dieselben Züge Allen zukommen. Wir haben die im elften Jahrhundert entstandene provençale Poesie sich durch das ganze südliche Frankreich, einen Theil von Spanien und Italien verbreiten, die Unterhaltung aller Höfe ausmachen, alle Feste beleben, sich dem Fassungsvermögen aller Volksklassen anpassen gesehn, und wir sehen sie bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gekommen, ohne irgend einen merklichen Fortschritt gemacht zu haben. Was man in den ersten Liedern Wilhelms IX., Grafen von Poitiers gefunden hatte, fand man in den letzten von Giraud Riquier oder Jean Esteve wieder: eine Sprache, die immer ungefähr dieselbe ist und die nur durch die größere oder geringere Nachlässigkeit der Copisten, oder vielleicht durch die größern Ansprüche der spätern Dichter, welche, um sich das Verdienst seltner und schwieriger Reime zu erwerben, die Sprache verderbt, und ihre Dunkelheit und ihre Unregelmäßigkeiten vermehrt hatten, verschieden zu sein scheint; eine mit Hyperbeln ganz übersäete Galanterie; eine mehr durch den Verstand als durch das Gefühl erzeugte Zärtlichkeit; Liebeslieder von stets einerlei Natur; stets Gemälde einer Schönen, die allen ähnlich sehn und nichts darstellen; stets Uebertreibungen ihres Verdienstes, ihrer Geburt, ihres Charakters; stets Thränen, Ehrerbietung, Bitten, die man nicht von

einander zu unterscheiden vermöchte und die Ueberdruß erregen; satirische Sirvente's, worin Plumpheit und Schmähung die Stelle von Neuheit und Witz vertreten; Tensons, worin die Gemeinplätze der Galanterie ohne Reiz und Feinheit abgehandelt werden; Sestinen, Retrouangen, Redonden, aus denen der Zwang des Reims den Gedanken verbannt; nie eine große poetische Schöpfung, nie eine epische oder tragische Erfindung, nie eine wahrhaft gefühlvolle Regung, nie eine völlige oder auf etwas anders als Beleidigung der guten Sitten gegründete Fröhlichkeit. Man ist wahrhaft erstaunt über dieses Resultat, nachdem man die Werke von beinahe zweihundert Troubadouren durchgegangen ist, deren Poesieen von Sainte-Palaye gesammelt und von Millot ausgezogen worden sind. Diese Begeisterung für die Dichtkunst, die eine ganze Nation ergriffen hatte, ließ etwas ganz anders erwarten. Ein für den Wohllaut empfängliches Ohr, wie es die Erfindung so vieler Versformen voraussetzte, die Innigkeit, die Beweglichkeit, die sich in den ersten Gesängen der Toubadouren ausgedrückt hatten, der Reichthum an Bildern, die sie von dem Morgenlande geborgt oder in ihrer eignen Phantasie gefunden hatten; alles ließ hoffen, daß ungesäumt ein wahrer Dichter unter ihnen aufstehen würde. Die Verskunst bei den Italienern, bei den Spaniern, bei allen andern Nationen, begann bei weitem nicht auf eine so glänzende Weise. Je tiefer man eindringt, um so mehr kommt man von seinen Erwartungen zurück; was man lieb gehabt, wird einem zuwider, und man giebt fast dem Urtheil des Publicums Beifall, das, ohne die Troubadouren zu kennen, ihnen jenen Ruhm versagt hat; das ihre Werke in schwer zugänglichen Handschriften vergraben und der Gefahr, für immer verloren zu gehen, ausgesetzt sein läßt; kurz, das ihre Sprache verworfen hat, diese erstgeborne Europa's, diese sonore und wohlklingende Sprache, geschmeidig wie das Italienische, volltönend wie das Spanische, aber allerdings unfruchtbar, weil

nie ein wahres Genie ihr Leben eingehaucht hat. Diese Unfruchtbarkeit der Provençalen, dieser schnelle Verfall, der so bald dem größten Glanze folgte, fodern allerdings eine Erläuterung; denn nach dem dreizehnten Jahrhunderte verstummten die Troubadouren, und alle Bemühungen der Grafen von Provence, welche den Titel als Könige von Neapel annahmen, der Obrigkeiten von Toulouse, und der Könige von Aragon, ihr Talent durch Liebeshöfe und Blumenspiele wieder zu erwecken, blieben ohne Wirkung.

Die Troubadouren selbst haben ihren Verfall der Entwürdigung zugeschrieben, worein die Jongleur versunken waren, mit denen man sie verwechselte. Aus der Unterhaltung der Reichen und Mächtigen ein Gewerbe machen, Lachen und Erholung verkaufen, heißt immer seinen eignen Charakter herabsetzen. Wenn man einen Sold für Lustigkeit und Scherzreden verlangt, wird man nothwendig ein Nebenbuhler der gemeinsten Possenreißer; und diesen, die sich an die Volksmasse wenden, wird es vielleicht besser gelingen, Bewunderung zu erregen und sich zu bereichern, als Männern von dem ausgezeichnetsten Talent, wenn es sich auch noch so wohl eignet, geschmackvollen Personen zu gefallen. Die Jongleur (joculatores) traten wirklich an den Straßenecken in grotesken Anzügen auf; sie lockten den großen Haufen durch Affentänze, Gaukelspiele, lächerliche Grimassen und Späße herbei. So bereiteten sie ihre Zuhörer vor, die Verse zu vernehmen, die sie ihnen vorsingen wollten, und sie setzten sich über jede Art von Beschimpfung weg, wenn sie ihnen nur gut bezahlt wurde. Oft wurden die ausgezeichnetsten Troubadouren, wenn sie sich Edelleuten und Fürsten vorstellten, daselbst unter eben dem Namen von Jongleurs eingeführt. Wenn man ihnen oft die ihrem Talent gebührende Aufnahme gewährte, wenn die größten Damen sie oft zu ihrem vertrauten Umgang, selbst zu ihrer Liebe zuließen; so mußten sie auch oft fühlen, daß man sie als aus einer untergeordneten Classe betrachte; und das gerechte Mißfallen, das sie

durch ihre schlechten Sitten, ihre Reizbarkeit und ihre unersättliche Habsucht erregten, endlich auch die Eifersucht der durch ihre Intriguen beleidigten Gatten zogen ihnen oft Beschimpfungen zu, die sie herabwürdigten. In einer dem Gefühle hohes Muthes, das dem Genie gebührt, so entgegengesetzten Lage war es schwer, daß ein wahrhaft edler Charakter die Talente entwickeln konnte, die ihm zu Theil geworden waren.

Indeß machten nicht alle Troubadouren ein Gewerbe aus der Versekunst; eine ziemlich große Anzahl von regierenden Herren, vornehmen Baronen und Rittern hatten sich der Dichtkunst gewidmet, um ihr den Adel ihres Ursprungs zu erhalten, und das während der ganzen Dauer der provencalen Literatur; denn Friedrich, König von Sicilien, der im J. 1326 starb, ist der letzte der von Sainte-Palaye gesammelten Troubadouren, wie der Graf von Poitou der erste ist.

Aber die Kunst der Troubadouren hatte in sich selbst eine unmittelbarere Ursache des Untergangs in der tiefen Unwissenheit derer, die sie ausübten, und in der Unmöglichkeit, worin sie sich befanden, ihre Poesie an etwas Höheres als sie selbst waren zu knüpfen. Nur einige wenige verstanden die lateinische Sprache; man kann leicht davon urtheilen nach dem Werthe, den diese auf ihre Citate, nicht poetischer Züge, sondern halbbarbarischer, in der Schule geborgter Phrasen setzen; keiner kannte die Schriftsteller, die wir classisch nennen. In dem Trésor von Pieron de Corbian *), worin er mit seiner Gelehrsamkeit prangt und die Summe aller menschlichen Kenntnisse zur Schau zu stellen meint, nennt er nur einen einzigen von allen lateinischen Dichtern, den Ovid, den er einen Lügner nennt, und er giebt keineswegs zu erkennen, daß er ihn gelesen habe. In den Auszügen von zweihundert Troubadouren habe ich kaum drei oder vier Stellen gefunden, die sich auf die alte Mythologie oder auf die

*) Millot, Th. III. S. 227 bis 233.

alte Geschichte beziehn; auch zeigen sie nur von einer schwankenden und unsichern Kenntniß, wie eine von irgend einem unwissenden Mönch gegebne Uebersicht sie verschaffen konnte. Kein Muster wurde den Troubadouren vor Augen gestellt, ausgenommen die Gedichte der Araber, von denen ihre ersten Meister Kunde gehabt und die ihren Geschmack verderbt hatten. Sie hatten keinen Begriff von der Eleganz der Alten, und noch weniger von ihrer Erfindung, von der Nothwendigkeit, ihren Gedichten durch neue Gedanken Nahrung zu geben und sie an eine Handlung zu knüpfen. Unter allen denjenigen von ihren Werken, die sich erhalten haben, findet sich nicht der kleinste Versuch in der epischen Gattung, obgleich die großen Revolutionen, unter welchen sie lebten, die Ereignisse eines allgemeinen Interesses, von denen sie Zeugen und oft die Vollzieher waren, ihnen eine natürliche Auffoderung sein mußten, sie auf eine lebendige Weise zu erzählen, ihre Geschichte zu liefern, wie Dichter sie auffassen und niederschreiben, damit sie von Mund zu Mund gesungen werden könnte. Man führt allerdings eine Geschichte der Eroberung von Jerusalem, von dem Ritter Bechada, einem Limosiner, an; aber sie ist verloren, und wir können nicht wissen, ob es nicht ganz einfach eine gereimte Chronik war, wie man deren mehrere in dem nördlichen Frankreich schrieb. Ein wahrer Werth, ein wahres Talent, das auf einen so nationalen, von allen Rittern so lebhaft gefühlten Gegenstand wäre gewendet worden, hätte gewiß das Gedicht Bechada's der Vergessenheit entrissen. Die Troubadouren waren weit entfernt, einen Begriff vom Theater oder von irgend einer dramatischen Vorstellung zu haben, obgleich die beiden Nostradamus, mit ihrer gewohnten Unwissenheit und Ungenauigkeit, den Namen von Tragödien und Comödien Werken beilegen, die ihn ebenso verdienten, wie die Hölle des Dante den Namen einer Comödie verdiente. Aller Schätze des Alterthums beraubt, hatten die Troubadouren deren sehr wenige aus sich selbst zu schöpfen. Die

Deutschen, welche die neuere Poesie romantisch genannt haben, haben die ganze Literatur der romanischen Nationen als aus dem Christenthume entsprungen oder mindestens mit selbigem genau verbunden betrachtet; aber die provençalen Gedichte verrathen nicht diesen Ursprung. Sehr wenige darunter sind von religiösem, kein einziges von schwärmerischem Inhalt in keinem sind die Mysterien des Christenthums mit der Handlung oder den Empfindungen verbunden; und wenn von ungefähr der Religion in Versen, die nicht lateinischen Kirchengesängen nachgebildete und verwässerte Hymnen auf die Jungfrau Maria sind, erwähnt wird, so geschieht es immer als Entweihung. Bernard de Ventadour, der einen Kuß seiner Dame mit den süßesten Freuden des Paradieses vergleicht, setzt hinzu, daß ihre Gunst ihn empfinden lasse, was der Psalmist sagt, „daß ein Tag in ihren Vor„hallen mehr werth sei als hundert wo anders.“ Arnaud de Marveil nennt seine Dame „ein vollkommenes Bild der Gott„heit, vor dem alle Stände gleich seien. Wenn Gott „ihn ihrer Liebe genießen lasse, so werde er glauben, sagt „er, daß das Paradies aller Freuden und Wonnen beraubt „sei.“ — Mehrere haben sich von der Kirche der Eide, die sie einer verheiratheten Gebieterin geschworen, entbinden und von einem Priester vom Ehebruch dispensiren lassen; andre im Gegentheil haben Messen lesen, Kerzen und Lampen vor dem Altar anzünden lassen, um sich ihre Dame geneigt zu machen. Dies ist die einzige Art, wie die Religion von den provençalen Dichtern behandelt worden; man sieht sie beengt von den kalten Fesseln des Aberglaubens, nie von dem Feuer des Enthusiasmus belebt. Ihre Religion war ihrem Herzen fremd; aber die Furcht, die sie einflößte, lag wie eine Last auf ihrer Seele. Bald, in thörichter Sicherheit, spotteten sie dieser Furcht; bald nahm sie ihre ganze Herrschaft wieder und ließ sie mit Zittern handeln. Niemals gab ihr Glaube ihnen ein glänzendes Bild oder eine lebendige Empfindung. Ich nehme davon einige Stücke über die

Kreuzzüge aus, die ich bereits angeführt habe; aber man wird haben bemerken können, daß der kriegerische Enthusiasmus, der einzige, den man darin wahrnimmt, nicht mehr Feuer hat als in Kriegsliedern aus derselben Zeit, deren Gegenstand rein weltlich ist.

Es ist nicht leicht, den Grund davon anzugeben; aber die romaneske Phantasie selbst war sehr selten bei den Troubadouren, während die Trouveren, die Dichter und Erzähler in den Ländern nördlich von der Loire, alle alten Ritterromane erfunden oder vervollkommnet haben. Die Novellen der Troubadouren haben nichts Romaneskes noch Kriegerisches: immer sind es allegorische Personen, Mitleid, Rechtschaffenheit, Schaam, welche sprechen und nicht handeln. In andern dichterischen Erfindungen hat man die Allegorie vermuthet, man hat sich bemüht, den Schlüssel der Dichtungen zu finden; aber hier zeigt sich die Moral fast unbekleidet, und sie ist nicht anziehend genug, daß man ihr nicht etwas mehr Hülle wünschen sollte.

So fand die provençale Poesie nirgend um sich her Nahrung; weder classische Kenntnisse, noch erborgte oder eigne Mythologie, noch selbst romaneske Phantasie; es ist eine schöne Blume auf dürrem Boden entsprossen; keine Sorgfalt der Cultur kann ihr nützlich sein, wenn man ihr nicht zuerst nährende Säfte verschafft. Die Griechen zwar, die keine Lehrer hatten, fanden alles in sich selbst; aber abgesehn davon, daß es anderen Völkern nicht zukommt, sich mit den so reich von der Natur begabten Griechen zu vergleichen, so erfolgte ihre Ausbildung stufenweise; kein fremder Anstoß hatte sie von dem richtigen Wege abgelenkt; Verstand, Phantasie und Gefühl hatten sich zu gleicher Zeit entwickelt und waren immer in einer glücklichen Harmonie geblieben, während bei den Provençalen die Phantasie durch die erste Vermischung mit den Arabern eine falsche Richtung erhalten hatte; der Verstand war entweder ganz vernachlässigt geblieben oder durch das Studium der scholastischen Theologie und einer

unverständlichen Philosophie irregeleitet worden; das Gefühl, sich selbst überlassen, erschlaffte entweder durch die Einförmigkeit des Ausdrucks, oder artete aus, indem es eine kostbare und erkünstelte Sprache annahm, die mit der Sprache der Schulen übereinzustimmen schien.

Indeß ist es unmöglich vorauszusehn, welchen Einfluß ein einziger Mann von Genie auf die provençale Sprache und Literatur gehabt haben würde. Wäre Dante in einem von den Ländern der Sprache von Oc geboren worden, hätte er in einem großen Gedichte die ganze erhabene Mythologie des Katholicismus mit den Vorstellungen, den Gegenständen der Theilnahme, den Leidenschaften eines Ritters, eines Staatsmannes, eines Kreuzfahrers mächtig verbunden: er würde seinen Zeitgenossen unbekannte Schätze enthüllt, er würde zahlreiche Nachahmer gefunden haben; und durch sein Wirken allein lebte die provençale Sprache noch, und wäre vielleicht heutiges Tags die ausgebildetste, wie sie die älteste des mittäglichen Europa's ist. Aber in denselben Gegenden entzündete der Fanatismus einen Brand, der den menschlichen Geist zurücksinken ließ; und der Kreuzzug gegen die Albigenser, womit wir uns in dem nächsten Kapitel beschäftigen wollen, entschied das Schicksal der Provence.

Sechstes Kapitel.

Krieg der Albigenser; letzte Dichter der provençalen Sprache in Languedoc und Catalonien.

Der mörderischste Bürgerkrieg, die unversöhnlichste Verfolgung verbreiteten Zerstörung in dem Lande, wo die provençale Dichtkunst blühte; erbitterter Haß brachte Verwüstung und Blutvergießen dahin; er drückte das Volk zu Boden, bei welchem die fröhliche Kunst geblüht hatte, und vertrieb so die Poesie aus ihrem ersten Vaterlande. Die Troubadouren, die für ihren Unterhalt auf die Gastlichkeit und Freigebigkeit der Vornehmen rechneten, fanden in den zerstörten Schlössern nur noch durch den Krieg zu Grunde gerichtete und oft durch die Niedermetzelung eines Theils ihrer Familien zur Verzweiflung gebrachte Adliche. Selbst diejenigen, die sich vereinigt hatten mit den Siegern, hatten von ihnen ihren wilden Haß und ihren Fanatismus angenommen; wie diese berauschten sie sich in Menschenblut; Verse hatten keinen Reiz mehr für sie, und die Sprache der Liebe schien ihnen widernatürlich. Während des ganzen dreizehnten Jahrhunderts waren die Lieder der Troubadouren angefüllt mit den Erinnerungen an diesen unseligen Krieg; seine Wuth erstickte bei ihnen das Genie, vielleicht in dem Augenblick, wo es sich am schönsten entwickeln wollte, und Sprache und Dichtkunst erloschen im Blute.

Die ungeheure Verderbtheit der Geistlichkeit war, wie wir gesehen haben, ein Gegenstand der Satire für alle Troubadouren gewesen; ihre Lüsternheit, ihre Falschheit und ihre Niederträchtigkeit hatten sie dem Adel und dem Volke verhaßt gemacht. Man sah die Priester und Mönche unablässig beschäftigt, die Kranken, die Wittwen, die Waisen, kurz alle, welche die Schwäche ihres Alters oder die Ungunst der Umstände von ihnen abhängig machte, zu plündern. Man sah sie dann in Ausschweifung und Trunkenheit das Geld vergeuden, das sie durch schändliche Kunstgriffe erpreßt hatten. Auch ruft der Troubadour Raymond de Castelnau aus, „daß, wenn Gott diejenigen beschirmt, deren ganzes Verdienst „darin besteht, eine leckere Tafel zu lieben und den Weibern „den Hof zu machen, die schwarzen Mönche und die weißen, „die Tempelherren, die Hospitaliter und die Domherren das „Himmelreich gewinnen würden; daß aber in diesem Fall der „heilige Petrus und der heilige Andreas sehr albern gewesen „wären, so viel Martern zu ertragen für ein Paradies, das „andern so wenig kostet.“ *) Die Edelleute hegten eine so

---

*) Der provençale Text ist überaus naiv:

Clerzia vol cascun jorn per engal
Ab cobeitat ben caussar e vestir,
Els gran Prelats volon tant enantir
Que ses razo alargan lor deital.
E, si tenet del lor un onrat fieu,
Volrau l' aver, mas nol cobraretz leu
Si non lor datz una soma d' argen
O no lor faitz pus estrey covinen.

Si monges ners vol Dieus que sian sel par,
Per trop manjar ni per femnas tenir,
Ni monges blancs per bolas a mentir,
Ni per erguelh temple ni espirital,
Ni canorgues por prestar a renieu *);
Ben tenc per fol sant Peyre sant Andrieu,

*) Auf Pfänder borgen.

große Verachtung gegen die verderbte Geistlichkeit, daß sie nie ihre Kinder dem Priesteramte widmen wollten, sondern ihren Dienern und Pachtern die Pfründen ertheilten, über welche sie das Patronat hatten. Im Volke sagte man sprichwörtlich, „ich wollte lieber ein Priester sein, als etwas so „Schimpfliches gethan haben." *)

Während die Ehrfurcht gegen die Kirche so mächtig erschüttert worden, hatten die Paulicianer einen einfachern Glauben und reinere Sitten aus dem Morgenlande mitgebracht. Die verbesserte christliche Secte der Paulicianer hatte sich während des siebenten Jahrhunderts von Armenien nach allen Provinzen des griechischen Kaiserthums ausgebreitet. Die Verfolgungen Theodorens im J. 845, und Basils des Macedoniers (867 – 886) zwangen, nachdem sie mehr als hunderttausend ums Leben gebracht, die übrigen zu flüchten, theils zu den Moslemin, theils zu den Bulgaren. Einmal in Sicherheit vor den Verfolgungen machte ihre Kirche schnelle Fortschritte. Die Bulgaren, die zwischen Deutschland und

---

Que sofriron per Dieu tan de turmen
Sais i venon ais'els a salvamen.

*) Histoire de Languedoc, par les PP. Vic et Vaissette, Th. III. S. 129. Mönchen kann auf ihr Wort geglaubt werden, wenn sie in einem sehr religiösen Werke von der Verderbniß ihres eignen Clerus, und von der Verachtung, worein er gesunken sei, erzählen. Aber die frommen Benedictiner, von denen wir sowohl diese als die meisten folgenden Details entlehnen, haben noch andere Ansprüche auf unser Vertrauen; wenige Menschen haben mit unermüdlicherm Eifer und Geduld alle Archive durchwühlt, alle Autoritaten zusammengetrieben; wenige Menschen sind mit mehr gutem Willen bei ihren Nachforschungen zu Werke gegangen; die Liebe für die Gelehrsamkeit dient bei ihnen zum Berichtigungsmittel der Vorurtheile ihres Ordens. Man bemerkt zuweilen allerdings, daß sie Dinge erfahren haben, die ihnen ihr Kleid nicht zu sagen erlaubt; allein mit ein wenig Kritik kann man, auf ihr Zeugniß allein, über die ganze Geschichte der Albigenser das richtigste Urtheil fällen.

der Levante mittelst der Donau einen lebhaften Verkehr eingeleitet hatten, verbreiteten ihre Meinungen im Norden von Europa, und bereiteten den böhmischen Hussiten die Mittel vor; die Paulicianer, die den Moslemin unterthan waren, kamen durch Spanien nach dem südlichen Frankreich und nach Italien. Man gab ihnen in Languedoc und der Lombardei den Namen Paterins, weil sie sich mit Gleichmuth in alle Martern ergaben, die man ihnen allenthalben, wohin die päpstliche Gewalt reichte, anthat, und in der Folge den Namen Albigenser, weil sie sich besonders in dem Sprengel von Alby vermehrten. Nach der von dem Abt von Foncaude mitgetheilten Berathschlagung *) unterschieden sich diese Sectirer, die man anfänglich beschuldigt hatte, die Meinungen des Manes über die beiden Principe zu theilen, nur darin von der römischen Kirche, daß sie die Oberherrlichkeit des Papstes, die Macht der Priester, die Wirksamkeit des Gebets für die Todten, und das Dasein des Fegefeuers leugneten. Verfolgt in den andern Ländern der Christenheit fanden sie eine weise Toleranz in der Grafschaft Toulouse, der Vicegrafschaft Béziers und dem Albigensischen; sie häuften sich daselbst besonders durch die Predigten des Meisters Sicard Cellerier, eines ihrer beredtesten Priester. Zu jener Zeit achteten alle Provençalen, die durch den Verkehr mit den Mauren und Juden reich geworden und stets mit ihnen umzugehen genöthigt waren, die Gewissensfreiheit; während die Völker nördlich von der Loire der Macht der Priester unterworfen und von dem Fanatismus beherrscht waren. Die Spanier, noch aufgeklärter als die Provençalen und zugleich der Zeit näher, wo sie unter dem Joche der Moslemin für sich selbst die Freiheit der Meinungen hatten in Anspruch nehmen müssen, waren auch duldsamer. Sie hatten noch nicht ihre langen Kriege mit der Kirche begonnen; sondern ein ganzes Jahr-

---

*) Hist. de Languedoc, a. a. O.

hundert vor der sicilianischen Vesper hatten sich die Könige von Aragon zu Beschützern aller derjenigen erklärt, welche die Päpste verfolgten, und wetteifernd mit den Königen von Castilien waren sie bald Vermittler für die Albigenser, bald ihre Vertheidiger mit bewaffneter Hand.

Missionen wurden in den Jahren 1147 und 1181 nach Ober-Languedoc geschickt, um die Ketzer zu bekehren, aber mit geringem Erfolg, so lange man nicht die Gewalt der Waffen anwendete. Die Neuerung machte mit jedem Tage mehr Fortschritte. Bertrand de Saissac, der Vormund des jungen Vicomte de Béziers, hatte selbst die neuen Meinungen angenommen; sie verbreiteten sich auch außerhalb Languedoc und hatten mächtige Anhänger in Nivernois gefunden. Papst Innocenz III., entschlossen, diese Sectirer auszurotten, die er schon in Italien vertilgt hatte, sandte nach dem J. 1198 zwei Geistliche von Citeaux mit der Gewalt von Legaten a latere ab, um sie auszuforschen und zu verfolgen. Diese Mönche, voll Ehrgeiz die bisher unerhörte Gewalt, die ihnen gegeben worden, noch mehr auszudehnen, blieben nicht bei den Ketzern allein stehen, die sie durch Verbannung und Einziehung ihrer Güter bestraften; sie veruneinigten sich mit dem ganzen regelmäßigen Clerus, der sein Vaterland gegen ein so gewaltsames Verfahren zu beschützen suchte. Sie suspendirten den Erzbischof von Narbonne und den Bischof von Béziers; sie setzten die Bischöfe von Toulouse und Viviers ab und erhoben Fouquet von Marseille, einen Troubadour, der zuvor einigen Ruhm durch seine galanten Verse erworben, seit kurzem aber, der Welt überdrüßig, sich in ein Kloster begeben hatte, und der nur Fanatismus und Verfolgung athmete, auf den bischöflichen Sitz von Toulouse *). Pierre de Castelnau, der heftigste der päpstlichen Legaten, war verwundert, keinen schnellern Erfolg in der Bekehrung der Ketzer zu

*) Ueber Fouquet s. Millot, B. 1. S. 179 bis 204.

haben, und klagte den Grafen Raymond VI. von Toulouse an, sie zu begünstigen, weil dieser sanfte und schüchterne Fürst die blutigen Maaßregeln verweigerte, die jener ihm an die Hand gab. Er ging so weit, ihn im Jahre 1207 in den Bann zu thun und alle seine Länder mit dem Interdict zu belegen. In einer ein Jahr später gehaltnen Berathschlagung beschimpfte er ihn von neuem auf das gröblichste, und bei dieser Gelegenheit geschah es ohne Zweifel, daß er mit einem Edelmanne des Grafen Streit bekam; dieser folgte ihm bis zum Ufer der Rhone, als er zurückkehrte, und tödtete ihn dort am 15ten Jan. 1208. Die Ermordung dieses mit so vielem Blute befleckten Mönchs brachte das äußerste Unglück über ganz Languedoc. Innocenz III. schrieb an den König von Frankreich, an alle Fürsten und hohen Barone, an alle Metropolitane und Bischöfe, um sie zu ermahnen, das Blut, das vergossen worden, zu rächen und die Ketzerei auszurotten. Alle Indulgenzen, alle Absolutionen eines Kreuzzuges wurden denen versprochen, welche Ketzer, die hundertmal schlimmer als die Sarazenen oder Türken seien, vertilgen würden. Fast dreimal hunderttausend Krieger versammelten sich zu dieser Metzelei, und die größten Fürsten Frankreichs, die tugendhaftesten und vielleicht die sanftesten Männer glaubten Gott zu dienen, indem sie sich gegen ihre Brüder bewaffneten. Raymond VI, voll Schrecken über dieses Ungewitter, unterwarf sich allem, was man von ihm verlangte; er übergab seine Festungen, er nahm selbst Theil an dem Kreuzzuge gegen seine treuesten Unterthanen; und doch entging er nicht durch diese schimpfliche Schwäche dem Haß oder der Rache der Geistlichkeit. Aber Raymond Roger, Vicomte de Béziers, sein junger und hochherziger Neffe, wollte nicht, ohne darum die Meinungen der Sectirer zu theilen, seine Zustimmung geben zu den Abscheulichkeiten, die man in seinen Staaten an ihnen auszuüben Willens war; er ermunterte seine Unterthanen zur Gegenwehr; er schloß sich in Carcassonne ein, während seine Stell-

vertreter Béziers vertheidigten, und erwartete muthig den Angriff der Kreuzfahrer.

Ich will mich nicht verleiten lassen, diesen scheußlichen Krieg zu erzählen, dessen Interesse mich wider Willen anzieht: er gehört nur in so fern zu unserm Gegenstande, als er der Untergang der provençalen Poesie war. Béziers wurde den 22sten July 1209 mit Sturm genommen; funfzehn tausend Einwohner, zufolge des Berichtes, den der Abt von Citeaux dem Papst erstattete*); sechzig tausend, andern Zeitgenossen zufolge, sprangen über die Klinge, und die Stadt wurde, nach einer allgemeinen Niedermetzelung, nicht allein ihrer Bewohner, sondern auch aller Landbewohner der Nachbarschaft, die sich in ihr eingeschlossen hatten, in Asche gelegt. Der alte provençale Geschichtschreiber scheint mir durch seine naive Sprache das Grausenhafte dieses Gemäldes noch zu erhöhen.**)

---

*) Dies ist derselbe Arnold, Abt von Citeaux, von welchem wir die Erzählung entlehnen, der, als man ihn vor der Einnahme der Stadt fragte, wie man die Ketzer von den Katholischen unterscheiden könne, antwortete: „Bringt sie alle um; der Herr „wird die schon kennen, die ihm angehören."

**) Dins la villa de Beziers son intrats, ou fouc fait lo plus grand murtre de gens que jamas fossa fait en tout lo monde; car aqui non era sparniat vieil ni jove; non pas los enfan que popavan; los toavan et murtrisian, la quella causa vesen por los dits de la villa, se retireguen los que poudian dins la grant gleysa de san Nazary, tant homes que femes. La ont los capelas de aquella se retirereguen, fasen tirar las campanas, quand tout lo mondo fossa mort. Mais non y aguet son ni campana, ni capela revestit, ni clerc, que tout non passis per lo trinchet de l'espaia, que ung tant solament non scapet, que non fossen morts et tuats; que fouc la plus grant pietat que jamay despey se sie ausida et facha; et la villa pilada, meteguen lo foc per tota la villa, talamen que touta es pillada et arsa, ainsin que encaras de presan, et que non y demoret causa viventa al mondo, que fouc una cruela vengança, vist que lo dit Viscónte non era Eretge, ni de lor

„Sie drangen in die Stadt Béziers, allwo die größte „Metzelei von Menschen geschah, die jemalen in der gan„zen Welt geschehen; denn da ward nicht verschont alt noch „jung, auch nicht die Säuglinge an der Brust; sie tödteten „und mordeten sie. Als das die Erwähnten der Stadt sa„hen, flüchteten, die da konnten, in die große Kirche St. „Nazareni, so Männer als Weiber. Die Capelane der„selben ließen, als sie sich dahin begaben, die Glocken läu„ten, bis alles getödtet war. Aber nicht das Glockengeläu„te, noch die Capelane im Priesterschmuck, noch die Geist„lichen konnten verhindern, daß nicht alles über die Klinge „springen mußte, so daß auch nicht einer entkam, der nicht „wäre niedergemetzelt worden. Das war der größte Jam„mer, der je seitdem gehört oder angerichtet worden; und „als die Stadt geplündert war, legten sie Feuer an in der „ganzen Stadt, so daß sie ganz und gar geplündert und nie„dergebrannt wurde, sammt allem was darinnen war, wie „sie bis auf den heutigen Tag verblieben, und daß nichts „Lebendiges von der Welt übrig blieb; und das war eine „um so grausamere Rache, angesehen, daß der Graf kein „Ketzer war, noch von ihrer Secte.“

Ich habe dieses Bruchstück angeführt um zu zeigen, daß die provençale Sprache damals nicht allein Dichter, sondern auch Schriftsteller in Prosa hatte; sie bildete sich wie das Italienische; wie bei diesem bestand ihr Verdienst in der Naivetät. Der ungenannte Geschichtschreiber, von dem wir diese Stelle entlehnen, erinnert an den florentinischen Geschichtschreiber Villani durch seine Aufrichtigkeit und sein Talent zu mahlen. Vielleicht war seine Sprache im Begriff, sich zu läutern und zu befestigen, vielleicht wollten Schriftsteller in Prose der Literatur einen neuen Aufschwung geben,

---

cepte. (*Preuves de l' Hiſtoire de Languedoc*, t. III, p. 11.) Man sieht, daß diese Prose, die eigentlich languedokisch ist, viel leichter ist als die Verse der Troubadouren.

als diese Blutscenen und die Unterjochung der Provence den Nationalcharakter vernichteten.

Der Vicomte von Béziers verlor nicht den Muth nach diesem schrecklichen Ereignisse, und die tapfern Einwohner von Carcassonne erneuerten den Eid, an ihm zu hangen und sich gegenseitig zu vertheidigen. Sie schlugen mehrere Stürme mit Vortheil ab; Peter II., König von Aragon, bot seine Vermittelung an und bat die Kreuzfahrer um Schonung zu Gunsten des Vicomte von Béziers, seines Freundes und Verwandten. Alles, was er erlangen konnte von den Priestern, welche die Armee anführten, war das Anerbieten, ihn nebst zwölfen abziehn zu lassen. Alle übrigen Bewohner von Carcassonne sollten für ein Blutbad, ähnlich dem von Béziers, aufgespart werden. Der Vicomte antwortete, daß er sich lieber lebendig schinden als einen einzigen seiner Mitbürger im Stiche lassen wollte, und fuhr fort sich mit unbezwinglicher Tapferkeit zu vertheidigen. Er wurde endlich durch eine treulose Unterhandlung betrogen; mit Verletzung des ihm gegebnen sichern Geleits wurde er gefangen genommen, dem Grafen von Montfort überliefert und später in seinem Gefängniß vergiftet. Die Bewohner von Carcassonne entkamen, dem Ungenannten zufolge, bei Nacht durch einen unterirdischen Gang; nach andern wurde ihnen erlaubt, im Hemde auszuziehn; und man behielt nur vierhundert zurück, die man verbrennen, und funfzig, die man hängen ließ. Der Legat wollte darauf die Vicegrafschaft Beziers einem neuen Herrn geben; aber der Herzog von Burgund, der Graf von Nevers, und der Graf von Saint Paul, der Verbrechen und Verräthereien sich schämend, denen man diese Erwerbung verdankte, lehnten dies verhaßte Geschenk ab. Simon von Montfort allein, der wildeste, ehrgeizigste und treuloseste der Kreuzfahrer, willigte ein, es zu übernehmen; er leistete dem Papst Lehnspflicht, ließ sich den vorigen Vicomte ausliefern, um sich seiner zu entledigen, und säumte nicht mit Raymond VI., Grafen von

Toulouse, Streit zu suchen, um auch ihn zu berauben. Wir wollen diesem Eroberer in dem abscheulichen Kriege, durch welchen er das ganze südliche Frankreich verwüstete, nicht folgen. Diejenigen, die der Plünderung der Städte entkommen waren, wurden auf die Scheiterhaufen geführt. Von 1209 bis 1229 sah man nur Metzeleien und Todesstrafen; und während die Religion vertilgt, die Geistesbildung erstickt und die Menschheit unter die Füße getreten wurde, endigte das alte Haus der Grafen von Toulouse im J. 1249 in der Person Raymonds VII.; und diese vormals souveraine Grafschaft wurde von Ludwig dem Heiligen mit Frankreich vereinigt. Wenige Jahre zuvor war das Haus Provence 1245 in der Person Raymond Bérengers VI. erloschen, und Carl von Anjou, der wilde Eroberer des Königreichs Neapel, hatte seine Erbschaft angetreten. Die souverainen Häuser verschwanden im südlichen Frankreich. Die Provençalen und alle Völker der Sprache von Oc geriethen in die Abhängigkeit einer rivalisirenden Nation, gegen welche sie damals die heftigste Abneigung zeigten. In ihrer Bedrückung ließen sie noch einige Trauergesänge hören, und bald darauf entflohen die Musen von diesem mit Blut benetzten Lande.

Einige Troubadouren hatten sich mit den Verfolgern vereinigt. Der berühmteste ist der wilde Fouquet, Bischof von Toulouse, der sich durch schändliche Treulosigkeiten noch mehr als durch die Todesstrafen, die er anordnete, verhaßt machte. Gleich verrätherisch gegen seinen Fürsten und seine Gemeinde ging er in alle Intriguen Simons von Montfort ein, um Raymond VI. seiner Staaten zu berauben. Er bildete in Toulouse selbst eine Bande von Meuchelmördern, die er die weiße Gesellschaft nannte, an deren Spitze er diejenigen ermordete, die er in Verdacht hatte, daß sie die Ketzerei begünstigten. Er befand sich nachher in der Armee Simons von Montfort, als sie zweimal die Belagerung von Toulouse unternahm. Bei der zweiten Belagerung foderten alle Kreuz-

fahrer, alle Bundesgenossen Montforts ihn zur Gnade auf; Fouquet allein lag ihm an, die Einwohner von Toulouse aller ihrer Güter zu berauben, und die Ausgezeichnetsten ins Gefängniß zu setzen. Er geht sodann in die Stadt, verkündet seinen Kirchkindern, daß er ihre Begnadigung erlangt habe; er ladet sie nur ein, sich Montfort zu Füßen zu werfen; die Toulouser kommen in Menge heraus, aber man wirft sie in Ketten, sobald sie das Lager betreten, und Fouquet benutzt ihre Abwesenheit, die Stadt von seinen Soldaten plündern zu lassen. Indeß befinden sich noch Bewaffnete genug darin, um Widerstand zu thun; der Kampf beginnt, sein Ausgang ist zweifelhaft; Fouquet erscheint aufs neue vor dem wüthenden Volke, er verpflichtet sich feierlich, alle Gefangnen in Freiheit setzen zu lassen; er giebt seinen und des Abts von Cisterz Eid zur Gewähr, aber er fodert, daß dagegen die Toulouser ihm ihre Waffen und ihre Thürme übergeben. Sie waren unklug genug, sich nochmals den Eiden ihres Bischofs anzuvertrauen, aber sobald die Waffen abgeliefert waren, entband Fouquet, kraft seiner priesterlichen Gewalt, Simon von Montfort des Eides, den er geschworen hatte; die Gefangnen wurden in Kerker vertheilt, wo sie fast alle umkamen; und die Stadt wurde, bei Strafe geschleift zu werden, gezwungen, dreißigtausend Mark Silber zu bezahlen. Fouquet starb im J. 1231; seine Verbrechen öffneten ihm, wie man glaubte, den Eingang des Himmels. Er ist einer von den Heiligen, deren sich der Orden der Cisterzienser rühmt; er wurde seeliggesprochen. Petrarca nennt ihn mit Auszeichnung in seinem Triumph der Liebe; Dante erblickt ihn im Paradiese unter den Seelen der Auserwählten. Von diesem Fanatiker als Troubadouren sind nur Verse der Liebe übrig, gerichtet an Azalais de Roquemartine, die Gemahlin des Vicomte von Marseille, die er zu verführen sich bemühte.

Mehr in seinem Charakter erscheint in seinen Poesieen Isarn, ein Dominicaner-Missionär und Inquisitor, der in

einem Gedichte von ungefähr achthundert Alexandrinern einen Controvers mit einem Albigenser, den er bekehren will, führt *). Seine Art zu raisonniren besteht darin, ihn mit den gröbsten Schmähungen zu überhäufen, ihm die dem Verständniß schwierigsten Dogmen alle zugleich vorzulegen und seine Unterwerfung zu verlangen; endlich, ihn in jeder Phrase mit dem Scheiterhaufen, der Folter und der Hölle zu bedrohen. „Wenn du es nicht glauben willst, sagt er zu ihm, „siehe, so wird das Feuer dich brennen, das bereits deine „Genossen brennt." Oder wohl: „Und weil du nicht gehorsam bist diesem Willen Gottes und St. Pauls, weil er „nicht Eingang findet zu deinem Herzen noch Ausgang aus „deinem Munde, so werde das Feuer bereitet und das Pech „und die Martern, die du bestehen sollst." **) Wenn man den Abscheu vergessen könnte, den die Inquisition erregen muß, so wäre dieses Gedicht allein hinreichend, ihn wieder zu wecken.

---

*) Der Anfang lautet so:

Aiso fou las novas del heretic.

Diguas me tu heretic, parlap me un petit,
Que tu non parlaras gaire, que ja t'sia grazit,
Si per forza not ve, segon i aveuz auzit,
Segon lo mien veiaire, ben at Dieu escarnit,
Tau fe e ton baptisme renegat e guerpit,
Car crezes que Diables t'a format et bastit,
E tan mal a obrat, e tan mal a ordit
Por dar salvatio; falsamen as mentit,
Et de malvais escola as apris e auzit
E ton crestianisme as falsat e delit.

**) E s'aquest no vols creyre vec t'el foc arzirat
Che art tos companhos ....
Con os de Dieu e San Panl non c'est obediens
Ni't pot entrar en cor, ni passar per las dens,
Per qu'el foc s'aparelha e la peis el turmens
Per on deu espassar. ....

Millot, Th. II. S. 43. Ginguene, Th. I. S. 329.

Aber die bei weitem größere Anzahl der Troubadouren verwünschte auf gleiche Weise den Kreuzzug und die Herrschaft der Franzosen. Tomiers und Palazis, zwei Edelleute aus Tarascon, rufen in ihren Sirventes den Beistand des Königs von Aragon für den Grafen von Toulouse an; sie geben den Fürsten von Oranien der Schande preis, der den Grafen von Toulouse, seinen unmittelbaren Herrn, verlassen hatte; sie sagen den Provençalen wiederholt, daß es besser sei, sich zu vertheidigen, als im Gefängnisse umbringen zu lassen. Eine kriegerische Ballade, deren Refrain ist: „Herr, wir wollen Festigkeit haben und sicher sein, daß Beistand kommt," versetzt gewissermaßen auf das Schlachtfeld unter die unglücklichen Provençalen, die sich gegen diesen schmähligen Kreuzzug vertheidigten *). Paulet von Marseille weint nicht über den zu seiner Zeit schon beendigten Kreuzzug, sondern über die Dienstbarkeit der Provence gegen Carl von Anjou. Der Dichter beklagt die Schmach der Provence, Theil genommen zu haben an dem durch die gerichtliche Ermordung Conradins und die Gefangenschaft Heinrichs von Castilien befleckten Krieg von Neapel. Und in einem sehr merkwürdigen Schäfergedicht drückt er den allgemeinen Haß des Volks gegen seine neuen Herren, seine Anhänglichkeit an die Spanier, und seine Ueberzeugung aus, daß der König von Aragon allein auf die Oberherrlichkeit in der Provence Rechte habe **). Bonifaz III. von Castellane scheint noch lebhafter die den Provençalen durch diese fremde Herrschaft wiederfahrene Schmach zu fühlen, aber er klagt sie zugleich an, durch ihre Feigherzigkeit die Schande verdient zu haben, einer rivalisirenden Nation unterworfen zu sein. Er bemüht sich auf alle Weise, sie dieser Schlaffheit zu entreißen; er

*) Millot, Th. III. S. 45, 49 bis 51.

**) Millot, Th. III. S. 141 bis 145.

will Jacob I. von Aragon zur Rache befeuern, dessen Vater, Peter II, im J. 1213 in der Schlacht von Murek, wo er die Vertheidigung des Grafen von Toulouse und der Albigenser übernommen, getödtet worden war. Es gelang endlich Castellane, Marseille zum Aufstand zu bringen; er stellte sich an die Spitze der Insurgenten: aber da Carl von Anjou die Stadt mit einer Belagerung gedroht hatte, wurde ihm Castellane ausgeliefert. Er wurde enthauptet und sein ganzes Vermögen eingezogen *). Der satirische Dichter der provençalen Sprache endlich, Pierre Cardinal, dessen Verse stets heftige Leidenschaften ausdrückten, scheint über das Betragen der Kreuzfahrer von Abscheu durchdrungen. Bald schildert er die Verwüstung der Länder, welche der Schauplatz des Krieges waren; bald bemüht er sich, dem Grafen von Toulouse Muth zu machen. „Nicht der Erzbischof von „Narbonne, sagt er, noch der König (von Frankreich) sind so „geschickt, daß sie aus einem schlechten Manne (Simon von „Montfort) einen wackern machen könnten; geben können „sie ihm Gold, Silber, Kleider, Wein und Korn; aber ein „gutes Gemüth hat nur der, dem Gott es giebt. . . . Wißt „ihr, was sein Theil sein wird in diesem ganzen Kriege? Das „Angstgeschrei, der Schrecken, das traurige Schauspiel, das „er vor Augen gehabt, die Verluste und die Uebel, die er er„litten hat, das, ich betheure es, wird der Aufzug sein, in „welchem er aus dem Turnier heim kehren wird **). Mont-

*) Millot, Th. II. S. 34 bis 41.

**) L'arsivesque de Narbona
Nil Rey non an tan de sen
Que de malvaiza persona
Puescan far home valen;
Dar li podon aur o arjen
E draps, e vi e anona,
Mas lo bel essenhamen
Ha sel a cui Dieus lo dona
. . . . . .

fort kam allerdings in einem Gefecht vor Toulouse um, den 25sten Juli 1218; aber es geschah, nachdem er lange der blutigen, dem Grafen Raymond VI. entrissenen Beute genossen hatte.

Während alle Länder der Sprache von Oc blühten und die Grafen von Provence und Toulouse, wetteifernd an Reichthum und Macht, die ausgezeichnetsten Dichter an ihren Hof zogen, hatten sich alle benachbarten Fürsten und Völker bemüht, eine Sprache zu erlernen, die der Liebe und Galanterie vorbehalten zu sein schien. Die Dialekte der andern Länder hatten sich noch nicht befestigt, und man betrachtete sie als platte Mundarten neben der reinen provençalen Sprache. Der ganze Norden Italiens empfing mit Begierde Unterricht von den Troubadouren. Azzo VII. von Este berief sie an seinen Hof nach Ferrara, und Gerard von Camino nach Treviso; der Marquis von Montferrat hatte sie bis nach Griechenland in sein Königreich Thessalonich geführt. Aber der Kreuzzug gegen die Albigenser brachte die Provençalen gänzlich um den Einfluß, den sie bis dahin auf Italien behalten hatten. Das Land, aus dem so viele liebliche Dichter hervorgegangen, war nur noch der Schauplatz von Blutvergießen und Hinrichtungen; denn nach dem allgemeinen Kriege hörten die Metzeleien und Verfolgungen so wenig als der Widerstand auf, bis zur Regierung Ludwigs XIV., wo der Krieg der Camisarden gewissermaßen die lange Tragödie der Albigenser beschloß. Man verabscheute eine Spra-

---

Tals a sus el cap corona
E porta blanc vestimen
Quel' volontatz es felona,
Com de lops e de serpen;
E qui tols ni trai ni men
Ni aussiz ni empoizona †)
Ad aquo es ben parven
Quals voler hi abotona.

†) Anspielung auf den Tod des Vicomte de Beziers.

che, die nur noch für traurige Klagen geeignet schien; vielleicht auch fürchteten die Italiener, daß sie dazu dienen möchte, das Gift der Ketzerei zu verbreiten. Ueberdies hatte in der Mitte des Jahrhunderts Carl von Anjou sich des Königreichs Neapel bemächtigt; er hatte die vornehmsten Edelleute von Provence dahin gezogen; und das Italienische, das um diese nemliche Zeit sich vollkommen verfeinerte, kam bei den provençalen Rittern in gewöhnlichen Gebrauch. Der wilde Carl von Anjou hätte zum Fortschreiten der Poesie beitragen können, sei es, daß er die Sprache seiner Gemalin, das Provençale, oder die Sprache seiner neuen Unterthanen, das Italienische, angenommen hätte; aber er hatte eher die Macht zu zerstören als aufzubauen; er opferte die Nachkommenschaft des schönen Landes, das er zur Mitgift erhalten, seiner Leidenschaft für den Krieg und seinem unmäßigen Ehrgeiz; er belastete seine Völker mit ungeheuern Auflagen, er vernichtete die Freiheiten und Vorrechte seiner Barone; er schleppte alle waffenfähige Männer in den Schooß Italiens und verließ die verwüstete Provence, um die Zerstörung in seine neuen Staaten zu bringen *). Während seiner Regie-

*) Dieser schreckliche Graf von Anjou war indeß selbst Dichter; so sehr glaubten in jenem Zeitalter, das wir barbarisch nennen, alle Souveräne, alle große Herren sich verpflichtet, den Musen zu opfern. In den Handschriften von Cangé auf der pariser Bibliothek findet man ein Liebeslied von ihm in der Sprache von Oil; es ist eben nicht bemerkenswerth; indeß stehe hier die letzte Strophe:

Un seul confort me tient en bon espoir,
Et c'est de ce qu'oncques ne la guerpi †),
Servie l'ai tojours à mon pooir
N'oncques vers autr' ai pensé fors qu' à li;
Et à tout ce, me met et non châloir;
Et si, sai bien ne l'ai pas desservi.
Si me convient attendre son voloir
Et atendrai come loyal ami.

Par li quens d' Anjou, S. 148.

†) Daß ich nimmer sie verließ (meine Dame).

rung hörten jene Liebeshöfe auf, welche lange den Wetteifer der Dichter erregt, indem sie dem Talent die glänzendsten Belohnungen verliehn, und welche dazu beigetragen hatten, die Sitten zu verfeinern, indem sie im Namen der öffentlichen Meinung denen eine Strafe auferlegten, die gegen die Gesetze der Delicatesse fehlten. Nicht nur temporäre Liebeshöfe wurden errichtet allenthalben wo die hohen Barone verweilten, nach jedem Feste und jedem Tournier; einige scheinen eine noch feierlichere Form und einen dauerhaftern Bestand erhalten zu haben. So spricht man von dem Liebeshof von Pierrefeu, präsidirt von Stephanette des Baux, Tochter des Grafen von Provence, und aus zehn Damen, den angesehensten des ganzen Landes, bestehend; von dem Liebeshof von Romanin, präsidirt von der Dame gleiches Namens; von dem Liebeshofe von Aix und von Avignon, welcher letztere unter dem unmittelbaren Schutze des Papstes errichtet wurde. Diese vier Höfe scheinen fortdauernde Vereine gewesen zu sein, die sich zu bestimmten Zeiten versammelten und einen so hohen Ruf der Delicatesse und Galanterie erworben hatten, daß man ihnen Liebesstreite vorlegte, welche die niedern Gerichtshöfe nicht zu entscheiden wagten. Man bewahrte sorgfältig ihre Liebesurtheile auf; und Martial d' Auvergne brachte 1480 eine Sammlung von einundfunfzig dieser Aussprüche zusammen, die nachher von Diego Grazian in's Spanische übersetzt worden sind.

Aber alle diese Förmlichkeiten, dieser ganze der Galanterie und Poesie zugetheilte Schmuck fielen weg, als der Landesherr abwesend war, als er eine fremde Sprache angenommen und an den Hof von Neapel die Ritter und Damen gezogen, die in den Tournieren kämpfen und in Liebessachen zu Gericht hätten sitzen können. Die Nachfolger Carls I., die noch mehr Neigung zur Literatur hatten als er, waren auch noch mehr Italiener. Carl II. und besonders Robert begünstigten die italienische Literatur. Letzterer war ein Freund und Beschützer Petrarca's, der ihn zum Richter wählte, be-

vor er die Dichterkrone empfing. Man findet noch einige provençale Poesieen, die an ihn gerichtet sind; Crescimbeni führt unter andern ein ihm zu Ehren gedichtetes Sonnet von Guillaume des Amalrics an *); aber dieses nach einem von den Italienern erborgten Sylbenmaaße verfertigte Sonnet hat nicht mehr den Charakter der alten provençalen Dichtkunst. Johanna die I. von Neapel, Robert's Enkelin, schien während ihres Aufenthalts in Provence das alte Feuer der Troubadouren wieder erwecken und der provençalen Dichtkunst neues Leben verleihen zu wollen. Die schöne Johanna, deren Herz sich so zärtlich und liebevoll gezeigt hatte, schien geschickter als irgend eine Fürstin Europa's einem Liebeshofe vorzustehn und Aufgaben der Galanterie zu erörtern; aber ihr Aufenthalt in Provence dauerte nicht lange; als sie dort lebte, war sie unglücklich und gedrückt, und ihre Rückkehr nach Neapel (1348) trennte sie wieder von den Dichtern, die sie aufgemuntert hatte. Johanna, die dreißig Jahre nachher den Thron verlor, adoptirte einen französischen Prinzen, Ludwig I. von Anjou, dem sie jedoch nur den Besitz der Provence sichern konnte, während das Königreich Neapel auf das Haus Duraz überging. Aber obgleich die Provence nach anderthalb hundert Jahren aufs neue ihren Souverän in ihrem Schooße hatte, so fanden doch die Wissenschaften in ihm keinen Beschützer. Ludwig von Anjou sprach die Sprache von Oui oder des nördlichen Frankreichs; er hatte keine Neigung für die Dichtkunst der Sprache von Oc; er war wie sein Sohn Ludwig II. und sein Enkel Ludwig III. in unglückliche Kriege in Italien verwickelt. Sein anderer Enkel René, der im funfzehnten Jahrhundert den Titel eines Königs von Neapel und Grafen von Provence annahm, wandte freilich den größten Eifer an, um die provençale Poesie wieder zu beleben: aber es war zu spät; das Geschlecht der Troubadouren war

*) Vite de' poeti Provenzali, S. 131.

erloschen; und die Kriege der Engländer, die Frankreich verheerten, stimmten die Gemüther nicht zur Erneuerung der heitern Kunst. Indeß verdanken wir dem Betrieb des Königs René heutiges Tags die Lebensgeschichten der Troubadouren, die von Monge des îles d'or für ihn gesammelt wurden.

Wenn der Aufenthalt eines Fürsten der Provence in Italien der provençalen Sprache einen tödtlichen Streich beigebracht hatte, so war der Aufenthalt eines italienischen Fürsten in der Provence ihr nicht minder verderblich. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde der Hof von Rom nach Avignon versetzt. Die Päpste, welche siebzig Jahre lang den Sitz des kirchlichen Oberhauptes daselbst aufrecht erhielten, waren zwar alle von Geburt Franzosen und gehörten der Sprache von Oc an; aber als Fürsten Roms und eines großen Theils von Italien bildeten sie ihren Hof vornemlich aus Italienern, und die toscanische Sprache war in der Stadt, welche sie bewohnten, von so gewöhnlichem Gebrauche geworden, daß der erste Dichter jener Zeit, Petrarca, der in Avignon lebte und eine provençale Dame liebte, sich immer nur der italienischen Sprache bediente, um seine Liebe zu besingen.

Während die provençale Dichtkunst und selbst die Sprache in der eigentlichen Provence immer mehr verlassen wurden, machte man in der Grafschaft Toulouse wiederholte Versuche, diese alte Flamme wieder zu wecken. Das Haus von Saint-Giles oder der alten Grafen war erloschen; die meisten Edelleute, welche Lehen hatten, waren in dem Kreuzzuge umgekommen oder zu Grunde gerichtet. Die Schlösser waren nicht mehr die Freistätte der ritterlichen Lustbarkeiten und Feste; aber einige Städte hatten sich aus den Trübsalen des Krieges neu erhoben, und Toulouse hatte eine zahlreiche Bevölkerung, Reichthum, Eleganz und Liebe für die Wissenschaften und Verse wiedergewonnen.

Das mittägliche Frankreich hatte vom elften bis zum

dreizehnten Jahrhundert Bewegung und Leben von den Herren der Schlösser erhalten; die beiden Jahrhunderte, welche folgten, waren das Reich der Städte; die Könige hatten ihre Privilegien vermehrt; sie hatten ihnen Befestigungen, selbstgewählte Obrigkeiten, eine Miliz bewilligt, entweder um sie den großen Baronen entgegen zu stellen, deren Demüthigung sie beabsichtigten, oder um ihnen die Mittel zu geben, sich in den Kriegen zwischen Frankreich und England zu vertheidigen, oder endlich um beträchtlichere Abgaben von ihnen zu ziehen, da sie fast allein die Finanzen des Staats aufrecht erhielten. Der Geist der Städte war fast unbeschränkt republicanisch geworden; man sah daselbst die Grundsätze der Gleichheit, der Achtung für das Eigenthum, eines aufgeklärten Schutzes der Industrie und Thätigkeit herrschen. Ein großer Eifer für das öffentliche Wohl, ein großer Corporationsgeist unterhielten die Verbindung aller Bürger für das Vaterland. Der Staat wurde viel besser regiert, aber er war minder poetisch geworden. Nicht den weisesten Gesetzen, nicht den Zeiten der Ordnung und Wohlfahrt ist die größte Entwickelung der Phantasie bei einem Volke aufbehalten; die Träumerei ist tauglicher als die Thätigkeit, um Dichter hervorzubringen, und diese wachsame und väterliche Regierung, die gute Familienväter, gute Kaufleute, gute Handwerker, angesehene Bürger bildete, war weit weniger geeignet, das Genie der Troubadouren zu entwickeln, als das unstete Herumschweifen von Schloß zu Schloß, die abwechselnde Mischung unter große Herren und unter das Volk, unter Damen und Schäferinnen, als die in der Armuth lebhafter gefühlten Freuden des Luxus. Ein Bürger von Toulouse oder Marseille war bestimmt, ein Geschäft, einen Erwerb zu haben, und wenn ein Mann von Jugend auf nichts that, als an Freudenfesten singen oder in Büschen seinen Träumen nachhängen, so wurde er von seinen Mitbürgern für einen Narren oder Schmarotzer gehalten. Man gewährte demjenigen keine

Achtung mehr, der, da er durch seine Arbeit seine Unabhängigkeit sichern konnte, lieber seinen Unterhalt nur den Spenden der Vornehmen verdanken wollte. Die Klugheit ist der Prose verwandt, und die glänzendsten Eigenschaften des menschlichen Geistes sind nicht diejenigen, die am innigsten mit dem Glück in Verbindung stehn.

Indeß hätten die Capitoule von Toulouse, wie sich die ersten Magistratspersonen dieser Stadt nannten, gern zur Ehre ihres Vaterlandes den Glanz der Dichtkunst, der in ihrer Heimath gestrahlt hatte und der zu erlöschen im Begriff war, erhalten. Sie selbst waren vielleicht nicht sehr empfänglich für Verse und Harmonie; aber sie wollten nicht, daß man sagen könne, unter ihrer Verwaltung habe diese Flamme sich verloren, welche die Regierung der Grafen von Toulouse verherrlicht hatte. Einige wenig berühmte Reimer hatten zu Toulouse den Namen Troubadouren angenommen; sie versammelten sich wöchentlich in dem Garten der Augustinerinnen und lasen einander ihre Verse vor. Sie beschlossen im J. 1323, eine Art von Akademie del gai saber (der heitern Wissenschaft) zu bilden; sie nahmen den Titel la Sobregaya Companhia dels sept Trobadors de Tolosa (die überlustige Gesellschaft der sieben Troubadouren von Toulouse) an, und die Capitoule, die ehrwürdigen Magistratspersonen von Toulouse, verbanden sich angelegentlich mit dieser sehr lustigen Gesellschaft, um durch eine öffentliche Feier die Liebe für die Verskunst ins Leben zurückzurufen *). Ein

---

*) Wenn die berühmte Clementia Isaura, auf welche jährlich in der Versammlung der Blumenspiele eine Lobrede gehalten wird, und deren mit Blumen bekränzte Bildsäule diese Feste ziert, kein eingebildetes Wesen ist, so war sie offenbar die Seele dieser kleinen Vereine, bevor die Obrigkeit sie ins Auge gefaßt hatte und das Publikum aufgefodert wurde, daran Theil zu nehmen. Aber weder die Umläufe der Sobregaya Companhia noch die Register des Magistrats sprechen von ihr; und trotz des Eifers,

Umlaufsschreiben wurde an alle Städte der Sprache von Oc erlassen, um anzukündigen, daß den ersten Tag des May's 1324 man ein goldnes Veilchen dem Verfasser des besten Gedichts in provençaler Sprache als Belohnung zuerkennen werde. Das Schreiben ist in Versen und in Prose abgefaßt, sowohl im Namen der sehr lustigen Gesellschaft der Troubadouren als der sehr ernsten Versammlung der Capitoule. Der Ernst der letztern zeigt sich in dem Auskramen von Gelehrsamkeit und Citaten; denn als die lustige Kunst von den Schlössern in die Städte zog, befleißigte sie sich der Kenntnisse des Alterthums, der Studien, die man wieder zu treiben anfing, und der Sinn für Harmonie genügte ihr selbst nicht mehr. Andrer Seits führen die Troubadouren die Autorität der heiligen Schrift an, fröhlich zu sein: „und selbst Gott", sagen sie, „unserm höchsten Herrn, Gebieter und Schöpfer, ist es wohlgefällig, „daß der Mensch seinen Dienst begehe in der Freude und „Fröhlichkeit seines Herzens, wie davon Zeugniß giebt der „Psalmist, wenn er sagt: Singet und freuet euch dem „Herrn." Uebrigens war die Bewerbung um den für das J. 1324 ausgesetzten Preis ungeheuer. Die Magistratspersonen, der Adel der benachbarten Gegenden und das Volk versammelten sich in dem Garten der Augustinerinnen, um alle Gedichte öffentlich vorlesen zu hören, die eingekommen waren, den Preis streitig zu machen. Er wurde einem Gedichte, zu Ehren der heiligen Jungfrau, von Arnaud Vidal de Castelnaudary zugesprochen und zugleich der Verfasser zum Doctor der fröhlichen Kunst ernannt. Einen solchen Anfang hatten die Blumenspiele. Im J. 1355 machten die Capitoule bekannt, daß statt Eines Preises sie deren drei austheilen würden: das

womit man in spätern Zeiten ihr den ganzen Ruhm der Stiftung der Blumenspiele beizulegen gesucht hat, ist ihre Existenz selbst räthselhaft.

goldne Veilchen wurde dem schönsten Liede (Chanson) vorbehalten; eine silberne Jasminblüthe, nicht eine wilde Rose, wurde dem schönsten Sirvente oder dem schönsten Schäfergedicht verheißen; endlich die flor de gaug (gaggie, die gelbe und wohlriechende Blüthe des dornigen Acacienbaums) wurde der schönsten Ballade zugesagt. Diese Blumen sind einen Fuß hoch und auf einem vergoldeten Gestell mit dem Wappen der Stadt befestigt. Es scheint, daß, indem man sie immer nach einerlei Muster copirte, man vergessen hat, was sie in alter Zeit vorstellten: die Jasminblüthe ist eine Glockenblume, und die Acacienblüthe eine Ringelblume geworden. Die Akademie der Blumenspiele hat sich übrigens bis auf unsre Tage erhalten, wiewohl sie jetzt nur noch französische Gedichte krönt; ihr Secretair ist allemal ein Doctor der Rechte; ihre Verordnungen heißen Liebesgesetze; der Name Troubadour läßt sich daselbst noch hören, und die alten Formen der provençalen Poesie, Chanson, Sirvente und Ballade, werden noch in Ehren gehalten; aber kein Mann von wahrem Talent hat sich auf dieser Bahn hervorgethan; und was die eigentlich sogenannten Troubadouren betrifft, diese Sänger der Liebe und Ritterschaft, die von Schloß zu Schloß, von Tournier zu Tournier ihre Gedichte und den Ruhm ihrer Schönen brachten, so war ihr Geschlecht erloschen, als die Blumenspiele begannen.

Aber noch ein andres Land, ein blühendes Königreich, das alle Tage schnellere Schritte zur Macht, zum Wohlstande und zum Waffenruhm machte, Aragonien, hatte den Gebrauch der provençalen Sprache beibehalten und setzte seinen Ruhm in die Fortschritte dieser Literatur; es hat fast bis auf unsre Tage den Gebrauch dieser Sprache in allen Regierungsurkunden als eins seiner kostbarsten Vorrechte betrachtet. Heirathen, Erbschaften, Eroberungen hatten reiche Provinzen unter der Herrschaft der Könige von Aragon, die anfänglich nur die Häupter eines kleinen christlichen Volks waren, das, um den Mauren zu entgehen, sich in

die Gebirge geflüchtet hatte, vereinigt. Petronille hatte im J. 1137 die Krone an Raymond Berenger V. gebracht, der bereits über die Provence, Catalonien, Cerdagne und Rousillon herrschte. Ihre Nachkommen hatten im J. 1220 von den Arabern die Inseln Majorca, Minorca und Ibica, im J. 1238 das Königreich Valencia erobert; Sicilien hatte sich ihnen im J. 1282 ergeben; im J. 1323 hatten sie Sardinien erobert; und während alle diese Kronen sich auf dem Haupte ihrer Beherrscher vereinigten, waren die Catalonier die kühnsten Schiffer des mittelländischen Meeres; ihr Handel war weitverbreitet, ihre Verbindungen mit dem griechischen Kaiserthum innig; ewige Nebenbuhler der Genueser waren sie auch treue Bundesgenossen der Venetianer; sie hatten in den Waffen wie in den Künsten des Friedens geglänzt, und nicht zufrieden mit den Schlachten, die ihnen der Dienst des Vaterlandes darbot, brachten sie die Kriegskunst bei fremden Völkern in Anwendung, und übten ihren Muth in Schlachten, die ihnen gleichgültig waren. Die furchtbare Miliz der Almogavaren, die aus Aragon hervorgegangen war, hatte wechselweis Italien und Griechenland in Schrecken gesetzt; sie hatte die Türken besiegt und den griechischen Kaiser von Constantinopel gedemüthigt; sie hatte Athen und Theben erobert und im J. 1312 in der Schlacht von Cephisus den Ueberrest jener französischen Ritter, der vormaligen Eroberer des griechischen Kaiserthums, vernichtet. In ihrem Vaterlande verschafften die Aragonier ihren Freiheiten durch die Häupter ihrer Nation Achtung; die Könige selbst waren einem höchsten Richter, dem Justicia, unterworfen, der den Degen umgürtete für sie, wenn sie gerecht waren, gegen sie, wenn sie ihre Pflicht vergaßen; und die vier Mitglieder der Cortes konnten, kraft des Privilegiums der Union, des dem Vorrechte der Conföderation in Polen glich, gesetzlich einer usurpirenden Oberherrschaft Gewalt und Widerstand entgegensetzen. Die Religionsfreiheit war der bürgerlichen gleich, und die Aragonier scheu-

ten sich nicht, um sie aufrecht zu erhalten, zwei Jahrhunderte lang den Bannsprüchen der Päpste Trotz zu bieten. Dieses kräftige und thätige Leben, diese Erfolge auf allen Bahnen, dieser Nationalruhm, der unablässig sich vermehrte, waren viel geschickter, die Phantasie zu entzünden und den poetischen Geist emporzuhalten, als das verständige, aber beschränkte und städtische Leben der Bürger von Toulouse. Mehrere berühmte Troubadouren waren schon während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts aus dem Königreiche Aragonien und Catalonien hervorgegangen; aber als die Herrschaft der Troubadouren zu Ende war, entwickelte sich eine andre Gattung von Talenten bei dem Aragonier, und die provençale oder vielmehr catalonische Literatur endigte nicht mit den Troubadouren.

Einer der berühmtesten unter denjenigen, welche die Dichtkunst in dieser Sprache, seitdem sie keine Troubadouren mehr zählte, betrieben, war D. Heinrich von Aragon, Marquis von Villena, gestorben 1434 in einem sehr hohen Alter. Sein Marquisat, das älteste in Spanien, war auf den Gränzen von Castilien und dem Königreiche Valencia gelegen; und wirklich gehörte Villena beiden Monarchien an; in beiden verwaltete er die wichtigsten Aemter; er regierte abwechselnd beide Königreiche während der Minderjährigkeit ihrer Fürsten, und in beiden wurde er, nachdem er der Liebling der Könige gewesen, verfolgt und seiner Güter beraubt. Während seiner Administration hatte er sich bemüht, die Liebe für die Wissenschaften wieder anzufachen und die Studien der Alten mit der poetischen Behandlung der romanischen Sprache zu verbinden. Er überredete den König von Aragon eine der Akademie der Blumenspiele von Toulouse ähnliche Akademie in seinen Staaten zu errichten, um den Eifer der Troubadouren, deren Spur man mit Verwundrung verschwinden sah, neu zu beleben. Die Akademie von Toulouse schickte im J. 1390 zwei Doctoren der Liebe nach Barcelona, um eine Akademie zu stiften, die ihr affiliirt sein

sollte; sie theilte ihr ihre Verordnungen, ihre Gesetze, ihre Liebesurtheile mit, und Blumenspiele begannen zu Barcelona; aber sie wurden bald durch den Bürgerkrieg unterbrochen. Heinrich von Villena versuchte, sobald der Friede hergestellt war, seine Lieblingsakademie zu Tortosa wieder zu eröffnen. Mitten unter den Geschäften, die ihm die unruhigste politische Laufbahn gab, verfaßte er für die Akademie eine Abhandlung über die Poetik, die er betitelte De la gaya Ciancia, worin er mit mehr Gelehrsamkeit als Geschmack die Gesetze auseinandersetzte, welche die Troubadouren bei Abfassung ihrer Verse befolgt hatten, und welche die Praxis der Italiener zu berichtigen anfing. Trotz aller seiner Bemühungen hatte seine Akademie keinen langen Bestand; sie endigte wahrscheinlich mit ihm. Villena hatte auch, gegen das J. 1412, ein merkwürdigeres Werk verfertigt, nemlich eine Comödie, wahrscheinlich die einzige, welche die provençale Sprache besitzt, und der Zeit nach eine der ersten in der neuern Literatur. Er hatte sie für die Vermählung des Königs Ferdinand I. von Aragonien verfaßt. Die Personen waren sämmtlich allegorisch: nemlich die Wahrheit, die Gerechtigkeit, der Friede und die Barmherzigkeit; das Stück hatte ohne Zweifel gar wenig Interesse; aber es ist darum nicht minder ein Gegenstand der Neugierde, in so fern es mit den französischen mysteriösen und moralischen Schauspielen dazu beigetragen, den Neuern eine Laufbahn zu eröffnen, die sie mit so viel Ruhm betreten haben.

Der zweite an Ruhm unter den catalonischen Dichtern ist Ausias March von Valencia, welcher gegen das J. 1450 starb. Die Catalonier nennen ihn ihren Petrarca; sie versichern, daß er dem Sänger Laurens gleich komme in Eleganz, in glänzendem Ausdruck, in Harmonie; daß er, wie dieser, seine Sprache bildete, und zu einem hohen Grade von Politur und Vollkommenheit brachte; daß er mehr wahrhaft gefühlvoll sei, als dieser, und daß er sich nie hinreißen ließ

von der Liebe zum sinnreich Scheinenden und falschen Schimmer. Durch eine sonderbare Uebereinstimmung der Umstände, fügen sie hinzu, bilden seine Poesien, wie die Gedichte Petrarca's, zwei Theile; diejenigen, die er während des Lebens, und diejenigen, die er auf den Tod seiner Geliebten verfertigt hat. Diese, die Therese de Momboy hieß, war von gutem valencianischen Adel. Wie Petrarca hatte auch Ausias March sie zum erstenmal am Charfreitag in der Kirche gesehn, wenn er nicht etwa ein Gefallen daran gefunden, Umstände zu erdichten, die den Lebensumständen des Dichters, den er zum Muster genommen, ähnlich waren. Seine Therese weicht aber darin von Laura ab, daß sie ihm untreu war; was zugleich voraussetzt, daß sie ihn zuvor geliebt hatte.

Obgleich March zu der kleinen Zahl catalonischer Dichter gehört, deren ich habe habhaft werden können, so reicht für mich doch eine flüchtige und unvollständige Lectüre von Gedichten in einer so fremden Sprache nicht hin, um ein Urtheil zu fassen. Indeß bin ich erstaunt über die Aehnlichkeit, die man zwischen ihm und Petrarca wahrnimmt. Ich möchte vielmehr französischen Geist als romantischen Geschmack in Ausias March finden. Er scheint mir unendlich weniger als alle Italiener den wahren oder falschen Schimmer der Gemälde, Vergleichungen, Concetti zu suchen, und mehr von dem Verstande, von der Philosophie Schmuck zu borgen. Statt alle seine Ideen zu coloriren, um sie mit den Sinnen in Verbindung zu bringen, verallgemeinert, erörtert er sie, und verliert sich oft in Abstractionen. Obgleich seine Sprache entfernter von der französischen ist, als die Sprache der Troubadouren, so ist doch seine Wortfügung viel deutlicher; in seinen Versen hat er durchaus die Formen und das Metrum jener alten Dichter beibehalten. Die Sammlung seiner Gedichte, die in drei Abtheilungen zerfällt, in Werke der Liebe, Werke des Todes, und moralische Werke, enthält lauter Lieder, die meisten von sieben Stro-

phen, mit einer Schlußstrophe endigend, die er Tornada nennt. Wir sind es, wie mir scheint, dem hohen, heutiges Tags vergessenen Ruf des Ausias March, seiner anerkannten Ueberlegenheit über alle Schriftsteller der provençalen Sprache, und der ungemeinen Seltenheit seiner Werke schuldig, ihn durch einige Bruchstücke kennen zu lehren. In dem zweiten seiner Liebesgesänge sagt er uns, daß sein Herz lange zwischen zwei Schönen geschwankt habe.

„So wie derjenige, der Speise begehrt, um seinen „grausamen Hunger zu stillen, und an einem schönen Zwei„ge zwei Aepfel hängen sieht, die seine Wünsche auf gleiche „Weise erwecken, sie nicht befriedigen kann, bis er unter „ihnen gewählt und seine Begierde ihn zu einer von den „Früchten mehr hingezogen hat: so war ich von Liebe zu „zweien Frauen gefesselt; aber ich habe gewählt, um das „Leben der Liebe zu empfangen."

„So wie das Meer fürchterlich brüllt und tobt, wenn „zwei mächtige Winde es gleicher Weise peitschen, der eine „von Morgen, der andre von Abend her, und also fort„fährt, bis die Kraft des einen Windes gebrochen worden „durch den mächtigern: also haben zwei starke Begierden „meine Gedanken bekämpft; aber mein Wille ist nur der ei„nen gefolgt; ich verkündige ihn euch: von ganzer Seele „euch zu lieben." *)

---

*) Axi com cell qui desija vianda
Per apagar sa perillosa fam,
E veu dos poms de fruyt en un bell ram
E son desig egualment los demanda,
Nol complira fins part haja legida
Si que l' desig vers l' un fruyt se decant;
Axi m'a pres dues dones amant,
Mas elegesch per haver d' amor vida.
Si com la mar se plang greument e crida
Com dos forts vents la baten egualment,
Hu de Levant e l' altre de Ponent,

Fast immer herrscht viel Wahrheit in dem Ausdrucke des Ausias March, und diese Wahrheit, weit entfernt den freien Aufschwung des Gefühls zu hemmen, trägt im Gegentheil durch die Fesseln, die sie ihm anlegt, mehr zu dessen Lebendigkeit bei, als die glänzendsten Metaphern thun würden. Folgende Strophe scheint mir ein Beispiel davon:

„Entsagen wir dem Ausdruck der Troubadouren, die „durch ihr Streben die Wahrheit übertreiben, und unter„drücken wir das Verlangen der Liebe, weil ich ja doch nicht „sagen kann, was ich in euch gefunden. Alle meine Reden „würden keinen Werth haben für diejenigen, die euch „nicht gesehen haben denn sie würden ihnen nicht glauben; „und wer euch sieht und, statt ganz in euch zu leben, mir zu „glaube gedächte, wie armselig wäre dessen Gemüth." *)

In den Trauergedichten (obres de mort) herrscht eine gewisse Ruhe und Sinnigkeit, eine gewisse Philosophie der Leiden, die vielleicht nicht immer ganz passend ist, die aber selbst dann noch die Idee eines tiefen Gefühls giebt.

„Jene Hände, die niemals Nachsicht geübt, haben „bereits den Faden zerrissen, an dem euer Leben hing; ihr „seid von dieser Welt geschieden, wie es ins geheim die Schick„sale verfügt hatten. Aber alles, was ich sehe, alles, was

---

E dura tant fins l' um vent la jequida
Sa força gran per lo mas poderos:
Dos grans dezigs han combatut ma pensa,
Mas lo voler vers un seguir dispensa;
Yo l' vos publich, amar dretament vos.

**) Leixant a part le stil dels trobados
Qui per escalf trespasen veritat
E sostrahent mon voler affectat
Perque nom trob dire l' que trobe en vos,
Tot mon parlar als que no us havran vista
Res noy valvra, car se noy donaran:
E los vehents que dins vos no vevran
En creyre mi lur alma sera triste.

„ich höre, mehrt meinen Schmerz; alles erinnert mich an „euch, die ich so sehr geliebt habe; wnn ich jedoch diesen „Schmerz mit Fleiß erforsche, finde ich, daß er sich zu ei„ner Art von Lust umwandelt. Er wird dauern, weil er „seinen Unterhalt in sich selbst hat; denn wenn er nicht mit „einiger Wollust gepart ist, entweicht uns der Schmerz."

„In einem edlen Herzen endigt die Liebe nicht mit dem „Tode; sie endigt nur in denen, die das Laster allein ver„bunden hat. Die Liebe, die nach ihrer Größe geschätzt „wird, hat keine Bürgschaft ihrer Dauer; die Liebe, deren „Beschaffenheit trefflich ist, erschlafft nie. Wann das Au„ge nicht sieht, wann die Arme nicht mehr erfassen können, „sieht man die Sehnsucht verscheiden, welche die Sinne „allein erzeugt haben. Wer dergleichen erfährt, fühlt als„dann einen sehr bittern Schmerz; aber er dauert kurze „Zeit; die Vergangenheit bezeugt es. Fromme Lieben„de vereinigt sittsame Liebe; mit solcher liebe ich euch, „und der Tod kann sie mir nicht rauben." *)

*) Aquelles mans que james perdonaren
Han ja romput lo fill tenint la vida
De vos, qui son de aquest mon exida
Segons los fats en secret ordenaren.
Tot quant yo veig e sent dolor me torna
Dant me recort de vos que tant amava.
En ma dolor, si prim e bes cercava
Si trobara que'n delit se contorna.
Donchs durara, puix te qui la sosting,
Car sens delit dolor cresch nos retinga.
En cor gentil amor per mort no passa,
Mas en aquell qui sol lo vici ira;
La quantitat d' amor durar no mira,
La qualitat d' amor bona no's lassa.
Quant l' ull no veu e lo toch no pratica
Mor lo voler que tot por el se guarya,
Qui'n tal punt es dolor sent molt estranya
Mas dura poch qui'n passau testifica.
Amor honest los sancts amant fa colre
D'aquest vos am, et mort nol me pot tolre.

Indeß wird man vielleicht erstaunen, daß derjenige, der seinen Ruhm darein setzte, Theresen nur mit anständigen Trieben geliebt zu haben, über ihre Seligkeit Zweifel erhob, die unvereinbar sind mit jener Bewunderung des geliebten Gegenstandes, welche ihn stets unsern Augen als heilig erscheinen läßt. Er sagt zu ihr in einem seiner Trauergedichte:

„Jenen gewaltigen Schmerz, den keine Sprache nennen kann, den Schmerz desjenigen, der sich sterben sieht und „nicht weiß, wohin er gehn wird, nicht weiß, ob Gott ihn „aufnehmen oder in die Hölle versenken will, einen solchen „Schmerz fühlt meine Seele, nicht wissend, was Gott „über euch verfügt hat; denn euer Unglück, euer Glück trifft „mich; was euch zu Theil werden mag, ich werde es haben." *)

Wenn einmal der Geist von jenem schrecklichen Gedanken getroffen ist, welcher Seligkeit oder Verdammniß an die letzten Momente des Lebens knüpft, so vernichtet diese gräßliche Nothwendigkeit das Vertrauen auf die Tugenden; und Aussias March konnte in der Verirrung seines Schmerzes den Dienern der himmlischen Rache selbst diejenige hingegeben sehn, die er immer als einen Engel auf Erden betrachtet hatte. Uebrigens scheint er entschlossen ihr Loos zu theilen, selbst wenn sie der ewigen Verdammniß geweiht wäre. „Freude oder Schmerz, sagt er zu ihr, wird durch dich mir zu Theil werden; bei dir steht, was Gott mir geben will." **)

---

*) La gran dolor que lengua no pot dir
Del qui s'veu mort e no sab hon ira,
No sab son Deu si per a si l' volra
O si n' infern lo volra scbellir.
Semblant dolor lo meu esperit sent,
No sabent que de vos Deus ha ordenat;
Car vostre mal o be a mi es dat,
Del que havreu, yo n' saré soffirent.

**) Goig o tristor per tu he yo complir,
En tu esta quant Deu me volra dar.

Nicht allein in diesen trüben Vorgefühlen erscheint die Liebe des Ausias March religiös; in allen ihren Aeußerungen sieht man sie mit einer vielleicht schwärmerischen Frömmigkeit verbunden, und sie erhält von ihr einen noch rührendern Charakter. Der Tod seiner Geliebten, weit entfernt sein Gefühl zu schwächen, scheint nur noch etwas Religiöseres eingemischt zu haben.

„So wie das Gold, wenn man es aus dem Schacht zieht, „sich mit andern unreinen Metallen vermengt findet, aber „wenn man es dem Feuer übergiebt, der Zusatz verschwindet „und das reine Gold zurückläßt, welches allein nicht ver„dirbt: so hat der Tod meinem sinnlichen Willen ein Ende „gemacht; er hat ihn auf das Gegentheil dessen gerich„tet, was er auf dieser Welt zerstört hat, und der tugend„hafte Wille ist ohne Beimischung zurückgeblieben.“ *)

Und während er mit einer anscheinenden Kälte und einer zuweilen spitzfindigen Philosophie von der Begebenheit spricht, die über sein Leben entscheidet, beginnt plötzlich sein Schmerz mit Heftigkeit aufs neue und haucht ihm die leidenschaftlichsten Ausdrücke ein:

„O Gott, warum gnügt diese bittere Galle nicht, den„jenigen zu tödten, der seine Freundin hat hinscheiden „sehn! er begehrt nichts weiter, als einen so süßen Tod zu „erleiden; er würde lieblich schmecken, wenn eine solche „Leidenschaft ihn bewirkt hätte; wie schlummert dein Erbar„men bei einer solchen Lage? warum bricht es nicht dieses „Herz von Fleisch? Deine Macht ist also begränzt, wenn

---

*) Axi com l' or quant de la mena l' trahen
Esta mesclat de altres metalls sutzens,
E mes al foch en fum s'en va la liga
Leyxant l' or pur, no podent se corrompre,
Axi la mort mon voler gros termena;
Aquell fermat, en la part contra sembla
D' aquella, que la mort al mon la tolta,
L' honest voler en mi reman sen mezcla.

„man in diesem Augenblick ihre Schranke sieht? Würde sie „grausam sein, wenn sie unseres Dankes werth wäre.“ *)

Obgleich, wie man sagt, mehrere andere Dichter von Valencia gedruckt sind, so habe ich doch ihre Werke nicht einzeln gefunden, und ich kenne sie nicht weiter, als aus den versificirten Stücken, die man in die alten spanischen Cancioneri aufgenommen hat. Man findet dergleichen von Vicent Ferradis, von Miquel Perez, Fenollar, Castelvy, Vinyoles; und diese Proben sind zahlreich genug, um urtheilen zu können, daß der Geschmack sich nicht vervollkommnet hatte, und daß, während Ausias March von einem wahren Gefühl beseelt wurde, die andern nur mit Verstand und noch dazu die meistenmale mit einem falschen Schein von Verstand schrieben. So hat man in allen Cancioneri ein kleines Gedicht von Vicent Ferradis auf den Namen Jesu wieder abgedruckt, worin man die höchste Gottesverehrung mit der schönsten Poesie vereinigt zu finden behauptete. Man kann davon nach folgender Strophe auf das Anagramm des Namens des Erlösers urtheilen:

„O du siegreicher Name, der uns auf sichtbare Weise „die ganze Begebenheit der Kreuzigung vor Augen stellt! das „H in der Mitte zeigt uns das höchste Wesen schon todt, unwürdig und schrecklich behandelt; der Strich darüber bezeichnet seine göttliche Natur. Das I und das S stellen uns „die Schächer dar zu beiden Seiten, um ihm Gesellschaft zu „leisten, und die beiden Punkte, welche hinzugefügt sind,

---

*) O Deu perque no romp la marga fel
Aquell qui veu a son amich perir!
Quant mes puix vols tan dolça mort soffrir,
Gran sabor ha, puix se pren per tal zel.
Tu pietat com dorms en aquell cas?
Quel cor de caru fer esclatar no sals?
No tens poder quen tal temps lo acabs
Qual tant cruel qu'en tal tas not lloas.

„zeigen deutlich die Beiden an, die des Erlösers Pein lin„dern, Johannes und Maria.“ *)

In sehr wenigen Stücken der Dichter von Valencia habe ich einige Ueberbleibsel der alten Naivetät und Innigkeit gefunden. Vielleicht ist dergleichen in diesen Versen von Rossen Vinyoles:

„Ohne euch betrachte ich den Frieden als Feind, weil „ihr in mir einen Feind sehen wollt; ohne euch suche ich „die traurige Zuflucht der Einsamkeit, die dem Verlassenen „wohl thut. . . . .“

„Wo ist doch der Tag, wo ist der Augenblick, wo ist „die Stunde, da ich das Gut meiner Freiheit verlor? Wo „ist das Netz, das mich umschlungen hat? Wo ist das Ue„bel, um das meine Zunge klagt? Wo ist das Gut, das „meine Sehnsucht weckt? Wo ist die Täuschung bei so lan„ger Bekanntschaft? Wo ist die große Liebe und Zärtlichkeit, „die mich selbst an dem Gewißesten verzweifeln lassen?“ **)

---

*) Nom trihumfal queus presenta visible
Del crucifix la bella circunstancia,
En mig la *h* que nos letra legible
L' inmens ja mort, tractat vilment y orrible.
La title d' alt de divinal sustancia.
La *j* y la *s* los ladres presenten
A les dos parts per fer li companyia,
Y pels costatz dos punts que s'aposenten,
Denoten clar los dos que l' turment lenten
Del redemptor, Iohan y la Maria.

**) Sens vos tinch yo la pau per enemiga,
Puix me voleu en tot per enemich,
Sens vos prench yo aquell cruel abrich
De soledat quels desamats abriga.
. . . . . .
On es lo jorn, on es lo punt y l'ora
On yo perdy los bens de libertat?
On es lo lac qu' axim me cativat?
On es lo mal per qui ma lengua plora?

Es war beinahe Pflicht, daß ich einige dieser Liebesgedichte übersetzte, daß ich sie anführte; leidenschaftliche Gefühle tönen noch in diesen Worten einer verlassenen Sprache wieder; zärtliche Liebe und lange Leiden sind diesen Versen anvertraut, welche die Nachwelt nicht mehr wohlgefällig vernimmt, und diese veralteten catalonischen Gedichte kommen mir wie Inschriften auf Gräbern vor.

Wie Ausias March von den Cataloniern als der Petrarca der provençalen Sprache betrachtet wird, so ist, sagen sie, Jean Martorell der Boccaccio derselben: das heißt, er bildete zuerst die leichte Prosa, er gab ihr Geschmeidigkeit und Natürlichkeit und machte sie geschickt, mit Anmuth zu erzählen. Sein Werk genießt, selbst außer seiner Sprache, eines gewissen Rufs; es ist der Roman Tirante der Weiße, den Cervantes bei der Musterung der Bibliothek Don Quixote's mit so hohem Lobe erwähnt, den er „einen „Schatz des Vergnügens, eine Goldgrube der Ergötzlichkeit, „und in Ansehung des Styls das beste Buch auf der Welt" nennt. Jean Martorell scheint es gegen das Jahr 1435 herausgegeben zu haben. Es war eins der ersten Bücher, das man unter die Presse brachte, als die Buchdruckerkunst nach Spanien kam; denn die erste catalonische Ausgabe ist von Valencia, 1480, in Fol.; es wurde fast in alle Sprachen übersetzt und findet sich französisch fast in allen Bibliotheken.

Es ist schwer, ein Ritterbuch von seiner ganzen Classe zu trennen und über seinen Werth unabhängig von dem Werthe der Gattung zu urtheilen. Martorell kam nach vielen andern Romanendichtern, nach allen Romanen von der Tafelrunde und Carl dem Großen. Es giebt in Tirante

---

On es lo be que m' fa tant desigar?
On es l' engan de tanta conexença?
On es lo grat amor y benvolença
Que del pus cert me fa desesperar?

dem Weißen weniger Zauberei, weniger Uebernatürliches als in seinen Vorgängern; die Ausführung ist besonnener, der Gang der Geschichte faßlicher; und obgleich der Held, seinem Range nach ein einfacher Ritter, das Kaiserthum von Constantinopel erlangt, so kann man doch sein Emporsteigen verfolgen und begreifen, wie seine hohen Thaten. Auf der andern Seite giebt es darin vielleicht weniger Poesie und eine minder glänzende Phantasie als in den Amadissen, den Tristan und Lancelot. Martorell macht gewissermaßen den Uebergang zwischen der alten und neuen Art, Romane zu schreiben. Andre Dichter, andere Romanendichter sind nach ihm gekommen; man nennt mit Auszeichnung in der catalonischen Sprache einen Mossen Jaume Roig von Valencia, der ein Gedicht über die Coquetterie schrieb und sie mit großer Bitterkeit behandelte; zwei Jordi, einen Febrer, Geschichtschreiber von Valencia; endlich Vincent Garzias, Vorsteher des Kirchspiels von Balfogona, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starb und der letzte Dichter von Catalonien oder Valencia war, welcher in provençaler Sprache schrieb. Der stets zunehmende Wohlstand der aragonischen Monarchen war der Sprache wie den Freiheiten ihrer Unterthanen verderblich. Ferdinand der Katholische hatte sich mit Isabelle von Castilien vermählt, und diese Fürstin hatte, als sie 1474 auf dem Thron von Castilien starb, denselben gewissermaßen ihrem Gemale zutheilen lassen. Die castilianische Monarchie war mächtiger als die aragonesische; die Hauptstadt war glänzender, die Einkünfte beträchtlicher. Die Hofleute, diejenigen, die ihr Glück zu machen suchten, wurden nach Madrid gezogen, und der ganze Adel der verschiedenen Königreiche von Spanien hielt sich für genöthigt, das Castilianische zu erlernen. Dieselben Catalonier, dieselben Aragonesen, die so lange einen so hohen Werth auf ihre Sprache gesetzt, die durch ein Grundgesetz nach der Regierung Jacobs II. (1266 — 1276) verlangt hatten, daß sie statt der lateinischen in

allen öffentlichen Urkunden gebraucht werde, entsagten ihr jetzt und ließen sie aus Rücksichten persönlichen Ehrgeizes untergehn. Aus denselben Provinzen gingen unter der Regierung Carls V und Philipps die Boscan, die Argensola hervor, die eine Revolution in der spanischen Poesie bewirkten. Aber als die Catalonier sich endlich niedergebeugt fühlten von der Unterdrückung des Hauses Oestreich, als sie beschlossen ein verhaßtes Joch zu zerbrechen, als sie durch den Vertrag von Peronne sich dem Könige von Frankreich hingaben, foderten sie die Wiederherstellung ihrer alten und edlen Sprache, wollten sie, daß sie allein von der Regierung und in den öffentlichen Urkunden gebraucht werde. Sie empfanden schmerzlich den Verlust ihrer Sprache, wie ihrer Gesetze, ihrer Freiheit, ihres vormaligen Wohlstandes und ihrer alten Tugenden. Das mächtigste Band für eine Nation, das sich an ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, an ihre süßesten Erinnerungen knüpft, ist die Sprache ihrer Väter. Die größte Demüthigung, der sie sich unterworfen sehn kann, ist, gezwungen zu sein, sie zu vergessen, um eine neue zu erlernen.

Es giebt, wie mir scheint, selbst für diejenigen, die ihr fremd sind, etwas höchst Trauriges in dem Verfall, in der Zerstörung einer schönen Sprache. Die Sprache der Troubadouren, die man lange für so volltönend, für sie wohlklingend gehalten hatte; diese Sprache, welche in allen Ländern unsers Europa's den Enthusiasmus, die Einbildungskraft und das Genie geweckt hatte, welche mit Bewunderung nicht bloß in Frankreich, Italien und Spanien, sondern selbst an den Höfen von England und Deutschland gehört worden war, tönt gegenwärtig nicht mehr den Ohren von Menschen, die sie zu vernehmen werth wären. Sie ist noch die Sprache des gemeinen Volks im ganzen südlichen Frankreich, aber in verschiedne Mundarten getheilt, so daß der Gascogner, der Provençale und der Bewohner von Languedoc nicht mehr einerlei Sprache zu sprechen glauben.

Sie ist die Grundlage des Piemontesischen; sie wird in Spanien von Figueras bis zum Königreich Murcia gesprochen; sie ist auch die Sprache von Sardinien und den balearischen Inseln; aber in diesen verschiedenen Ländern entsagen ihr alle diejenigen, die einige Erziehung erhalten haben, für das Castilianische, Italienische, Französische, und sie erröthen fast, sich zuweilen auszudrücken wie die Dichter, welche den Ruhm ihres Vaterlandes ausgemacht, und denen wir die ganze neuere Poesie verdanken.

Indem wir Abschied nehmen von der Sprache und Literatur der Troubadouren, enthalten wir uns, sie nach dem wenigen Eindruck, nach den wenigen glänzenden Zügen, die sie in unserm Andenken zurückgelassen, zu streng zu beurtheilen; wir wollen nicht vergessen, daß die Zeit, in der sie gelebt haben, das Zeitalter einer allgemeinen Unwissenheit und Barbarei war. Wir haben, indem wir sie zergliederten, uns nicht enthalten können, sie unablässig mit den Franzosen unter Ludwig XIV., mit den Italienern unter Leo X., mit den Engländern unter der Königin Anna, mit den Deutschen unserer Zeit zu vergleichen; aber diese Vergleichung war doch ungerecht. So sehr die Troubadouren den Häuptern unserer neuern Literaturen nachstehen, so sehr sind sie allen denen überlegen, die zu ihrer Zeit in Frankreich, Italien, England und Deutschland dichteten. Ein grausames Mißgeschick scheint ihre Sprache verfolgt zu haben; es hat die Fürstenhäuser vernichtet, die sie redeten; es hat den Adel zerstreut, der seinen Ruhm in ihr finden sollte; es hat das Volk zu Grunde gerichtet und wildem Haß und schrecklichen Verfolgungen preisgegeben. Das Provançale, verlassen in seinem Vaterlande von denen, die es auszubilden am fähigsten waren, gerade in dem Zeitpunkt, wo es, neben seinen Dichtern, ausgezeichnete Geschichtschreiber, Kritiker und Prosaisten zu erlangen anfing; zurückgedrängt in ein den Arabern erst jüngst entrissenes Land, eingeengt zwischen dem stolzen Castilianer und dem Meer, ging unter in

dem Königreiche Valencia zu der Zeit, wo die einst so freien und so stolzen Bewohner dieser Provinzen ihre Freiheit verloren. Die Poesie, die vormals allein in der allgemeinen Barbarei glänzte, die, indem sie alle edlen Gemüther durch die Ausbildung erhabener Gefühle vereinigte, das gemeinsame Band aller dieser verschiednen Völker war, hat das, was vormals ihren Reiz und ihr Ansehn begründete, in unsern Augen verloren, seit wir von den Hoffnungen zurückgekommen sind, die sie geweckt hatte. Diese mannichfachen Gesänge, die den Keim zu so vielen herrlichen Werken zu enthalten schienen, und die diese Erwartung mit so vieler Begierde aufnahm, erscheinen frostiger und kläglicher, seit man weiß, daß sie nichts hervorgebracht haben. So strahlt das Nordlicht ohne Wirkung in den langen Nächten des Nordens; mitten in der dichtesten Finsterniß scheint der Himmel plötzlich entzündet; Feuerstrahlen, tausendfarbige Feuerräder reichen von dem Pol fast bis in die Mitte des Himmels; die Natur freut sich dieser unverhofften Herrlichkeit; aber das Nordlicht, wie die Poesie der Troubadouren, hat keine Wärme und verbreitet kein Leben.

Siebentes Kapitel.

Von dem Wallonisch-romanischen oder der Sprache von Oïl. — Ritterromane.

Wir haben nicht die Absicht, hier von der französischen Sprache und Literatur zu handeln; eben so angenehm als gründlich verfaßte Werke über diesen Gegenstand sind in den Händen von jedermann, und man würde sich mit einem sehr unnützen Geschäft befassen, wenn man abgekürzt und unvollständig eine Literargeschichte und eine Kritik nochmals geben wollte, die bereits Marmontel, La Harpe und mehrere Andre mit so viel Gründlichkeit und richtigem Urtheil geliefert haben. Aber der älteste Theil der französischen Literatur kann fast als uns fremd angesehen werden; Frankreichs Dichter, die Erben der Trouveren, haben ihre Verlassenschaft nicht angenommen, und die Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ist zu entfernt von der heutigen, als daß ihre Denkmäler der Mehrzahl meiner Leser bekannt sein sollten. Ueberdies war es fast unmöglich, von den Troubadouren zu sprechen, ohne auch einige Worte von den Trouveren zu sagen; und den Ursprung und die Fortschritte des Provençalisch-romanischen zu untersuchen, ohne auch das Wallonisch-romanische zu beleuchten.

Es ist nicht nöthig bis zum Celtischen hinaufzusteigen, um den ersten Ursprung der französischen Literatur kennen zu

lernen; diese längst vergessene Sprache hat keinen Einfluß mehr auf den Charakter derer haben können, deren Vorfahren sie gesprochen haben. Es ist wahrscheinlich, daß, als die Franken Gallien eroberten, die celtische Sprache nicht weiter in Gebrauch war, als in einigen Bezirken der Bretagne, wo sie sich bis auf unsre Zeiten erhalten hat. Diese Muttersprache, welche Frankreich, Spanien und den britannischen Inseln gemeinschaftlich gewesen zu sein scheint, ist dergestalt verschwunden, daß man heut zu Tage ihren eignen Charakter nicht erkennen, und, obgleich man sie für die gemeinschaftliche Mutter des Niederbretagnischen, des Gälischen der Schotten, des Baskischen, und der Dialekte von Wallis und Cornwallis ansieht, die Analogie, die unter diesen Sprachen vorhanden sein muß, nicht auffassen, noch ihre Abstammung zeigen kann. In allen Provinzen Galliens war das Lateinische an die Stelle des Celtischen getreten, und für die Masse des Volks eine vollkommne Muttersprache geworden. Die Metzeleien, welche mit den Kriegen Cäsars vergesellschaftet gewesen, die Sclaverei der Besiegten, und der Ehrgeiz derjenigen Gallier, die man zum Range von römischen Bürgern zugelassen hatte, wirkten zusammen, um die Sitten, den Geist und die Sprache aller zwischen den Alpen, Pyrenäen und dem Rhein gelegnen Provinzen zu verändern; man sah gute lateinische Schriftsteller, ausgezeichnete Lehrer der Rhetorik und Grammatik daraus hervorgehn; das Volk fand Geschmack an den römischen Schauspielen, und prachtvolle Theater zierten alle großen Städte; vierhundert und funfzig Jahre der Unterwürfigkeit unter die Römer vereinigten endlich die Gallier innig mit den Bewohnern Italiens.

Die Franken, welche die theotiske oder deutsche Sprache redeten, brachten eine neue Mundart nach Gallien. Ihre Vermischung mit dem Volke verderbte bald das Lateinische; Unwissenheit und Barbarei verderbten es noch mehr, und die Gallier, die sich noch Römer nannten, weil sie die römi-

sche Sprache zu reden glaubten, gaben alle Feinheiten der Wortfügung auf, um sich der Einfachheit und Rohheit der Barbaren zu nähern. Diejenigen, welche schrieben, bemühten sich noch, die alte lateinische Sprache wieder herzustellen, aber im Sprechen gab alles dem Gebrauch nach, und schnitt nach und nach Buchstaben und Endungen weg, die man als müßig ansah. Eben so haben wir heutiges Tages von der französischen Aussprache den vierten Theil der Buchstaben ausgeschlossen, die noch in der geschriebnen Sprache dastehen. Nach Verlauf von einiger Zeit kam man dahin, durch Namen die Sprache der römischen Unterthanen von der Sprache der lateinischen Schriftsteller zu unterscheiden, und man erkannte eine romanische und eine lateinische Sprache an; aber die erstere, die mehrere Jahrhunderte brauchte, um sich zu bilden, hatte keinen Namen, so lange die Eroberer den Gebrauch der theotisken Sprache unter sich beibehielten. Mit dem Anfang des zweiten Geschlechts war das Deutsche noch die Sprache Carls des Großen und seines Hofes; dieser Held redete, wie die gleichzeitigen Geschichtschreiber sagen, die Sprache seiner Väter, patrium sermonem, und es ist ein seltsamer Irrthum mehrerer französischen Schriftsteller, welche die fränkische Sprache für das Altfranzösische nehmen. Aber während man das Deutsche sprach, während man es zu kriegerischen und historischen Gesängen brauchte, schrieb man lateinisch, und das noch völlig barbarische Romanische war die Mundart des Volks.

Aber unter der Regierung Carls des Großen zwang der Unterschied zwischen diesen Mundarten und dem Lateinischen die Kirche, in der Sprache des Volks predigen zu lassen. Eine im J. 813 zu Tours gehaltene Kirchenversammlung befahl den Bischöfen ihre Verträge in die beiden Volkssprachen, das Romanische der Bauern und das Theotiske, zu übersetzen. Diese Verordnung wurde im J. 851 durch die Kirchenversammlung von Arles erneuert. Die Unterthanen Carls

des Großen waren damals von zwei ganz verschiednen Stämmen, Germanen, welche längs und östlich des Rheins wohnten, und Wälsche, die sich Römer nannten und im ganzen Süden unter der Herrschaft der Franken standen. Der Name Wälsche oder Wallonen, der ihnen von den Deutschen gegeben worden, war einerlei mit dem Namen Galli oder Galatai, der ihnen von den Römern und Griechen gegeben worden, und mit dem Namen, Keltai, Celten, den sie nach Cäsars Aussage sich selbst gaben. *) Die Sprache, welche sie redeten, wurde nach ihnen Wallonisch-romanisch oder Bauern-romanisch genannt; sie war ungefähr einerlei in ganz Frankreich; nur wenn man nach dem Süden kam, bemerkte man, daß sie sich dem Lateinischen näherte, während mehr nach Norden das Deutsche vorherrschte. Bei der im J. 842 unter den Söhnen Ludwigs des Frommen vorgenommenen Theilung machte man zum erstenmale von der Sprache des Volks in einer öffentlichen Urkunde Gebrauch, weil das Volk dadurch, daß es mit seinem Könige einen Eid leistete, derselben beitreten sollte. Die Eide Carls des Kahlen und seiner Unterthanen sind die beiden ältesten Denkmäler der romanischen Sprache, die man aufbehalten hat; sie nähern sich eben so wohl dem Provençalen als dem, was man nachher Wallonisch-romanisch genannt hat.

Aber die Krönung des Königs von Arles, Boson, im J. 879, theilte das romanische Frankreich in zwei Nationen, die vier Jahrhunderte Nebenbuhler und unabhängig blieben. Diese Provinzen schienen bestimmt, immer von verschiedenen Stämmen bewohnt zu werden. Cäsar hatte bemerkt, daß zu seiner Zeit die Aquitanier durch Sprache, Sitten

*) Alle diese Namen sind in nichts als in der Aussprache verschieden; aber die Nieder-Bretagner, Ueberreste der Celten, behalten in ihrer Sprache einen sehr berühmten Namen von anderm Ursprung auf, der vielleicht ein Ehrentitel für sie war; sie nennen sich Cimbern.

und Gesetze von den Celten verschieden waren. In dem Lande der erstern sah man die Westgothen und die Burgundier sich niederlassen; in dem Lande der zweiten die Franken; und die am Ende der carolingischen Dynastie vorgenommene Theilung beider Reiche bestätigte vielleicht nur eine ältere Eintheilung der Völker. Ihre Sprache, wiewohl aus denselben Grundstoffen gebildet, entfernte sich immer mehr; die Völker des Südens nannten sich Provençalisch-romanisch, und die Völker des Nordens verbanden mit der Benennung Romanisch, die sie annahmen, den Namen der Wälschen oder Wallonen, den ihre Nachbarn ihnen gaben. Man nannte das Provençale auch Sprache von Oc, und das Wallonische Sprache von Oïl oder Oui, nach dem Worte, mit welchem man in dem einen oder in dem andern Dialekt die Bejahung ausdrückte; auf dieselbe Weise nannte man damals das Italienische Sprache von sì, und das Deutsche Sprache von Ja.

Eine Provinz Frankreichs, die Normandie, nahm im zehnten Jahrhundert in ihren Schooß ein neues nordisches Volk auf, das unter der Führung Rollo's oder Raoul's des Dänen sich ihren alten Bewohnern einverleibte. Diese Vermischung brachte in das Romanische neue deutsche Wörter und Wortfügungen. Der Geist der Geselligkeit aber, den die Eroberer in diese Provinz mitbrachten, ihre guten Gesetze, ihre gute Verwaltung, und der Entschluß, den die Sieger faßten, die Sprache der Besiegten zu lernen und zu reden, bildeten und verfeinerten das Wallonisch-romanische in der Normandie schneller als in irgend einer andern Provinz von Frankreich. Rollo wurde im J. 912 als Herzog anerkannt, und anderthalb Jahrhunderte später hatte einer seiner Nachfolger, Wilhelm der Eroberer, seine und seines Volks Eigenliebe dergestalt an die romanische Sprache geknüpft, daß er sie in England einführte, und sich bemühte, sie durch strenge Gesetze an die Stelle der Sprache des be-

siegten Volks zu setzen, welche halb und halb die Sprache seiner Vorfahren war.

Wirklich gingen von der Normandie die ersten Schriftsteller und die ersten Dichter aus, welche die französische Sprache aufweisen kann. Die Gesetze, die Wilhelm der Eroberer (gestorben im J. 1087) England gab, sind das älteste Wallonisch-romanisch geschriebene Buch, das auf uns gekommen ist. Nach diesem diplomatischen Denkmal sind die beiden ersten literarischen Werke, die eine beginnende Ausbildung der Sprache von Oui anzeigen, das Buch der Brittonen oder Brut, eine fabelhafte Geschichte der ersten Könige Englands, in Versen geschrieben im J. 1155, und der Roman vom Löwenritter, zu derselben Zeit geschrieben, beide in der Normandie oder von Normännern. *)

*) Es giebt mehrere Abschriften des Romans vom Brut; diejenige, die ich durchblättert habe, befindet sich auf der pariser Bibliothek unter No. 27. Sie fängt mit den Versen an:

Qui velt oïr, qui velt savoir
De roi en roi et d' hoir en hoir
Qui cil furent, et dont ils vinrent
Qui Engleterre primes tinrent,
Queus rois y a en ordre eu
Qui ainçois et qui puis y fu,
Maistre Gasse l' a translaté
Qui en conte la vérité,
Si que li livres la devisent.

Der Romancier beginnt hierauf seine Geschichte von weit her; er hebt sie an:

Por la veniance de Paris
Qui de Gresse ravit Hélène.

In diesem und den folgenden Citaten habe ich mich nicht ängstlich an die alte Orthographie gehalten: sie ist wesentlich für das Studium der Sprache, nicht um den Geist der alten Poesie kennen zu lernen. Durch die Veränderung einiger Buchstaben habe ich dem Leser unnütze Schwierigkeiten zu ersparen geglaubt.

Den dritten Platz giebt man dem Rou der Normänner oder dem Buche von Raoul, verfaßt von Gasse im J. 1160, um die Ansiedelung dieser Völker in der Normandie zu erzählen. Nach Verlauf von wenig Zeit sah man in derselben Sprache die Ritterromane erscheinen. Der erste von allen war Tristan von Léonois, geschrieben in Prosa gegen das J. 1190. Einige Jahre nachher schrieb man den heiligen Graal und den Lancelot, und diese Romane hatten ihren Ursprung gleichfalls in der Normandie oder an dem Hofe der Könige von England. Vor dem Jahre 1200 übersezte ein Ungenannter das Leben Carls des Großen ins Französische, und vor dem J. 1213 schrieb Geoffroi de Ville-Hardouin die Geschichte der Eroberung von Constantinopel ebenfalls französisch.

Unter den zu dieser Zeit geschriebnen Büchern ist das Gedicht von Alexander eins von denjenigen, die des höchsten Rufs genossen haben. Es scheint, daß es gegen das J. 1210 unter der Regierung Philipp Augusts ans Licht trat, und man bemerkt darin mehrere schmeichelhafte Anspielungen auf die Ereignisse an dem Hofe dieses Fürsten. Es ist nicht das Werk eines Einzelnen, sondern eine Reihe von Romanen und Wundergeschichten, woran wenigstens neun berühmte Dichter jener Zeit gearbeitet haben. Die bekanntesten darunter heutiges Tags sind Lambert li Cors (der Kleine), Alexandre de Bernay, sein Fortsetzer, und Thomas de Kent. Alexander, vielleicht der einzige von den Helden Griechenlands, der im Mittelalter bekannt war, erschien hier nicht in der Pracht der alten Zeiten, sondern des Ritterthums. Unter den verschiednen Theilen dieses Gedichts heißt der eine li Roumans de tote Chevalerie, weil Alexander darin als der größte und edelste der Ritter erscheint; ein andrer le Voeu du Paon, weil diese ritterliche Verpflichtung als schon am Hofe des macedonischen Helden üblich beschrieben wird. Der hohe Ruf dieses Gedichts, das allgemein gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt

wurde, hat dem Alexandriner, worin es geschrieben, und der für die Franzosen vorzugsweise der heroische Vers geworden ist, seinen Namen gegeben. *)

Also erlangte die wallonisch-romanische Sprache im zwölften Jahrhundert eine Literatur; es geschah dies ungefähr hundert Jahre nach der provençalisch-romanischen; und die Kriege der Albigenser, die zu der nemlichen Zeit die Bewohner beider Hälften von Frankreich vermischten, trugen vielleicht dazu bei, den Geschmack an der Dichtkunst demjenigen der beiden Völker mitzutheilen, das am längsten in dem Zustande der Barbarei geblieben war, und das, erst gegen das Jahr 1220, auch eine lyrische Poesie, Lieder, Virelai's, Balladen und Sirvente's hatte. Seine Erzähler und Dichter ließen sich, indem sie den Namen Troubadour mit der französischen Endung übersetzten, Trouveren nennen.

Es scheint, daß bis auf einen Unterschied in der Sprache die Troubadouren und Trouveren einander ungefähr

---

*) Die frühern Gedichte waren in achtsylbigen, paarweis gereimten Versen, wobei man zwar männliche und weibliche unterschied, aber ohne daß der Dichter die Regel beobachtete, die wir heut befolgen, damit zu wechseln. In diesen nemlichen achtsylbigen Versen sind fast alle Mährchen geschrieben. Der zwölfsylbige Alexandriner mit der Cäsur in der Mitte zerfiel für das Ohr ungefähr in zwei gleiche Verse, und zwar auf eine noch lästigere und eintönigere Weise als heut zu Tage, weil der Dichter damals es nicht vermied, in der Mitte des Verses, nach der Cäsur, eine stumme Sylbe zu lassen. Die Italiener in ihren leoninischen Versen und die Spanier in ihren Versen de arte mayor, haben denselben Fehler und dieselbe Eintönigkeit. Man kann es in folgendem Eingange des Gedichts auf Alexander wahrnehmen:

Qui vers de riche estoire veut entendre et oïr,
Pour prendre bon exemple de prouesse cueillir,
La vie d' Alexandre, si com je l' ai trovée
En plusieurs leus écrite et de boche contée .... u. s. w.

gleich an Verdienst, gleich unterrichtet oder unwissend, auf gleiche Weise berufen, an den Höfen zu leben und hier ihre Erfindungen und Dichtungen zum Besten zu geben, auf gleiche Weise mit den Rittern vermischt, endlich auf gleiche Weise von Jongleurs und Minstrels begleitet, in allen ihren Erzeugnissen einander gleichen mußten; und doch ist nichts verschiedner, als die Werke dieser beiden Menschenclassen. Fast alles, was uns von der Poesie der Troubadouren verblieben, ist lyrisch, fast alles, was uns von der Poesie der Trouveren verblieben, ist episch. Zwar machen die Provençalen Einwendungen gegen das Urtheil, das man von ihren Dichtern gefällt, denen die Anhänger der Trouveren allen Erfindungsgeist abgesprochen haben; sie sagen, daß man in mehrern Gedichten der Troubadouren *) eine große Menge von Novellen, Romanen und Fabeln aufgezählt findet, die ein Jongleur wissen mußte, um an den Höfen zu gefallen, und die entweder verloren oder nur in der Sprache von Oïl aufbehalten sind; sie setzen hinzu, daß unter den Gedichten der Trouveren mehrere provençalischen Ursprungs scheinen, weil der Schauplatz oft in der Provence ist, und sie nehmen an, daß die Trouveren sich begnügt hätten, Romane und Mährchen zu übersetzen, deren Erfinder sie nicht waren. Aber es wäre ein seltsames Ungefähr, das einzig die Gesänge der Provençalen und die Erzählungen der Franzosen erhalten hätte, wenn nicht der Geist beider Nationen in dieser Hinsicht einander wesentlich entgegengesetzt wäre.

Die Geschichte jedes Troubadouren ist mehrmals beschrieben worden; die von Nostradamus herausgegebnen, die von Sainte-Palaye gesammelten und von Millot neu bear-

---

*) Unter andern in dem Rath an einen Sänger von Giraud de Calanson, wovon wir einen Auszug gegeben und der in das Jahr 1210 gehört. S. Pappon, Lettres sur les Troubadours, S. 225 bis 227.

beiteten sind sämtlich romanhaft; es sind Liebschaften mit großen Damen, Leiden, ritterliche Großthaten. Die Trouveren sind viel dunkler; man kennt kaum die Namen Einiger unter ihnen, man weiß fast nichts von der Geschichte der berühmtesten, oder wenn man einige Züge davon vorfindet, so haben sie nichts Anziehendes oder Abentheuerliches.

Die Trouveren haben uns Ritterromane und Mährchen hinterlassen; auf erstern gründet sich eigentlich der Ruhm des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Das ganze Ritterthum, das plötzlich in diesen Romanen erscheint, dieser Heroismus von Ehre und Liebe, diese Aufopferung der Stärksten für die Schwächsten, dieser Adel, diese überall als Muster aufgestellte und fast immer in den härtesten Proben triumphirende Charakterreinheit; dieses so neue, so sehr von dem, was man sowohl im Alterthum als in den Erfindungen der andern Völker gesehn hatte, verschiedne Uebernatürliche setzen eine Kraft, einen Glanz der Einbildungskraft voraus, die nichts vorbereitet hat und nichts erklärt.

Man wendet sich nach allen Seiten, um die ersten Erfinder des Rittergeistes aufzufinden, der in den Romanen des Mittelalters glänzt, und man ist immer gleich verwundert, wenn man sieht, wie wenig dieser Aufschwung des Genie's vorbereitet war. Umsonst würde man in den Sitten oder in den Fabeln der Germanen den Ursprung des Ritterthums suchen; diese Völker, obgleich sie die Frauen hochschätzten und sie zu den Rathsversammlungen und dem Dienste der Götter zuließen, hatten mehr Achtung als Zärtlichkeit für sie. Die Galanterie war ihnen unbekannt, und ihre tapfern, wackern, aber rohen Sitten ließen eine so erhabne Entwickelung der Gesinnung und des Heldenmuths wenig vorausehn; ihre Phantasie war düster, die übernatürlichen Mächte, welche der Aberglaube ihnen erschuf, waren sämtlich bösartig. Das älteste Gedicht Deutschlands, das Nibelungenlied, ist in der Form, worin wir es heutiges Tags haben, später als die ersten französischen Romane und

kann durch sie modificirt worden sein; indeß sind seine Sitten nicht die Sitten des Ritterthums. Die Liebe hat hier wenig Antheil an den Handlungen; die Krieger haben ein ganz anderes Interesse, ganz andre Leidenschaften als der Galanterie; die Frauen treten wenig hervor, sie sind nicht der Gegenstand einer Verehrung, und die Männer sind nicht durch ihre Verbindung mit ihnen milder und gesitteter geworden; während die Erfinder des romantischen Ritterthums, um Helden zu schildern, die glänzendsten Züge aller Völker, mit denen sie in Berührung waren, die deutsche Redlichkeit, die französische Galanterie und die reiche Phantasie der Araber zu vereinigen wußten.

Bei diesen letztern haben Manche den ersten Ursprung der Ritterromane gesucht. Auf den ersten Anblick scheint diese Meinung natürlich und stützt sich auf viele Thatsachen. Sehr alte Romane schildern das Ritterthum als ebensowohl bei den Mauren wie bei den Christen eingeführt; sie bringen maurische Ritter auf den Schauplatz; und alle Geschichtschreiber, Erzähler und Dichter Spaniens geben den Mauren ritterliche Sitten; so erscheint Ferragus oder Fier-à-Bras, der tapferste, der wackerste der maurischen Ritter, schon in seinem ganzen Ruhm in der Chronik Turpins, die früher als alle Ritterromane ist. Dieselbe Chronik bestätigt (Kap. XX.) daß Carl der Große den Orden der Ritterschaft von Galafron Emir (admirantus), ode einem Sarazenenfürsten von Coleto in Provence empfangen habe. So thut Bernard del Carpio, der älteste Held des christlichen Spaniens, sich fast nur in dem Heere der Mauren durch hohe Ritterthaten hervor; so ist die Geschichte der Bürgerkriege von Grenada nur ein Ritterroman; und in der Diana von Montemayor wird das einzige ritterliche Abentheuer, das dieser Schäferwelt eingemischt ist, zu den Mauren versetzt, nemlich die Erzählung von Abindarraes, einem der Abencerragen von Grenada, und der schönen Xarifa. Die alten Romanzen der Spanier und das älteste ihrer Ge-

dichte, das vom Eid, geben vom zwölften Jahrhundert an, den Arabern dieselben Sitten; der ganze Theil Spaniens, den die Mauren eingenommen haben, ist auf allen Anhöhen mit festen Schlössern bedeckt; jeder kleine Fürst, jeder Herr, jeder Scheik hatte sich unabhängig gemacht; es gab, wenigstens in Spanien, eine Art von arabischem Lehnwesen und einen Freiheitssinn, der im allgemeinen nicht der Geist des Islamismus ist. Die Begriffe von der Ehre, die einen so großen Einfluß nicht allein auf das Ritterthum, sondern auch auf unsre ganze neuere Bildung gehabt haben, sind den Arabern eigenthümlicher als den germanischen Völkern; von ihnen ist jene Heiligkeit der Rache, jene so zarte Würdigung der Beleidigungen und Kränkungen zu uns gekommen, die sie antreibt, ihr und ihrer ganzen Familie Leben aufzuopfern, um einen Flecken von ihrer Ehre zu waschen, die im J. 1568 ganz Alpuxarra von Grenada in Aufstand brachte und funfzigtausend Mauren umkommen ließ, um einen Schlag zu rächen, den Don Juan de Mendoza dem Don Juan de Malec, einem Abkömmling der Aben-Humeya mit einem Stock gegeben hatte.

Die Verehrung der Frauen scheint noch jenen von der Sonne gebrannten Völkern eigen; sie lieben sie mit einer Leidenschaft, mit einer Wuth, wovon bei uns weder das wirkliche Leben noch die Romane auch nur irgend einen Begriff geben; sie betrachten ihre Wohnung als ein Heiligthum, ein Wort, das man über sie ausspricht, als eine Lästerung, und die ganze Ehre des Mannes als in den Händen derjenigen ruhend, die er liebt. Der Zeitpunkt, wo das Ritterthum entstand, ist genau derselbe, wo die Moral der Araber den höchsten Gipfel der Feinheit und Spitzfindigkeit erreicht hatte, wo die Tugend der Gegenstand ihrer Begeisterung war, und wo die Reinheit der Sprache und der Gedanken bei ihren Schriftstellern die Verderbtheit der unsrigen beschämt. Kurz, von allen Völkern Europa's

sind die Spanier die ritterlichsten; und sie sind die einzigen, die unmittelbar in der Schule der Araber gewesen.

Aber wenn das Ritterthum eine arabische Erfindung ist, woher kommt es, daß man nicht mehr Spuren davon in ihren Schriften findet? woher kommt es, daß die ersten romantischen Erfindungen nicht von den Spaniern und Provençalen zu uns gekommen sind? woher kommt es vornemlich, daß der Schauplatz der ersten Romane weit von ihnen entfernt, zwischen Frankreich und England, in ein Land versetzt worden ist, auf welches sie nicht den geringsten Einfluß hatten.

Die Ritterromane zerfallen in drei sehr verschiedne Classen: sie knüpfen sich an drei verschiedne Epochen in der ersten Hälfte des Mittelalters, und stellen drei Gesellschaften, drei Heere fabelhafter Helden auf, die unter einander keine Gemeinschaft gehabt haben. Die allmählige Ausbildung und der eigenthümliche Charakter dieser drei romantischen Mythologien ist vielleicht das, was auf die erste Erfindung der ganzen Gattung das meiste Licht werfen muß.

Die erste Classe der Ritterromane hat die Heldenthaten des Arthus, eines Sohnes Pandragons, des letzten britannischen Königs, verherrlicht, welcher England gegen den Einfall der Angel-Sachsen vertheidigte. An den Hof dieses Königs und seiner Gemalin Ginievra knüpfen sich sowohl der Zaubrer Merlin als die Einrichtung der Tafelrunde, und alle die tapfern Ritter, Tristan, Lanzelot, u. s. w. Der erste Ursprung dieser Geschichte findet sich in dem Roman des Brut von Meister Gasse, der im Texte selbst die Jahrszahl 1155 hat. In dieser fabelhaften Chronik findet sich schon der König Arthus, die Tafelrunde und der Seher Merlin; *) aber die spätern Romane vollendeten

---

*) Der Verfasser des Romans vom Brut, der sich schon auf das Ansehn der ältesten Geschichten zu stützen sucht oder vielmehr alle Ueberlieferungen, alle historischen und poetischen

diese Schöpfung und machten aus dem Hofe des Arthus eine lebende Welt, deren sämmtliche Personen nicht weniger bekannt waren, als es heut zu Tage die Personen des Hofes Ludwigs XIV. sind. Der Roman Merlins, eines Sohns des Teufels und einer britannischen Dame, die zur Zeit des Königs Vortiger lebte, erzählt sowohl von den großen Kriegen Uter's und Pandragon's gegen die Sachsen, als von der Geburt des Arthus, von seiner Jugend, von den Wundern, durch welche der Prophet des Ritterthums die Stiftung der Tafelrunde bestätigt, und von den Prophezeihungen, die er nachgelassen hat, zu denen die Romanendichter der spätern Zeiten zurückgegangen sind. Der Roman vom heiligen Graal, von Christian von Troyes im zwölften Jahrhundert geschrieben, verknüpft das britannische Ritterthum mit der biblischen Geschichte. Der Kelch, woraus der Erlöser während seiner Kreuzigung getränkt wurde, hat bei den Romanendichtern den Namen des heiligen Graal; sie geben an, daß er nach England gebracht und von den Rittern der Tafelrunde, Lanzelet vom See, seinem

---

Kenntnisse, die noch zu seiner Zeit im Umlauf waren, in Verse bringt, stellt Arthus und seine zwölf Pairs als unterhandelnd mit dem römischen Kaiser dar.

Artus fut assis à un dois,
Environ lui contes et rois,
Et sont doze hommes blancs venus,
Bien atornés et bien vestus.
Deux et deux en ces palais vindrent.
Et deux et deux les mains se tindrent,
Douze estoient, et douze Romains;
D' olive portent en lors mains,
Petit pas ordinairement,
Et vindrent moult avenamment.
Parmi la sale trespassèrent,
Al roi vindrent; le saluèrent,
De Rome, se disant, venoient etc.

Manuscripte der pariser Bibl. 27.

Sohn Galaad, Parzival von Wallis, und Boort, von denen jeder wieder seine Geschichte hat, erobert wurde. *) Der König Arthus, Fürst Gaulvain, sein Neffe, Perlevaux, Neffe des Fischerkönigs, Meliot von Logres, Melians von

---

*) Der Originalroman vom heiligen Graal findet sich auf der Bibliothek zu Paris, unter der Nummer 7523. Es ist ein sehr starker Band in Quart mit gespaltenen Columnen geschrieben, der allein die Geschichte fast aller Ritter der Tafelrunde enthält. Später wurde er in Prosa übersetzt, und man findet ihn mit gothischen Lettern gedruckt, Paris 1516, in Folio. Aber Christian von Troyes, der ihn in Versen geschrieben hatte, kann mit vollem Recht unter die besten Dichter dieser ersten Jahrhunderte der Sprache gezählt werden; es ist zugleich Wohlklang in seinen Versen und Empfindung in seinen Erzählungen. Am Anfange des Romans sieht man eine Mutter, die, nachdem sie ihren Gatten und ihre beiden ältesten Söhne in den Schlachten verloren hat, sich bemüht, den dritten von den Waffen und der Laufbahn des Ruhms entfernt zu halten, ihn auf einem einsamen Schlosse unter ihren Augen zu bewachen, und ihm die Ritter selbst dem Namen nach zu verbergen. Aber der junge Edelknabe begegnet, indem er seine Bauern besucht, die auf den Feldern säen, Kriegern und irrenden Damen; er wird sogleich von dem Durst nach Abentheuern befallen; er läßt sich von seiner Mutter die Geschichte seiner Familie erzählen und bricht sogleich auf, um den König zu bitten, ihn als Ritter zu wappnen.

Biaux fils, fait elle, diex vos doint
Joie, plus que ne m'en remaint,
Vous doint-il où que vous aillez . . . .
Quand li varlet fut éloigné,
Le giet d'une pierre menue
Se regarda, et vit chaüe
Sa mère, au chief du pont arrière,
Et fut pasmée en tel manière
Comme s'el fut pasmée morte.

In einem andern minder berühmten Romane desselben Christians von Troyes sieht man ihn mit vieler Naivetät die Ueberzeugung äußern, daß Frankreich zu seiner Zeit dieselbe Periode des

Dännemark, sind lauter Helden dieses erlauchten Hofs; und die Abentheuer eines jeden sind von verschiednen Romanendichtern mit derselben Mischung von Naivetät, Grösse, Galanterie und Aberglauben erzählt worden. Der Roman von Lanzelot vom See wurde von Christian von Troyes angefangen, aber nach dessen Tode von Gottfried von Ligny fortgesetzt; der Roman von Tristan, einem Sohne des Königs Meliadus von Léonois, der erste von allen, die in Prosa geschrieben wurden, und der am häufigsten von den alten Schriftstellern angeführte, wurde im J. 1190 von einem Trouveren, dessen Namen man nicht weiß, geschrieben. *)

Ruhms und der Gelehrsamkeit erreicht habe, die vormals Rom und Griechenland verherrlichte. Es ist zu Anfang eines Romans von Alexander, einem Sprößling des Königs Arthur. Bibliothek zu Paris, Handschrift 7498, 3.

Ce nos ont nos livres appris
Que Grèce eut de chevalerie
Le premier loz, et le clergie (savoir);
Puis vint chevalerie à Rome
Et ja de clergie la some,
Qui ore est en France venue,
Dieu doint qu'elle y soit retenue
Et que li leus li abellisse,
Tant que ja de France ne isse
L'onor qui s'y est arrêtée,
Dont elle est prisée et dotée
Mieux des Gréjois et des Romains.

*) In der Ausgabe von Paris 1533, in klein Folio, findet man im ersten Capitel: Je Luce chevalier, seigneur du chateau du Gast, voysin prochain de Salesbiere en Angleterre, ay voulu rediger et mettre en volume l'histoire autentique des vertueux, nobles et glorieux faits du très-vaillant et renommé chevalier Tristan, fils du puyssant roy Meliadus de Leonnoys." Aber dieser Ritter Luce ist ein neuer Ordner, nicht der ursprüngliche Verfasser des Romans.

Wenn man diese zahlreiche Heldenfamilie und den Schauplatz, auf welchen sie gestellt ist, prüft, befestigt man sich in der Meinung, daß die Normänner die wahren Urheber dieser neuen dichterischen Welt gewesen. Von allen Völkern des alten Europa's hatten sich in den Jahrhunderten, die dieser Literatur vorhergingen, die Normänner als die verwegensten und unerschrockensten gezeigt. Ihre Unternehmungen auf Dänemark und Norwegen, auf alle Küsten von Frankreich und England, in platten und offnen Fahrzeugen, in welchen sie die stürmischen Meere durchschifften, die Flüsse hinauffuhren und mitten im Frieden Völker überfielen, die ihr Dasein nicht ahneten, setzen heutiges Tages durch ihre Kühnheit die Phantasie in Erstaunen und Verwunderung. Andre Normänner durchzogen die unbekannten Wüsten Rußlands. Das Schwert in der Faust brachen sie sich Bahn durch treulose und blutdürstige Völker, und kamen nach Constantinopel, wo sie die Leibwache der Kaiser bildeten; mit ihrem Blute erkauften sie den Genuß der Früchte des Südens; die Begierde nach Feigen ist noch heut zu Tage auf Island die Benennung der heftigsten Begierde, jener Begierde, die ihre Väter zu so seltsamen Abentheuern zog. Andre Normänner ließen sich in dem Rußland selbst nieder, das ihre Landsleute durchzogen; ihr ungezähmter Muth, den die List stets unterstützte, machte sie bald daselbst mächtig; sie stifteten hier die Dynastie der Warag oder Warangier, die bis zum Einbruch der Tartaren dauerte. Als eine mächtige Colonie von Normännern sich in Frankreich niedergelassen, und indem sie Neustrien ihren Namen gab, die Sprache wie die Gesetze des Volks angenommen hatte, unter welchem sie leben sollte, entsagte sie dennoch nicht der Liebe zu fernen Unternehmungen; und die Eroberungen der Normänner setzen in Erstaunen durch ihre Kühnheit und durch den verwegnen Geist, der jeden Einzelnen leitete. Um den Anfang des elften Jahrhunderts eroberten einige abentheuernde Pilgrimme, von Frömmigkeit und

Neugierde in das Königreich Neapel gezogen, nach und nach Apulien, Calabrien und Sicilien. Kaum funfzig Jahre waren verflossen, seit der erste von ihnen den Weg nach diesen entfernten Ländern kennen gelernt hatte, als Robert Guiscard in Einem Jahre die beiden Kaiser des Morgen- und Abendlandes vor ihm fliehen sah. In der Mitte des elften Jahrhunderts (1066) eroberte ein Herzog von Normandie England; zu Anfang des folgenden Jahrhunderts stiftete ein Normann (Bohemund) das Fürstenthum von Antiochien und die Abentheurer des Nordens ließen sich sogar mitten in Syrien nieder.

Dieses so thätige, so unternehmende, so unerschrockene Volk kannte in seiner Muße keine andere Erholung, als Erzählungen von Abentheuern, Gefahren und Schlachten zu hören: es war ihm Bedürfniß, daß man unaufhörlich seine Phantasie erregte, indem man es von dem großen Hasardspiel des menschlichen Lebens unterhielt. Gern sah es jeden Helden allein irren, allein kämpfen, allein und durch seine eignen Kräfte alles erlangen, wie Wilhelm mit dem eisernen Arm Osmund, Robert, Roger, Boemund zu einer dem Andenken der Menschen noch gegenwärtigen Zeit zu thun gewußt hatten; sie verlangten vor allem Tapferkeit; die andern ritterlichen Tugenden kamen nicht so schnell in Achtung; und die Nation, bei der einer der Helden den Beinamen Guiscard (der Listige oder der Schelm) selbst angenommen hatte, verdammte bei weitem nicht so streng die Treulosigkeit wie die Feigheit. So wird gleich im Anfange des Romans von Lanzelot gesagt, daß sein Vater „einen Nachbarn hatte, „welcher markte (gränzte) mit ihm durch Berry, damals das „wüste Land genannt; dieser Nachbar hatte den Namen „Claudas; er war Herr von Bourges und dem Lande um„her; Claudas war König, ein gar großer Ritter und klug, „aber zum Bewundern verrätherisch.“ *) Sie mischten die

*) S. das erste Capitel des Romans von Lanzelot vom See, S. 1

Liebe in ihre Erzählungen; die Poesie keines Volks hat je ihrer entbehren können: aber diese Liebe hatte noch nicht jenen Charakter von Standhaftigkeit, Reinheit, Zartheit, den sie von den spanischen Romanciers erhielt, und der den zärtlichern und zugleich glühendern Leidenschaften der südlichen Völker angehört. Das Uebernatürliche endlich war nicht bis zu dem Grade von Eleganz gekommen, zu welchem die Bekanntschaft mit den südlichen Dichtungen die spätern Romanciers gelangen ließ. Da sind noch nicht Genien, die über alle Wunder der Künste und der Natur verfügen, die mit einem Worte Zauberschlösser erschaffen, wo auf die Befehle der Zauberer alles vereinigt ist, was die Sinne verblenden oder entzücken kann; da sind nur Feen, eine Art mächtiger und dennoch abhängiger Hexen, die auf das Schicksal des Menschen einwirken, die aber oft auch seines Schutzes bedürfen. Ihr Dasein war ein Glaubensartikel bei allen nordischen Völkern während des Heidenthums; sie waren damals die Priesterinnen der düstern Waldgötter, ihre Dolmetscherinnen und Werkzeuge. Das Christenthum hatte die Normänner nicht gelehrt, ihre Macht zu leugnen, sondern nur sie einem andern Ursprung zugeschrieben. Die Ausübung einer Religion, der man entsagt hatte, wurde als Zauberei angesehen, und die Macht der Feen war eine Modification der Macht des Teufels. „Zu dieser Zeit (sagt „der Verfasser des Romans von Lanzelot *), wurden Feen „alle diejenigen genannt, die sich mit Bezauberungen und „Hexenkünsten abgaben; und deren waren damals viele, „besonders in Großbritannien; und sie kannten die Kraft „und Tugend der Worte, der Steine, der Kräuter, wo„durch sie stets in Jugend, Schönheit und großem Reich-

---

Ausgabe von Paris in 3 B. in Fol. 1533, mit gothischen Buchstaben.

*) S. den ersten Theil des Lanzelot vom See, Seite 6.

„thum erhalten wurden: diese nun hatte alles gelernt, was „sie wußte von der schwarzen Kunst, von Merlin, dem Pro„pheten bei den Engländern, der alle Wissenschaft inne hat„te, die von Teufeln kommen kann. Nun war genann„ter Merlin ein vom Weibe mittelst eines Teufels empfan„gener Mensch, und wurde das Kind ohne Vater genannt."

Die Helden des Ritterthums reisen unaufhörlich von Frankreich und der Bretagne nach England, Schottland und Irland; viele Königreiche werden genannt; man sieht Könige von Logres, von Léonois, von Cornwallis und noch zwanzig andre auftreten; aber alle scheinen in einen sehr engen Bezirk eingeschlossen. Die Provinzen Frankreichs, wohin die Scene oft versetzt wird, sind diejenigen, die im elften und zwölften Jahrhundert den Engländern gehörten oder ihnen wohl bekannt waren. Man sieht nicht leicht Ritterabentheuer in jener ganzen Hälfte von Frankreich, wo die Sprache von Oc gesprochen wurde, noch in den jenseit Paris gelegnen Ländern. Zuweilen werden die Römer dunkel angedeutet, als ob ihr Reich noch bestünde; aber die Ritter gehen nicht nach Italien und keine italienischen Ritter kommen zu ihnen. *) Weder Spanien noch die Mauren

---

*) „Während dieser Zeit waren der König von Cornwallis und der König von Leonnois dem Könige von Gallien unterworfen. Cornwallis gab dem Könige von Gallien hundert Jünglinge und hundert Mädchen und hundert kostbare Rosse, und eben so viel der König von Leonnois. Und hatte der König von Gallien die Herrschaft von Rom. Und wisset, daß damals alle Länder der Erde Rom Tribut gaben. In Gallien war noch kein Christ, alle waren noch Heiden. Der König, der damals in Gallien war, war Maroneus (ohne Zweifel Maroveus), der ein gar kundiger Mann seines Gesetzes war. Und nach seinem Tode kam der heilige Remy nach Frankreich, der Clovis zum christlichen Glauben bekehrte." (Tristan de Leonnois. Bl. 5.) Uebrigens ist diese Stelle nach der Ausgabe von Paris, 1533, und die ältesten Ausgaben sind, mit den Hand-

werden je erwähnt; Deutschland und die nicht an der See gelegnen Länder des Nordens werden ebenfalls übergangen, als ob sie nicht da wären; kurz der ganze übrige Erdkreis ist unbekannt. Die Romanciers fügten zu den Ländern, die sie an und für sich kannten, nur diejenigen, die ihnen die heilige Schrift angab. Joseph von Arimathia reis't mit Leichtigkeit von Judäa nach Irland, und man sollte sagen, daß das Königreich Babylon, woher Tristan von Leonois durch seine Mutter seinen Ursprung ableitete, das erste sei, das man findet, wenn man die Gränzen von Bretagne überschritten. Das Land, auf dessen Umkreis die normännischen Romanciers sich beschränken, war freilich kein damaliges, und hatte nie so bestanden, wie sie es darstellen. Grobe Fehler in der Zeitrechnung verhindern, ihre Fabeln an irgend eine Geschichte zu knüpfen; und der politische Zustand, den sie annehmen, fand wahrscheinlich nie Statt. Indeß scheinen sie ihre Erdichtungen auf gewisse bestimmte Begriffe zu gründen; die Geographie in ihren Romanen ist bei weitem nicht so verwirrt oder phantastisch wie beim Ariost: man könnte sie fast auf der Karte entwerfen und keine von den Reisen der Helden würde durchaus unmöglich sein, wie es die meisten von den Reisen Roland's, Rinald's oder Astolph's sind. Der politische Zustand selbst und die Unabhängigkeit aller jener kleinen Fürsten von Armorica hat wohl einigen Grund in der Geschichte; es hat sich eine dunkle Kunde von einem Bündnisse der Völker von Armorica zur Zeit des Verfalls des abendländischen Kaiserthums, um sich gegen die Barbaren zu vertheidigen, aufbehalten, das wohl mit der Regierung Arthurs und den letzten Anstren-

---

schriften verglichen, sehr modern; man erkennt hier den Einfluß der spätern Zeiten. In den auf der Bibliothek zu Paris befindlichen Handschriften würde man den Geist des zwölften Jahrhunderts ohne Vermischung finden.

gungen der Bretagner, um sich gegen die Sachsen zu vertheidigen, zusammenfallen möchte. *)

Der Schauplatz, den man für diese Romane gewählt hat, scheint mir über ihren ersten normännischen Ursprung keinen Zweifel übrig zu lassen. Vielleicht wird man fragen, warum die Normänner alle ihre Helden aus einem fremden Geschlechte gewählt, und warum, wenn sie die Erfinder des romantischen Ritterthums gewesen, sie es nicht an die wahrhaft ritterlichen Unternehmungen ihrer eignen großen Männer geknüpft haben; aber wir haben gesehn, daß einer unter ihnen es versucht hatte, und daß der Rou oder Raoul der Normänner zu gleicher Zeit mit dem Brut geschrieben worden, in der Absicht, den Ruhm des Stifters des Herzogthums Normandie, seiner Vorfahren und seiner Waffengefährten zu erheben. Wie dieser zweite Roman offenbar mit geringerm Talent abgefaßt war, machte er auch weniger Eindruck auf die Nation und fand keine Nachahmer. Als dagegen die Romane vom heiligen Graal, von Merlin, von Tristan von Leonois, von Lanzelot vom See, abgefaßt wurden, war die äußere Einfassung für alle andern gegeben, waren die Personen schon bekannt und

*) Der Bund von Armorica oder von den zwischen der Mündung der Seine und Loire gelegnen Küstenprovinzen bildete sich unter der unglücklichen Regierung des Honorius, gegen 420, und dauerte bis zur Unterwerfung der nemlichen Provinzen unter Clodwig, nach 497. Der lange Kampf zwischen den Angelsachsen und den Bretagnern um den Besitz von England dauerte von 455 bis 582. Arthus, Fürst der Silurer und erwählter König der Bretagner, scheint in diesem Kriege erst nach Vortimer und Vortiger, welche lange die bretagnischen Heere zum Siege führten, befehligt zu haben. Seine Regierung muß also gegen das Ende des fünften Jahrhunderts gesetzt worden, und er war, wenn er existirt hat, ein Zeitgenosse Clodwigs.

der Romanendichter durfte nur die Verknüpfung der Abentheuer verändern. Ueberdies betrachteten sich die Normänner, die Feinde der Angelsachsen, die sie unterworfen hatten, vielleicht als die Rächer der Bretagner, deren Ruhm sie wiederherstellen wollten.

Eine zweite Familie von Ritterromanen bilden die Amadisse, deren Besitz man mit gutem Grunde der französischen Literatur streitig macht. Diese Romane sind ungefähr auf einerlei Schauplatz versetzt mit den Romanen der Tafelrunde; er ist ebenfalls Schottland, England, Bretagne, Frankreich; aber die Orte sind weniger bestimmt, sie haben nicht mehr irgend eine Localfarbe, und ihre Namen, statt von den Gegenständen genommen zu sein, scheinen aus frühern Ritterbüchern entlehnt. Die Zeiten sind durchaus fabelhaft; die Regierung Perions, Königs von Frankreich, Languines, Königs von Schottland, Lisvard's, Königs von Bretagne, möchte mit keiner einzigen historischen Erinnerung übereinstimmen, und die Geschichte der Amadisse knüpft sich an keine Revolution, an kein großes Ereigniß. Amadis von Gallien, der erste dieser Romane und das Muster aller andern, wird von den Völkern südlich von den Pyreнäen als das Werk des Vasco Lobeira, eines Portugiesen, der zwischen 1290 und 1325 lebte, in Anspruch genommen. Man muß indeß eingestehn, daß, wenn er das Werk eines Portugiesen ist, man sich wundern darf, daß dieser den Schauplatz nach Frankreich und genau in dasselbe durch die Romane von der Tafelrunde berühmt gewordene Land versetzt; daß er nicht seinen Helden nach Spanien geführt, ihn nicht mit den Mauren in irgend eine Berührung gebracht, deren Kriege immer die größte Angelegenheit aller Spanier waren; kurz, daß er ihn von seinen Vorgängern nur durch mehr Feinheit in den Empfindungen, durch mehr Zärtlichkeit und etwas Mystischeres in der Liebe unterschieden habe. Wenn hingegen, wie die Franzosen behaupten, Amadis von Gallien von Lobeira nach einem ältern französischen Romane nur

übergearbeitet würde, so ist es sonderbar, daß dieser nicht mit den Romanen von der Tafelrunde verbunden war, und daß er eine andere Generation und eine ganz neue Fabel anhebt. *)

Man streitet nicht über die Fortsetzungen und zahlreichen Nachahmungen des Amadis von Gallien, den Amadis von Griechenland und alle Amadisse, den Florismart von Hircanien, den Galaor, Florestan, Esplandian; alle diese Romane sind unleugbar spanischen Ursprungs und tragen diesen Charakter. Der morgenländische Schwulst vertritt hier die alte Naivetät des Styls; die Phantasie wird hier ausschweifender und doch unkräftiger; die Liebe ist gekünstelter, die Tapferkeit hat mehr Großsprecherei, die Religion nimmt mehr Platz ein, und der Verfolgungseifer blickt schon durch. Diese Erzeugnisse waren im höchsten Schwange der Mode, als Cervantes seinen unnachahmlichen Don Quixote erscheinen ließ, und wir versparen es für diesen Zeitpunkt der spanischen Literatur, davon zu sprechen.

Aber die dritte Familie der Ritterromane ist ganz französisch, obgleich ihre größte Verherrlichung dem großen Dichter Italiens verdankt wird, der sich ihrer bemächtigte: die Romane vom Hofe Carls des Großen und seinen Paladinen. Die Geschichte Carls des Großen, die hervorstrahlendste des Mittelalters, hatte den folgenden Jahrhunderten ein Gefühl des Staunens und der Bewunderung zurücklassen müssen; seine lange Regierung, seine ungemeine Thätigkeit, seine glänzenden Siege, seine Kriege mit den Sarazenen, den Sachsen, den Lombarden; sein Einfluß auf Deutsch-

*) Ich habe nur den spanischen Amadis, gedruckt Sevilla 1547 in Folio, und den französischen Amadis, den Nicolas de Herberay aus dem Spanischen übersetzt hat, Folioausgabe 1540, unter Händen gehabt. Unter den Handschriften müßte man sowohl die ersten Erzählungen in französischen Versen als auch das alte Werk von Vasco Lobeira suchen, das man in dem Spanischen des sechzehnten Jahrhunderts kaum wiedererkennt.

land, Italien und Spanien, und die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums hatten seinen Namen in ganz Europa noch lange nachher im Volk erhalten, als man schon das Andenken an die Ereignisse, die ihn ausgezeichnet, verloren hatte. Er war in der That ein dem Ritterthum angehöriger Held, ein Lichtpunkt mitten in den Finsternissen, an den man eine durchaus phantastische Schöpfung knüpfen konnte.

Es ist schwer, den Zeitpunkt dieser Schöpfung zu bestimmen. Das älteste Denkmal der wunderbaren Geschichte Carls des Großen ist die pseudonyme Chronik Turpins oder Tilpins, Erzbischofs von Reims. Alle kommen darin überein, daß der Name dieses Prälaten, eines Zeitgenossen Carls des Großen, untergeschoben sei; aber einige Gelehrte haben sich bemüht, diesen Betrug auf das zehnte Jahrhundert zurückzuführen; *) und da die Chronik lateinisch geschrieben ist, so kann die größere oder geringere Reinheit der Sprache nicht dazu dienen, den Zeitpunkt, wann sie abgefaßt wurde, zu erkennen zu geben. Die ältesten Handschriften, die man auf den Bibliotheken zu Paris und des Vaticans aufbewahrt, scheinen aus dem elften oder zwölften Jahrhundert zu sein; die Uebersetzungen, Nachahmun-

---

*) Einige Bemerkungen lassen mich dieses hohe Alterthum in Zweifel ziehn. In der Einleitung sagt Turpin, daß sein Freund Leoprand, an den er sein Buch richtet, in der Chronik von St. Denis nicht alle Details habe finden können, die er über Carl den Großen gesucht. Das Buch ist also jünger als die Chroniken von St. Denis, die man aber für angefangen hält unter der Regierung Ludwigs VII. Im 18ten Kap. wird gesagt, daß Carl der Große das Land **Portugal** den Dänen und Flamändern gab (Terram Portugallorum Danis et Flandris); aber der Name Portugal selbst muß erst mit dieser Monarchie im zwölften Jahrhundert begonnen haben. Die Chronik Turpins, in zwei und dreißig Kapitel abgetheilt, nimmt in der Ausgabe Eckardt's nur 25 Folioseiten ein. Germanicarum rerum celebriores vetustioresque Chronographi. 1. Band in Fol. Frankfurt, 1566.

gen, Fortsetzungen haben erst mit der Regierung Philipp Augusts angefangen, dem seine Hofleute schmeicheln wollten, indem sie ihn mit Carl dem Großen verglichen.

Aus ihrem Inhalt muß man den Zeitpunkt dieser fabelhaften Chronik zu erkennen suchen; sie muß mit dem Geist ihrer Zeit gestempelt sein, und was in der That vor allem andern sowohl in dieser Chronik als in allen aus ihr entstandnen Romanen auffällt, ist der Enthusiasmus für die heiligen Kriege gegen die Ungläubigen, wovon man keine Spur in den Romanen der Tafelrunde sieht. Aber was nicht minder bemerkt zu werden verdient, ist ein Verweilen bei den Kriegen Spaniens, bei den Mauren Spaniens, bei allem was spanisch ist, welches nicht mit dem Geiste des ersten Kreuzzugs übereinstimmt und auf die Vermuthung geführt hat, daß diese Chronik das Werk eines Mönchs von Barcelona sei. Die Chronik des Erzbischofs Turpin enthält nur die Geschichte der letzten Unternehmung Carls des Großen in Spanien, zu welcher er durch ein Wunderwerk von dem Bischof St. Jacob von Galicien eingeladen wird; seine Siege über den maurischen König Argoland, die sonderbaren Kämpfe des Ritters Roland und des Ferragus, den Tod Rolands in Roncéval, und die Rache Carls des Großen. Aber fast alle die Helden, die man später mit so vielem Glanz im Ariost strahlen sieht, werden hier genannt und charakterisirt, und von hier haben die spätern Romanciers das Grundgewebe ihrer Fabeln genommen.

Wenn es wahr ist, daß man Handschriften von Turpins Chronik aus dem elften Jahrhundert findet, so würde ich ihre Abfassung gern in die Zeit versetzen, wo Alphons VI., König von Castilien und Leon, im J. 1085 die Eroberung von Toledo und Neu-Castilien machte. Ihm folgte auf dieser ruhmvollen Unternehmung eine große Menge französischer Ritter, die über die Pyrenäen gingen, um an der Seite eines großen Königs die Ungläubigen zu bekämpfen und den Cid, den Helden der Zeit, zu sehn. Der

Krieg gegen die Mauren Spaniens wurde damals mit einem von jenem, der zwölf Jahre später den ersten Kreuzzug entzündete, sehr verschiednen Religionseifer unternommen. Es galt, Brüdern, Nachbarn beizustehn, die denselben Gott anbeteten, und gemeinschaftliche Beleidigungen rächten, deren Andenken der Romancier erneuern zu wollen schien; während der Zweck des ersten Kreuzzugs war, das heilige Grab zu befreien, das Erbe unsres Herrn wieder zu erlangen, und mehr Gott als den Menschen Hülfe zu bringen, wie es ein Troubadour ausdrückte, den wir schon angeführt haben. Dieser Eifer für das heilige Grab, diese nach dem Osten gerichtete Frömmigkeit erscheinen keineswegs in der Chronik des Erzbischofs Turpin, die jedoch von einem glühenden Fanatismus beseelt und ganz mit Wundern angefüllt ist.

Wenn diese Chronik, deren Zeugniß Ariost unablässig anruft, und der er eine poetische Celebrität verschafft hat, früher als die ersten Romane der Tafelrunde ist, so sind die Romane vom Hofe Carls des Großen, welche aus ihr genommen worden, viel später. Die Chronik Turpins, wie fabelhaft sie sein mag, kann selbst nicht als ein Roman betrachtet werden; es sind abwechelnd unglaubliche Kriegsthaten und Wunder, mönchischer Aberglaube gegen den Himmel, mönchische Leichtgläubigkeit gegen die irdischen Ereignisse. Man sieht hier schon einige Zaubereien; das furchtbare Schwert Rolands, Durandal, kann nicht geschwungen werden, ohne Wunden zu schlagen; Ferragus ist am ganzen Leibe bezaubert und unverwundbar; das schreckliche Horn Rolands, auf welchem er in Ronceval bläs't, um Hülfe zu fodern, wird bis Saint-Jean-Pied-de-Port gehört, wo Carl mit seinem Heere war; aber der Verräther Ganelon hält den Monarchen zurück, seinem Neffen Hülfe zu bringen. Roland will, da er alle Hoffnung verliert, sein Schwert selbst zerbrechen, damit es nicht in die Hände der Ungläubigen falle und sich nie mit Christenblut färbe: er

haut gegen hohe Bäume, gegen Felsen; aber nichts widersteht der bezauberten Klinge, die ein so mächtiger Arm führt: die Eichen werden umgestürzt, die Felsen zersplittern, und Durandal ist noch unversehrt. Endlich stößt Roland sie fast bis ans Heft in einen harten Stein, und indem er sie mit Gewalt dreht, zerbricht er sie in seinen Händen. Darauf stößt er nochmals in das Horn, nicht mehr nach Hülfe, sondern um den Christen seine letzte Stunde anzukündigen; und er thut es mit solcher Kraft, daß seine Adern zerspringen und er in seinem eignen Blute gebadet stirbt. Das alles ist gar poetisch und zeigt eine glänzende Phantasie; aber um ein Ritterroman zu sein, bedürfte es der Frauen und der Liebe, und nie ist weder von jenen noch von dieser die Rede.

Der Verfasser der Chronik Turpins hatte nicht die Absicht, in den Augen des Publicums durch eine glückliche Erfindung zu glänzen und die Müßigen durch Wundererzählungen, die sie für solche erkennen sollten, zu unterhalten; er gab den Franzosen alle diese seltsamen Dinge als Geschichte, und die Lectüre fabelhafter Legenden hatte an den Glauben noch größerer Wunder gewöhnt; auch wurden mehrere dieser Fabeln in den alten Chroniken von Saint-Denis wieder vorgebracht, deren Zusammentragung auf Befehl des weisen Abts Suger, Ministers Ludwigs des Jüngern (1137 — 1180) begonnen wurde, obgleich dieses Werk in vollkommen redlicher Absicht und als die beglaubigte Geschichte der Zeit abgefaßt wurde. Daher findet man hier, aber abgekürzt, fast dieselben Angaben, wie in Turpin, von Roland und seinem Zweikampf mit Ferragus, von den zwölf Pairs von Frankreich, von der Schlacht von Roncevaal und von den Kriegen Carls des Großen gegen die Sarazenen. Dieses Bild des Monarchen ist ebenfalls fast Wort für Wort aus der Chronik Turpins, Kap. XX. genommen: „Homs fut de cors fort, et de grant estature, et ne mie „de trop grant; sept piez avoit de long à la mesure de

„ses piez; le chief avoit roont, les yeux grans et gros, „et si clers que quant il étoit courrouciés, ils resplendis„soient ainsi comme escarboucles; le nez avoit grant et „droit, et un petit hault au milieu; brune chevelure, la „face vermeille, lie et haligre: et si grant force estoit, „que il estendoit trois fers de chevaux tous ensemble légié„rement, et levoit un chevalier armé sur sa paume de terre „jusques amont. De joyeuse, s' épée, coupoit un che„valier tout armé. . . . u. s. w."

Aber alle diese außerordentlichen Dinge, die noch für Geschichte galten, *) gingen in das Gebiet der Romane über, als alle Kreuzzüge beendigt waren und mit dem Morgenlande bekannt gemacht hatten, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und während der Regierung Philipps des Kühnen (1270 — 1285). Der Waffenkönig dieses Monarchen, Adenez, schrieb in Versen die Romane von Bertha mit dem großen Fuß (Mutter Carls des Großen), Ogier dem Dänen, und Cleomadis. Huon de Villeneuve schrieb den

---

*) Oft nehmen die alten Romanciers, wenn sie von dem Hofe Carls des Großen erzählen, einen höhern Ton an; es sind nicht Fabeln, was sie berichten wollen; es ist die Volksgeschichte, es ist der Ruhm ihrer Vorfahren, die sie verherrlichen wollen, und sie haben Recht alsdann zu verlangen, daß man sie mit Achtung vernehme. Der Roman von Gerard von Wien, einem der Paladine Carls des Großen, beginnt also: (Handschriften der Pariser Bibl. 7498, 3.)

Une chançon plait nos, que je vos die
De haut estoire, et de grand baronie;
Meillor ne peut être dite ne oie.
Cette n'est pas d' orgueil et de follie,
De trahison ou de losengerie,
Mais du Bar'nage que Iésus bénie,
Del plus très fier qui oncques fut en vie.
A Saint Denys à la maître abbayie
Dedans un livre de grant anciennerie
Trovons écrit, etc.

Roman Rinald von Montalban; die vier Haimonskinder, Huon von Bordeaux, Doolin von Maynz, Morgante der Riese, Maugis, der christliche Zauberer, und viele andre Helden dieses erlauchten Hofes haben damals oder nachher Romanciers gefunden, welche alle Personagen, alle Ereignisse dieser Zeit des Ruhms, deren Mythologie Ariosts göttliches Gedicht bestätigt hat, an den Tag brachten.

Die Schöpfung dieses glänzenden romantischen Ritterthums war jedoch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollendet; alles, was dasselbe charakterisirt, fand sich schon in den Romanen von Adenez. Die Ritter irrten nicht mehr umher, wie die Ritter der Tafelrunde, in den düstern Wäldern eines halb wilden Landes, das stets mit Nebel und Reif bedeckt zu sein schien; der ganze Erdkreis rollte sich vor ihren Augen auf; das gelobte Land war der große Gegenstand ihrer Wallfahrt, aber durch dasselbe traten sie mit den großen und reichen Ländern des Orients in Verkehr. Ihre Erdkunde war verworren wie alle ihre Kenntnisse; ihre Reisen von Spanien nach Chatai, von Dänemark nach Tunis, geschahen allerdings mit einer wunderbareren Leichtigkeit und Schnelligkeit als die Bezauberungen des Maugis oder der Morgane; aber diese phantastischen Reisen lieferten den Romanciers die Mittel, ihre Erzählungen mit den glänzendsten Farben zu zieren. Die ganze Weichlichkeit und die Wohlgerüche der von der Natur begünstigtsten Länder standen ihnen zu Gebote; die ganze Pracht und Herrlichkeit von Damascus, Bagdad und Constantinopel konnte den Triumph ihrer Helden schmücken; und ein noch köstlicherer Gewinn war die Phantasie der südlichen und orientalischen Völker selbst, dieser so glänzenden, so mannichfachen Phantasie, welche die finstere Mythologie des Nordens belebte. Die Feen waren nicht mehr scheußliche Hexen, der Gegenstand des Hasses und der Furcht des Volks, sondern die Nebenbuhlerinnen und Genossinnen jener Zauberer, die im Morgenlande über Salomons Ring und

die Genien, welche daran gebunden sind, verfügten. Mit der Kunst das Leben zu verlängern hatten sie die Kunst verbunden, seine Genüsse zu vermehren; sie waren gewissermaßen die Priesterinnen der Natur und ihrer Herrlichkeiten. Auf ihren Ruf erhoben sich prächtige Schlösser in den Wüsten, Zaubergärten, von Zitronenbäumen und Myrthen duftende Lustwälder entstanden in der Mitte von Sandsteppen oder auf den Klippen im Schooße des Meers; Gold, Diamanten, Perlen bedeckten ihre Kleider oder das Tafelwerk ihrer Palläste; und ihre Liebe, weit entfernt für eine Ruchlosigkeit angesehn zu werden, war oft die süßeste Belohnung der Arbeiten des Kriegers. So wurde Ogier der Däne, der tapfere Paladin Carls des Großen, von der Fee Morgane in ihrem Schlosse Avalon aufgenommen. Morgane nahm eine goldne, mit Edelsteinen gezierte, und Lorbeerblätter, Myrthen und Rosen vorstellende Krone, und sagte zu dem Ritter, den sie bei seiner Geburt nebst fünf ihrer Schwestern ausgestattet und von der Zeit an zu ihrem Liebling erwählt hatte: „Herrschet allhier und „empfangt diese Krone zum Zeichen des Ansehns, das ihr „stets allhier ausüben könnt.“ Ogier ließ diese unselige Krone, an welche die Gabe ewiger Jugend, aber zugleich das Vergessen jedes andern Gefühls als der Liebe zu Morganen geknüpft war, auf sein Haupt setzen. Seit diesem Augenblick dachte der Held nicht mehr an den Hof Carls des Großen, noch an den Ruhm, den er in Frankreich erworben, noch an die Kronen von Dänemark, England, Acre, Babylon und Jerusalem, die er nach einander getragen, noch an so viele Schlachten, die er geliefert, noch an so viele Riesen, die er besiegt hatte. Er verlebte zweihundert Jahre bei Morgane im Rausche der Liebe, ohne die Flucht der Zeit zu gewahren; und als seine Krone durch einen Zufall in eine Quelle gefallen und sein Gedächtniß erwacht war, glaubte er Carl den Großen noch am Leben, und begehrte angelegentlich Nachrichten von den tapfern Paladi-

nen, seinen Waffengefährten. *) Wenn man diese zierliche Dichtung lies't, erkennt man leicht, daß sie geschrieben

---

*) Morgane, die Ogier auf dem Magnetfelsen, wo sein Schiff hängen geblieben war, aufgenommen hatte, gab ihm anfänglich seine erste Jugend wieder. „Da näherte sie sich Ogier und „gab ihm einen Ring, der solche Tugend hatte, daß Ogier, „der ungefähr hundert Jahre alt war, wieder dreißig Jahre alt „wurde." So bereitete sie ihn vor, um ihn einzuführen in die Versammlung „des größten Adels, der je gelebt." Und wirklich waren der König Arthus und alle Pairs des alten Ritterthums seit länger als dreihundert Jahren in diesem Aufenthalt der Wonne versammelt, in welchen der Ritter Carls Des Großen eingelassen wurde.

„Or quand Morgue approcha du château, ses fées vind-
„rent au devant d' Ogier, chantant le plus mélodieusement
„qu'on sauroit jamais ouïr; puis entra dedans la salle pour
„soi deduyre totalement. Adonc vit plusieurs dames fées
„aornées, et toutes couronnées de couronnes très-somp-
„tueusement faites, moult riches; et long du jour chantoient,
„dansoient, et menoient joyeuse vie, sans penser à quelque
„chose, fors prendre leurs mondains plaisirs. Et ainsi que
„Ogier, il devisoit avec les dames, tantôt arriva le roi Arthus,
„auquel Morgue la fée dit: Approchez-vous, Monseigneur
„mon frère, et venez saluer la fleur de toute chevalerie,
„l' honneur de toute la noblesse de France, celui où bonté,
„loyauté et toute vertu est enclose. C' est Ogier de Dane-
„marck, mon loyal ami et mon seul plaisir, auquel régit
„toute l' espérance de ma liesse. Adonc le roi vint embras-
„ser Ogier très-amiablement. Ogier, très-noble cheva-
„lier, vous soyez le très-bien venu, et regratie très-gran-
„dement notre Seigneur de ce qu'il m' a envoyé un si très-
„notable chevalier. Si le fit servir incontinent au siége de
„Machar, par grant honneur, dont il remercia le roi Ar-
„thus très-grandement; puis Morgue la fée lui mit une cou-
„ronne dessus son chef, moult riche et prétieuse, si que nul
„vivant ne la sauroit priser nullement. Et avec ce qu'elle
„étoit riche, elle avoit en elle une vertu merveilleuse; car
„tout homme qui la portoit sur son chef, il oublioit tout
„deuil, mélancolie et tristesse, ne jamais ne lui souvenoit
„de pays ni de parens qu'il eut; car tant qu' elle fut sur

wurde, nachdem die Kreuzzüge die Völker des Morgen- und Abendlandes vermischt und die Franzosen mit allen Schätzen der arabischen Phantasie bereichert hatten.

„son chef, n'eut pensement quelconque ne de la dame Cla-„rice, ne de Guyon son frère, ne de son neveu Gautier, „ne de créature qui fût en vie, car tout fut mis lors en „oublie.“ B. G. 4tes Blatt. Ogier der Däne, mit gothischen Lettern in 12mo gedruckt bei Alain Lotrian und Denys Janot, ohne Angabe des Orts und Jahrs.)

Achtes Kapitel.

Verschiedne Poesien der Trouveren; Allegorien, Mährchen, lyrische Gedichte, biblische Schauspiele, (mystères et moralités.)

Obgleich die französische Literatur sich vollkommen von der romantischen Literatur getrennt, obgleich sie andre Gesetze, einen andern Geist, einen andern Charakter angenommen hat; so hatte doch die Literatur der Sprache von Oil und der Trouveren, welches die Literatur des alten Frankreichs war, einerlei Ursprung mit derjenigen des ganzen Südens; sie war entstanden aus derselben Mischung der nordischen Völker mit den Römern; die Sitten und Meinungen des Mittelalters, das Ritterthum und Lehnswesen theilten ihr ihren Charakter mit; sie gehörte nicht nur zu einerlei Gattung mit der Literatur der Provençalen, Italiener und Spanier; sie hat auf diese sogar den entschiedensten Einfluß gehabt. Bei den Trouveren muß man den Ursprung der Rittergedichte, der Novellen und Erzählungen, der Allegorien und des Theaters des mittäglichen Europa's suchen. Auch sind, obgleich keins ihrer Werke einen hohen Ruf verdient noch unter die Meisterwerke des menschlichen Geistes gesetzt werden kann, alle der Aufmerksamkeit werth als Denkmäler des Ideenganges und als Proben eines Geschmacks, der seitdem vervollkommnet worden ist.

Nichts ist vielleicht schwieriger zu bestimmen, als worin die Poesie besteht; wie es das Eigenthümliche dieser göttlichen Kunst ist, die Seele ganz zu fesseln, sie aus dem gewöhnlichen Gleise zu rücken, sie in eine bessere Welt zu versetzen und ihr die Genüsse zu verschaffen, die vollkommnern Wesen als wir vorbehalten scheinen, erblickt jeder in der Poesie nur dasjenige, was mit seinem Wesen am meisten übereinstimmt, nur die Entwickelung derjenigen seiner Fähigkeiten, auf die er den meisten Werth setzt, oder die ihm die lebhaftesten Freuden gewährt. Daher kommt es, daß die Einen die Phantasie als das Wesen der Poesie betrachten, Andre die Rührung, Andre die Schwärmerei, noch Andre die Begeisterung, wieder Andre sogar den Verstand. Es scheint mir, man müsse, wenn man sich verstehen will, den Namen Poesie für die Form aufbehalten, welche begeisterte Menschen der verschiednen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten geben; man müsse die Vereinigung der Harmonie und Mahlerei in der Sprache Poesie nennen und eingestehn, daß alle Fähigkeiten nach der Reihe diese glänzende Form, diese durchaus melodische und bildliche Sprache annehmen können, welche alle Sinne zugleich gefangen nimmt, welche das Ohr nach einer regelmäßigen Abstufung trifft und den Augen des Geistes die Wunder der Schöpfung darstellt, von welchen sie Bilder entwirft.

Indem man bloß der Form den Namen Poesie vorbehält, begreift man leichter, wie die Poesie einer Nation von derjenigen einer andern im Wesen abweicht, und wie jede nur mit der am hervorstechendsten von der Nation, die sie ausbildet, entwickelten Geistesfähigkeit in Beziehung steht. Der Nationalcharakter hat den Charakter der Poesie gebildet. Bei den Provençalen hat sie sich fast gänzlich in dem Ausdruck der Liebe und Galanterie, bei den Italienern in dem Spiel der Phantasie, bei den Engländern in dem Gefühl, bei den Deutschen in der Begeisterung, bei den Spaniern in einem gewissen Sturm der Leidenschaft, der ihnen

gigantische Bilder und Ideen an die Hand giebt; bei den Portugiesen in einer süßen, schwermüthigen und ländlichen Schwärmerei gefunden. Alle diese Völker betrachteten nur die Gegenstände als der Poesie eigenthümlich, die mit ihrer eignen Neigung in Uebereinstimmung waren; alle kommen darin überein, den Charakter des französischen Volks als antipoetisch zu betrachten; während dieses, seit den entferntesten Zeiten Abneigung gegen die dem Phantastischen verwandtesten Fähigkeiten der Seele bezeigend, vorzugsweise dem Verstande, dem Raisonnement angehangen und in der Einbildungskraft selbst nur die Fähigkeit der Erfindung entwickelt hat. Dieser Geschmack einer geistreichen und untersuchenden Nation hat mit der Zeit zugenommen. Die Franzosen haben sich in ihrer Poesie immer ausschließlicher zu dem Talent der Erzählung, zu dem Verstande und Raisonnement hingeneigt; sie sind auf diese Weise der romantischen Poesie so vollkommen fremd geworden, daß sie sich von allen neuern Nationen abgesondert haben, um sich unter den Schutz der Alten zu begeben; nicht als beschränkten sich diese, wie sie, einzig auf verständige Behandlung auf das Herkömmliche und auf das Raisonnement; sondern weil die Alten alle menschlichen Fähigkeiten zugleich ausgebildet hatten, und weil die Franzosen in den Classikern, welche ganz Europa bewundert, die Eigenschaften wiederfinden, auf welche sie selbst den meisten Werth setzen. Seit dem hat sich die neuere Literatur in zwei so entgegengesetzte Parteien getheilt, daß sie aufgehört haben, einander verstehen zu können.

Aber ehe die Franzosen das Panier Ariosts aufgesteckt, wie sie seit anderthalb Jahrhunderten gethan, als die Poesie noch nicht eine nach Regeln geübte Kunst, sondern vielmehr eine Eingebung war, wichen die Werke der Trouveren und Troubadouren schon von einander ab, ohne daß man daran dachte, sie einander entgegenzusetzen. Vielmehr benutzten die südlichen Dichter, ohne in einer verschiednen Art etwas Feindliches zu argwohnen, die Mannichfaltigkeit, und bereicherten sich mit den Erfindungen der Völker nördlich von der Loire.

Die Franzosen besaßen wirklich vor allen andern neuern Nationen erfinderischen Geist. Klagen, Seufzer, die Entwickelung leidenschaftlicher Gefühle ermüdeten sie eher als alle andern; sie wollten etwas Reelleres, Substanzielleres, wenn es ihre Aufmerksamkeit fesseln sollte. Wir haben gesehen, daß die reiche und glänzende Erfindung der Ritterromane bei ihnen entstand; wir werden bald sehen, daß sie auch die Erfinder der Mährchen oder Lachen erweckenden Erzählungen waren; daß überhaupt sie es waren, die dem Talent zu erzählen noch mehr Leben gaben, indem sie die Geschichten vor Augen stellten und die neue dramatische Kunst oder die biblischen Schauspiele schufen. Andrer Seits sah man zu derselben Zeit bei ihnen weitläuftige Werke von noch andrer Natur, allegorische Gedichte, erscheinen, welche ebenfalls von allen andern romantischen Völkern nachgeahmt wurden, welche aber unmittelbarer dem französischen Geschmack anzugehören schienen und bis heute Nachahmer in der französischen Literatur gefunden haben. Wirklich entsprach die Allegorie zu gleicher Zeit sowohl der nationalen Neigung zu erzählen, als auch der noch nationalern Neigung, Verstand, Raisonnement und einen moralischen Zweck in alle Poesie zu legen. Die Franzosen sind unter den Völkern das einzige, das in der Poesie nach dem warum jedes Dinges fragt; von allen Völkern sind sie vielleicht auch diejenigen, die am besten verstehn, ihrem Ziele entgegen zu gehn; auch wollen sie immer ein Ziel haben, während die andern es als zum Wesen der schönen Künste betrachten, sich nichts vorzusetzen, sich einem innern und nicht überdachten Aufschwung zu überlassen und die Poesie einzig in der Eingebung zu suchen.

Das berühmteste und vielleicht auch das älteste unter diesen allegorischen Gedichten ist der Roman von der Rose, dessen Namen alle, dessen Natur oder Zweck aber sehr wenige kennen. Zuerst ist zu erinnern, daß der Roman von der Rose keineswegs ein Roman ist, in dem Sinne, den wir

heutiges Tags diesem Worte beilegen. Zu der Zeit, wo er verfaßt wurde, nannte man das Französische noch romanische Sprache und alle weitläuftigen in dieser Sprache abgefaßten Werke Romane. Der Roman von der Rose hat zwanzigtausend Verse; er ist das Werk von zwei verschiednen Verfassern: der erste, Guillaume de Lorris, hat nur die viertausend einhundert und funfzig ersten Verse, sein Fortsetzer, Jean de Meun, das Uebrige, wenigstens funfzig Jahre später, verfertigt.

Guillaume de Lorris nahm sich vor, denselben Gegenstand zu behandeln, den Ovid in seiner Kunst zu lieben behandelt; aber nach der Verschiedenheit beider Werke kann man die Verschiedenheit beurtheilen, die zwischen dem Geiste der beiden Zeitalter Statt fand. Guillaume de Lorris wendet sich nicht an die Liebenden, er spricht nicht zu ihnen nach seinen Empfindungen oder seiner Erfahrung, sondern er erzählt einen Traum; und seine endlose Vision, für welche mehrere Nächte hintereinander kaum hingereicht hätten, hat nicht den Charakter oder das Leben eines wirklichen Traums. Ein Haufe allegorischer Personen stellt sich ihm dar. Alle Ereignisse einer langen Leidenschaft stehen versinnlicht auf und werden für ihn Wesen, denen er Namen giebt. Es ist die Dame Oiseuse oder die Muße, welche zuerst dem Liebhaber das Verlangen einflößt, die Rose oder den Preis der Liebe zu suchen; es sind Male-bouche und Dangier (böser Leumund und Gefahr), die ihn vom Ziele ableiten; Felonie und Bassesse, Haine und Avarice, (Treulosigkeit und Niederträchtigkeit, Haß und Geiz), die seine Bewerbung kreuzen; alle Laster und alle Tugenden der Menschheit werden nach der Reihe personifizirt und auf den Schauplatz gebracht; eine Allegorie ist an die andre gereiht, und die Phantasie wird unter diese erdichteten Wesen geführt, denen sie nicht vermag einen Körper zu geben. Alles Interesse wird nothwendig durch diese ermüdende Anlage zerstört: wir würden uns lieber mit den Ge-

fühlen und Handlungen des kleinsten menschlichen Wesens befreunden, das der Verfasser in sein Gedicht aufgenommen hätte, als mit allen diesen Begriffen, diesen Abstractionen, die er als Männer und Frauen kleidet. Aber je weniger der Roman von der Rose zu der Zeit, wo er erschien, als Erzählung interessirte, desto mehr wurde er als ein Werk des Verstandes, als ein moralisches Erzeugniß, als Philosophie im Gewande einer poetischen Erdichtung bewundert. Das Spiel des Geistes fiel in jeder Zeile auf; der Zweck des Verfassers stand immer vor Augen; und sobald die Poesie von den Franzosen als ein Mittel betrachtet wurde, angenehm zu belehren, mußte der Roman von der Rose ihnen diesen Zweck zu erfüllen scheinen, weil sie hier eine sinnreiche Belehrung fanden. Aber auch aus dem Gesichtspunkte der Belehrung und Moral möchten wir ihn heutiges Tags anders beurtheilen; wir möchten nicht zugeben, daß man, um die Tugend zu predigen, das Laster mit Unverschämtheit schildre, wie es Guillaume de Lorris oft thut; wir möchten nicht seine cynische Sprache, noch die verhöhnende Weise, womit er und noch mehr sein Fortsetzer, Jean de Meun, von den Frauen sprechen, ertragen; wir würden durch diese der Vorstellung, die wir uns von der ritterlichen Liebe und Galanterie machen, so entgegengesetzte Plumpheit beleidigt werden. Unsre Vorältern waren ohne Zweifel minder zart als wir; kein Buch hat einen außerordentlichern Erfolg gehabt als der Roman von der Rose: er wurde nicht nur als ein Meisterwerk des Geistes, der Erfindung, der praktischen Philosophie bewundert, man wollte darin auch sehn, was dem Verfasser nie eingefallen war hineinzulegen; unter der ersten Allegorie suchte man eine zweite. Man behauptete, daß Lorris unter dieser poetischen Form die tiefsten Geheimnisse der Theologie verborgen habe; man schrieb gelehrte Commentare, die man der Ausgabe von Paris (1531 in Fol.) angehängt findet, in denen man den Schlüssel zu dieser göttlichen Allegorie gab und die ausgelassensten Stellen und die Gemälde der irdi-

schen Liebe auf die Gnade Gottes und die himmlischen Freuden bezog. Aber es ist auch wahr, daß diese Verehrung für ein oft immoralisches Buch endlich die Rüge einiger Kirchenväter veranlaßte. Jean Gerson, Kanzler der Universität von Paris und einer der Beglaubtesten unter den Vätern des Conciliums zu Constanz, schrieb eine lateinische Abhandlung gegen den Roman von der Rose. Seitdem donnerten mehrere Priester gegen dieses verderbliche Buch, während andre noch Stellen daraus auf der Kanzel anführten und die Verse von Guillaume de Lorris unter den Text der heiligen Schrift mischten.

Eben so wie der Nationalcharakter der Franzosen sich in der allegorischen Form zeigte, die Guillaume de Lorris diesem großen didaktischen Gedicht gegeben hatte, machte er sich auch in dem Styl kenntlich, den Lorris gewählt hatte. Deutlich, klar, mit einer gewissen Natvetät, erzählen, Genauigkeit im Ausdruck, Eleganz, und ein Gemisch geistreicher Ideen schien seitdem den Franzosen zum Wesen der Poesie zu gehören; und noch heut betrachten sie Werke als poetisch, worin alle andern Nationen übereinstimmend nur gereimte Prosa sehn. Der Roman von der Rose und alle seine zahlreichen Nachahmungen sind von dieser Art: die Sprache darin ist keineswegs bildlich; sie stellt nichts vor Augen; sie kommt nicht aus dem Gemüth und rührt nicht; und wenn man das Versmaaß zerstört, wird es unmöglich sein, Poesie darin zu erkennen. Ich will in der Note einige aus dem Besten, was das Buch enthält, gewählte Beispiele anführen *).

---

*) Folgendermaßen wird der Ursprung der königlichen Würde vorgestellt:

Les homs la terre se partirent,
Et au partir, bornes y mirent;
Mais quand les bornes y mettoient,
Maintes fois s'entrecombattoient,

Guillaume de Lorris hatte den Roman von der Rose in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angefangen; er selbst starb im J. 1260. Sein Fortsetzer, Jean

---

Et se tollurent ce qu' ils purent;
Les plus forts les plus grands parts eurent . . .
Lors, convint que l'on ordonnât
Aucun qui les bornes gardât,
Et qui les malfaiteurs tous prit;
Et si bon droit aux plaintifs fit
Que nul ne l'osât contredire;
Lors s'assemblèrent pour l'élire . . .
Un grand vitain entr' eux élurent,
Le plus ossu de quant qu'ils furent
Le plus corsu, et le greigneur (der Größte)
Et le firent prince et seigneur . . . ,
Cil jura que droit leur tiendroit,
Se chacun en droit soit lui livre
Des biens dont il se puisse vivre . . .
De là vint le commencement
Aux rois et princes terriens
Selon les livres anciens.

Folgendes ist das berühmte und oft angeführte Gemälde der Zeit:

Le Temps qui s'en va nuit et jour
Sans repos prendre et sans séjour;
Et qui de nous se part et emble
Si secrètement qu'il nous semble
Que maintenant soit en un point,
Et il ne s'y arrête point;
Ains ne fine d'outre passer, (hört nicht auf)
Sitôt que ne sauriez penser
Quel temps il est présentement:
Car avant que le pensement
Fut fini, si bien y pensez
Trois temps seroient déjà passés.

Folgendes ist das Gemälde der Liebe, welches in einem ganz

de Meun, wurde im J. 1280 erst geboren, so daß die Fortsetzung des Romans von der Rose später als das große Gedicht des Dante ist, das ebenfalls in einer Vision besteht.

---

ihr zu Ehren verfaßten Gedichte das am fleißigsten gearbeitete Stück sein sollte:

Le dieu d'amour, cil qui départ
Amourettes à sa devise,
C'est cil qui les amans attise,
Cil qui abbat l'orgueil des braves,
Cil fait les grands seigneurs esclaves,
Et fait servir royne et princesse,
Et repentir none et abbesse.

Das Gemälde der Dame Schönheit:

Celle dame avoit nom Beauté,
Qui point n'étoit noire ne brune,
Mais aussi clère que la lune
Est envers les autres estoiles
Qui semblent petites chandelles.
Tendre chair eut comme rosée;
Simple fut comme une epousée,
Et blanche comme fleur de lys.
Le vis (Gesicht) eut bel, doux et alys; (glatt)
Et estoit grêle et alignée,
Fardée n'estoit ne pignée,
Car elle n'avoit pas mestier
De soi farder et nettoyer;
Cheveux avoit blonds et si longs
Qu'ils lui battoient jusqu' aux talons;
Beaux avoit le nez et la bouche.
Moult grand douleur au cuer me touche,
Quand de sa beauté me remembre
Pour la façon de chacun membre . . . .
Jeune fut et de grand faconde,
Saige, plaisante, gaie et cointe, (angenehm)
Gresle, gente, frisque et accointe (gewandt).

Der Titel selbst war in Reimen:

Cy est le rommant de la Rose
Où tout art d'amour est enclose,

Aber Guillaume de Lorris ist der wahre Erfinder der Gattung; und die zahlreichen poetischen Visionen, die so viel Raum in den neuern Literaturen einnehmen, sind alle dem Roman von der Rose nachgeahmt.

Die ersten Nachahmungen dieses Gedichts erschienen im Französischen, und führen gleich ihm den Titel Romane. Einer derselben, welcher damals am meisten bekannt wurde, und von dem man am häufigsten auf den Bibliotheken Abschriften findet, ist der Roman von den drei Wallfahrten, verfaßt von Guillaume de Guilleville, einem Cisterzienserмönch, zwischen 1330 und 1358. Er ist auch ein Traum und von übermäßiger Länge, denn jede Wallfahrt ist ein Gedicht von zehn oder zwölftausend Versen in einem Quartbande. Das erste ist die Wallfahrt des Menschen oder das menschliche Leben; das zweite die Wallfahrt der vom Körper getrennten Seele oder das künftige Leben; das dritte die Wallfahrt Jesu Christi oder das Leben des Erlösers. Guilleville erklärt in seinen Versen, daß er den Roman von der Rose zum Muster genommen; aber man erkennt auch leicht, daß er den Dante nachgeahmt hat, dessen unsterbliches Gedicht in dieser Zwischenzeit erschienen war. So nimmt Guilleville in seinen christlichen Visionen den Dichter Ovid zum Führer, wie Dante den Virgil zum Führer im Reiche der Todten genommen hatte. Aber Virgil war wirklich der Lehrer des Florentiners gewesen, er hatte ihm das Gefühl und die Begeisterung für die Dichtkunst eingehaucht, während Guilleville dem Ovid nichts verdankte und sich dem Führer, dem er zu folgen behauptet, niemals nähert.

Histoires et attorités,
Et maints beaux propos usités,
Qui a été nouvellement
Corrigé suffisantement,
Et coté bien à l'avantaige
Com on voit en chacune paige.

Um dieselbe Zeit sah man auch die Bible Guyot *), ein Werk des Hugues de Bercy mit dem Beinamen Guyot, erscheinen; es ist eine bittre Satire gegen alle Stände des Lebens; ferner das Buch Mandevie (Lebensbesserung), das Buch Clergie oder von allen Wissenschaften, und noch mehrere andre, in denen langweilige Allegorien nicht minder langweilige Lehren halb verhüllten. Man müßte über die Geduld unsrer Vorfahren erstaunen, welche diese breiten und langweiligen Werke begierig lasen, wenn man nicht an den Zustand eines Volkes dächte, das fast keine Bücher hat und um sich her fast kein einziges Mittel findet, seine Ideen zu erweitern und zu erneuern. Man besaß ein einziges Werk, einen einzigen Band in einem patriarchalischen Hause; an Tagen übler Witterung las man darin um das Feuer versammelt, man fing, wenn man zu Ende war, wieder von vorn an, man übte den Verstand Anwendungen davon zu machen, alles daraus zu ziehn, was darin enthalten war, und selbst noch mehr; keine Vergleichung

---

*) Hier ist gleichfalls eine Probe von diesem Gedicht; der Titel Bibel, den es führt, bedeutet nur so viel als Buch.

Contre les femmes.

Nulli ne pot oncq' accomplir
Voloir de femme; c'est folie
De cherchier lor être et lor vie,
Quand li sages n'y voient goute ....
Femme ne fut oncques vaincue
Ne apertement bien cognue:
Quand li oeil pleure li cuer rit,
Peu pense à ce qu'elle nous dit,
Moult mue souvent son courage,
Et tost a déçu le plus sage.
Quand me membré de Salomon,
De Costantin et de Samson
Que femmes inganièrent si,
Moult me *tuit* (gebührt) d'être esbahi.

sezte in den Stand, es zu beurtheilen; man verehrte es als die niedergeschriebene Weisheit und man freute sich, es zu verstehn, als wäre es von dem Verfasser eine große Herablassung, sich zuweilen nach den Fähigkeiten Andrer zu richten.

Die Franzosen hatten übrigens andre Poesien, die, wenn sie nicht ein größeres Erfindungstalent, nicht einen höhern Grad jener Begeisterung, jener Gluth verriethen, der die übrigen Nationen das Beiwort poetisch einstimmig vorbehalten, wenigstens unterhaltender waren. Dies sind die Mährchen, denen man zu unsrer Zeit aufs neue einen glänzenden Ruf zu verschaffen gesucht und die man als einen Schatz von Erfindung, Originalität, Naivetät und Heiterkeit, den die andern Nationen nur dadurch, daß sie ihn geplündert, haben erreichen können, geschildert hat. Eine unendliche Menge dieser alten in Versen geschriebnen Erzählungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert wird zu Paris in den königlichen Bibliotheken aufbewahrt. Caylus hat der Akademie der Inschriften und schönen Künste in geistreichen Denkschriften darüber Nachricht gegeben; le Grand d'Aussy hat eine Auswahl daraus gemacht, die er dem Publicum in einem modernern Aufputz vorgelegt hat; Barbazan und Méon endlich haben vier dicke Bände nach den Originalen und in ihrer Sprache, oft auch in ihrer ursprünglichen Derbheit, herausgegeben. Dieser wichtige Theil der Literatur des Mittelalters verdient studirt zu werden, da er zur Geschichte der Sitten und des Geistes der Zeit dient, und da er den Ursprung mehrerer Geisteserfindungen anzeigt, womit Menschen eines andern Zeitalters und selbst andrer Nationen sich später haben schmücken wollen. Aber dergleichen Nachforschungen sind nicht für jedermann passend. Die Begriffe von Delicatesse, Anstand und Schaam wurden in der guten alten Zeit wenig in Ehren gehalten; und die Trouveren brauchten oft nur das gröbste Salz, die Fröhlichkeit der Ritter und Damen, die sie an

ihrem Hofe aufnahmen, zu beleben. Die Schaamlosigkeit der Rede galt ihnen für Fröhlichkeit und die zügellosesten Sitten waren fast die einzigen, an deren Schilderung sie Vergnügen fanden.

Die Franzosen, die stets die Eleganz und Leichtigkeit des Styls als das Wesen der Poesie betrachten, bemächtigten sich aller galanten Erzählungen, aller Abentheuer, aller Anekdoten, welche Neugierde erwecken oder Lachen erregen konnten; sie brachten sie in Verse und glaubten so Dichter zu werden, während alle andern Nationen die Erzählungen jeder Art zur Prosa rechneten. Eine Sammlung indischer Erzählungen, betitelt Dolopathos oder der König und die sieben Weisen, wurde, nachdem sie gegen das zehnte oder elfte Jahrhundert ins Lateinische übersetzt worden, der erste Reichthum der Trouveren. Die arabischen Erzählungen, welche die Mauren den Castilianern und diese den Franzosen überliefert hatten, wurden versifizirt; selbst die romantischen Abentheuer der provençalen Ritter und Troubadouren wurden für die Trouveren Gegenstände der Erzählung; besonders aber lieferten die Anekdoten der Städte und Schlösser von Frankreich, die Abentheuer der Verliebten, die Streiche, die sie eifersüchtigen und angeführten Ehemännern spielten, die Liebeleien der Priester und die Ausschweifungen in den Klöstern den Erzählern eine Menge spaßhafter Geschichten. Das war ihr gemeinschaftlicher Schatz. Man weiß selten den Namen des Trouveren, der eine Anekdote versifizirt hat; ein andrer erzählte sie ihm nach, indem er sie auf seine Weise veränderte; er that hinzu oder schnitt weg nach dem Eindruck, den er auf seine Zuhörer machen wollte, und führte so die ältesten Mährchen durch alle Veränderungen der Sprache hindurch. Noch gab es weder Theater noch Kartenspiele, um die Muße der Vornehmen auszufüllen; die langen Abende an den Höfen und auf den Schlössern, selbst in den Privathäusern, mußten mit einer gesellschaftlichen Lustbarkeit

ausgefüllt werden, und die Trouveren oder Fabelerzähler wurden stets mit einem Zuvorkommen aufgenommen, das mit der Masse von Anekdoten in Verhältniß stand, welche sie zur Unterhaltung mitbrachten. Alles war ihnen gleich gut; dieselben Menschen erzählten vor denselben Gesellschaften zügellose Anekdoten, Legenden und Wunder; und in der Sammlung alter Mährchen findet man auch hinter einander weg Erzählungen in den entgegengesetztesten Gattungen. Die häufigsten sind die eigentlich sogenannten Erzählungen, diejenigen, die dem Boccaccio, der Königin von Navarra und Lafontaine Originale geliefert haben. Einige dieser alten Mährchen haben Glück gemacht, sie sind nach und nach von allen denen wieder vorgebracht worden, die auf das Talent zu erzählen Anspruch machten, und sind von einer Sprache in die andere, von einem Zeitalter zum andern bis auf uns übergegangen. Es giebt ihrer sogar, die nachher aufs Theater gebracht worden, und die so der französischen Fröhlichkeit neue Nahrung gegeben haben. Das Mährchen vom Falken hat die Oper Le Magnifique; das Mährchen vom Arzt (Myre) den Médecin malgré lui; das Mährchen von der getheilten Schabracke die Lustspiele Conaxa und Les deux Gendres veranlaßt. Auch findet man in den Mährchen das Original der Erzählung: der Engel und der Einsiedler von Parvell, oder des Romans Zadig von Voltaire, und der Erzählung vom Fuchs, die Göthe in einem langen Gedicht unter dem Titel Reineke Fuchs neu bearbeitet hat. Le Castoyement d'un Père à son Fils ist eine Sammlung von sieben und zwanzig mit einander verbundnen Mährchen, gleichsam der Unterricht, den ein Vater seinem Sohn bei dessen Eintritt in die Welt giebt. L'Ordène de Chevalerie ist eine naive und ziemlich anziehende Erzählung von der Art und Weise, wie der Sultan Saladin sich von den Kreuzfahrern, die er überwunden hatte, zum Ritter wappnen ließ. Man findet hier über den Ritterorden, über die verschiednen Ceremonien, mit welchen man dem neuen Ritter die ver-

schiednen Waffenstücke gab, und über die Bedeutung aller dieser Handlungen authentische und gleichzeitige Details, die man vergebens wo anders suchen würde. Einige Mährchen endlich näherten sich den Ritterromanen; sie schilderten wie diese die heroischen Sitten des edelsten Theils der Nation und nicht die Laster des Volks. Es sind die einzigen wahrhaft poetischen, die einzigen, in denen man eine schöpferische Phantasie, anmuthige Gemälde, erhabne Gefühle, Leben in den Personen, und jenes Gemisch von Uebernatürlichem findet, das die Phantasie anlockt. In einem Mährchen dieser Gattung, Le Lay de l'Oiselet, des Vögleins Klage, (B. III. S. 119.) findet man diese artigen Verse über die Beziehung zwischen der Verehrung Gottes und der Liebe:

Und dünk' es euch der rechte Grund,
Daß Gott und Liebe sind im Bund.
Gott liebt klug und ehrhaft Walten,
Liebe mag's gering nicht halten;
Gott haßt Stolz und Trüglichkeit,
Liebe liebt die Redlichkeit;
Gott liebt Ehr' und Curtesie,
Edle Liebe haßt sie nie;
Gott auf gute Bitten hört,
Liebe nicht sie von sich wehrt, u. s. w.

Zu derselben Classe gehört auch die Klage des Aristoteles (le Lay d'Aristote) von Henri d'Andely (Fabliaux, B. III. S. 96.), woraus man die niedliche Oper Aristote amoureux gemacht hat. Im Mittelalter gab man dem ganzen Alterthume einen Anstrich vom Ritterwesen; man konnte Sitten und eine Lebensweise, die von dem, was man selbst war, abwichen, nicht mehr begreifen. Ueberdies war das griechische Alterthum den Abendländern nur noch durch die Vermittelung der Araber bekannt, und die Klage des Aristoteles war wahrscheinlich selbst morgenländischen Ursprungs; denn dieser Philosoph und sein Schüler Alexander waren

von allen Griechen diejenigen, welche zu verherrlichen die Araber am meisten Vergnügen fanden.

Alexander, erzählt uns der Dichter, wird von der Liebe mitten in seinen Eroberungen gehemmt; er denkt nur noch daran, seiner Schönen Feste zu geben und ihr seine Gluth zu beweisen. Alle seine Barone, seine Ritter und Soldaten seufzen über seine Unthätigkeit:

Dessen er sich nicht betrübte;
Funden hatt' er die Geliebte,
Schön, wie man sie wünschen kann.
Ging nicht andre Sorg' ihn an,
Als wie er bei ihr nur wär.
Wohl ist Lieb' ein mächt'ger Herr,
Wird der Erde größter König
So gefüg' und unterthänig,
Daß er sein nicht achtend ist,
Sich für Andre ganz vergißt.

Niemand hatte gewagt, Alexandern die Unzufriedenheit seines Heeres zu bezeigen; sein Lehrer Aristoteles allein, der das Ansehn bei ihm hatte, das die umfassendsten Kenntnisse und tiefe Weisheit geben, wirft dem Besieger der Welt vor, daß er sich um der Liebe willen vergesse, sein Heer mitten in seinen Eroberungen in Unthätigkeit zurückhalte und die ganze Ritterschaft unzufrieden mache. Alexander, beschämt über diese Vorwürfe, verspricht, sich von seiner Schönen zu trennen, er bringt mehrere Tage zu; ohne ihr einen Besuch zu machen:

Er jedoch das Angedenken
Mit dem Anblick nicht verlor;
Liebe führet stets ihm vor
Ihr Gesicht, so zart gerundet,
Darin keine Spur sich findet
Von dem allerkleinsten Fehl;
Ihre Stirn cristallenhell,
Leib und Mund und blondes Haar.

Ach! soll ich denn immerdar
Leben, sprach er, so in Pein?

Wirklich kann er nicht länger der Sehnsucht widerstehen, sie zu sehn; er kehrt zu ihr zurück und entschuldigt seine lange Abwesenheit, indem er ihr die Verweise seines Lehrers erzählt. Die Schöne schwört sich dafür zu rächen und Aristoteles selbst der Gewalt ihrer Reize zu unterwerfen. Sie geht zu ihm in den Garten, wo er studirt; sie bietet, ihn zu verführen, alle Hülfsmittel der Coquetterie auf. Der Philosoph wendet sich umsonst sein Alter und seinen kahlen Kopf und seine schwarz, blaß und mager gewordnen Züge ein; er fühlt, daß er seinen Fleiß übel angewendet habe und daß alles, was er weiß, ihn nicht vor der Liebe schütze. Er bittet die Dame um Gnade und erklärt sich für ihren Sclaven. Sie tadelt ihn nicht, aber sie legt ihm eine Buße auf, um ihn für die Rathschläge zur Widersetzlichkeit, die er seinem Zögling gegeben, zu bestrafen:

Dame spricht: wie sichs gebührt,
Mir ein ander Werk vollführt,
Hält die Lieb' euch so gefangen.
Mich beseelt ein groß Verlangen,
Euch ein wenig zu trottiren
Hier auf diesen Grasrevieren.
Will euch sehn, sprach sie alsbald,
Einen Sattel aufgeschnallt;
Das wird höchlich mich ergötzen.

Der Philosoph vermag nicht der Dame, die er liebt, etwas abzuschlagen; er streckt sich auf allen vieren nieder und läßt sich einen Sattel auf den Rücken legen: die Schöne steigt auf und führt ihn an einer Rosenguirlande bis zum Fuße des Thurms, wo Alexander sie erwartet, und wo er Zeuge des Triumphs der Liebe ist über den allerbesten Gelehrten von der Welt.

Aber das rührendste aller Mährchen, und vielleicht auch

das berühmteste, ist das Mährchen von Aucassin und Nicolette (B. I. S. 380 bis 418), das Legrand unter dem Titel Les Amours du bon vieux temps neu herausgegeben, und das in der Folge den Stoff zu einer reizenden, ganz in ritterlichem Geiste glänzenden Oper geliefert hat. Im Original ist es abwechselnd in Prosa und in Versen, zuweilen mit einigen Musikzeilen, geschrieben. Die Sprache, ganz mit derjenigen von Ville-Hardouin übereinstimmend, scheint die ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts und einen Verfasser aus Champagne zu verrathen. Die Provençalen aber nehmen die erste Erfindung einer Erzählung in Anspruch, deren Schauplatz in ihrem Landeist. Aucassin, der Sohn des Grafen von Beaucaire, liebt leidenschaftlich Nicoletten, ein junges Mädchen, deren Geburt unbekannt ist; sein Vater will sie ihm nicht zur Gattin geben; indeß rückt der Graf von Valencia, ein Feind von Beaucaire, vor die Stadt und belagert sie: sie ist auf dem Punkte, eingenommen zu werden, und der Graf von Beaucaire dringt vergebens in seinen Sohn, sich an die Spitze der Vertheidiger zu stellen. Aucassin will nicht anders fechten, als wenn man ihm Nicoletten als den Lohn seiner Tapferkeit verspricht. Er entreißt seinem Vater dieses Versprechen; er bricht aus den Mauern hervor und kehrt bald siegreich zurück. Aber sobald der Herr von Beaucaire keine Furcht mehr hat, bricht er sein Versprechen; er entrüstet sich über den Gedanken einer Mißheirath seines Sohns und läßt Nicoletten aufheben.

Und sie wird gekerkert ein
In ein graues Kämmerlein,
Gar sehr künstlich aufgeführt
Und mit Mosaik verziert.
An das Marmorfenster hin
Lehnt sie sich mit trübem Sinn;
Hatte blond gelocktes Haar,

Und die Ros' am Morgen war
Nicht wie ihre Haut so klar.
Schöneres ward nie gesehn.
Wie sie durch die Gitter sieht,
Sieht die Rosen aufgeblüht,
Und die Vöglein, die sich freun,
Klagt sie laut in ihrer Pein:
Ach! wie bin ich doch so elend!
Und warum bin ich gefangen?
Aucassin, mein edler Herr,
Ich bin eure treue Magd,
Und ihr habt mir nicht entsagt.
Ward um euch gekerkert ein
In dies graue Kämmerlein.
Leben werd ich hier in Schmerz,
Doch nie wanken soll mein Herz;
Denn ich bleibe stets die Seine.

Ich will es nicht versuchen, einen Auszug aus diesem Mährchen zu liefern, das die Oper Aucassin und Nicolette hinreichend kennen lehrt. Nicolette, dem Gefängniß entflohn, sucht eine Zuflucht bei dem König von Torreloro (Logodoro oder le Torri in Sardinien), und dann in Carthago: ihre Geburt wird indeß für fürstlich anerkannt; sie kommt nach Provence unter einer Verkleidung zurück; ihr Geliebter findet sie wieder, und sie sind endlich glücklich. Diese letztern Ereignisse sind verworren und übel verknüpft; aber die zwanzig ersten Seiten sind mit einer Naivetät, einer Reinheit und einer Anmuth geschrieben, die vielleicht von keinem einzigen Dichter der guten alten Zeit erreicht worden sind. *)

*) In den von Méon gedruckten Handschriften lauten diese Verse also:

Nicole est en prison mise
En une canbre vautie
Ki faite est par grant devises,
Panturée à miramie.

Die Trouveren haben auch einige lyrische Dichter gehabt. Obgleich ihre Sprache weniger wohlklingend war als die Sprache des Südens, obgleich ihre Phantasie weniger lebhaft und ihre Leidenschaften weniger glühend waren, so haben sie doch nicht durchaus eine Dichtungsgattung vernachlässigt, welche den Ruhm ihrer Nebenbuhler ausmachte, und sich befleißigt, in die Sprache von Oil alle Formen des Versbaus aufzunehmen, welche die Troubadouren für die Sprache von Oc erfunden hatten. Aber die lyrische Poesie wurde besonders von den großen Herren angebaut; es sind fast nur regierende Fürsten, von denen man Lieder aufbehalten hat. Thibaud III., Graf von Champagne, der von 1201 bis 1253 lebte, und 1234 auf den Thron von Navarra stieg, ist der berühmteste unter den französischen Dichtern des Mittelalters, nicht allein durch den Glanz seiner Krone, sondern durch seine wahren oder angeblichen Verbindungen mit Bianca von Castilien, der Mutter des heiligen Ludwigs, und durch den Einfluß, den seine romantischen Liebschaften auf die Unruhen des Königreichs hatten. Die Poesien des Königs von Navarra sind äußerst schwer zu verstehn; die veralteten Wörter wurden lange in Frankreich für poetischer gehalten als die neuern, und die prosaische Sprache glättete und vervollkommnete sich, während die Sprache der Verse immer gleich dunkel blieb. Ueberdies schienen die lyrischen Dichter mehr Wichtigkeit auf die Töne, auf die Verschränkung der Reime, auf die strenge Beobachtung aller von den Troubadouren für den Strophenbau der Chansons, Tensons und Sirvente's aufgestellten Regeln, als auf den Sinn und die Gefühle, die sie ausdrücken wollten, zu legen. Auch sind die beiden Bände von Gedichten des Königs von Na-

---

A la fenêtre marbrine
La s'apoya la mescine;
Elle avoit blonde la crigne
Et bien faite la sorcille, u. s. w.

varra, die Ravalliere herausgegeben hat, ein merkwürdige Denkmal der Sprache und der Sitten, aber nimmermehr eine anziehende Lectüre.

Man nennt noch unter den regierenden Fürsten, welche den letzten Kreuzzügen beiwohnten, und von welchen man Verse aufbehalten hat, Thierry de Soissons, aus dem alten Hause Nesle, der in Aegypten in der Schlacht von Massura zum Gefangnen gemacht wurde; den Witzthum von Chartres, aus dem alten Hause Vendome; den Grafen von Bretagne, Jean, den Sohn von Pierre de Dreux, genannt Mauclerc; den Herrn Bernard de la Ferté; Gaces Brulés, Ritter und Edelmann aus Champagne, und Freund des Königs von Navarra; Raoul II de Coucy, getödtet im J. 1249, neben dem heiligen Ludwig, in der Schlacht von Massura. Sein Großvater, Raoul I. de Coucy, der Held der Tragödie Gabrielle de Vergy, war im J. 1191 in Palästina getödtet worden. Im Allgemeinen sahen es die Gefährten des heiligen Ludwigs, die tapfern Ritter, die ihn auf dem Kreuzzuge begleiteten, gern, wenn die Trouveren an ihren Festen anziehende, oft zügellose Geschichten erzählten und sie von seltsamen Abentheuern unterhielten; aber sobald sie sich selbst in der Verskunst versuchten, dann waren es ihre eignen Gefühle und ihre eignen Leidenschaften, die sie in eine poetische Form kleideten. Sie sangen die Liebe oder den Krieg, und überließen Geringern das Geschäft, sie vorzutragen. Um von dieser Dichtungsart einigen Begriff zu geben, will ich hier zunächst, nicht in seiner ursprünglichen Form, sondern in einer nach Montcrif gefertigten Uebersetzung eines jener zärtlichen und sogar schmachtenden Lieder von Raoul de Coucy mittheilen: seine Abschiedsklage, als er dem heiligen Ludwig auf dem Kreuzzuge folgte.

O wie hart ists, euch zu meiden,
Der ich ganz mich zugewandt!
Für den Herrn mein Leib muß scheiden,
Mein Herz bleibt in eurer Hand.

Seufzend such' ich Syriens Strand,
Nicht als hegt' ich Furcht den Heiden,
Sondern weil gar hart mein Stand
Fern vom Ursprung aller Freuden.

Pred'gen hör' ich stets und sagen,
Es sei unsers Gott's Begehr,
Daß man allem soll' entsagen,
Um zu rächen seine Ehr'.
Schlösser, Güter, Angehör
Will ich freudig mir entschlagen;
Schaut sie hold nur auf mich her,
Werd' ich nimmer mich beklagen.

Dort in ferner Lande Grauen
Kann ich mindstens Tag und Nacht
Denken meiner süßen Frauen,
Ohne Argwohn und Verdacht.
Und so laßt denn wohlbedacht
Euch mein Letztes anvertrauen:
Ihr hab' ich mein Herz vermacht,
Meinen Geist den Himmelsauen.

Ob ich unter den Liedern des Castellans von Coucy, die auf der Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, das Original Montcrifs aufgefunden habe, weiß ich nicht. Das hier in der Note *) mitgetheilte Lied ist auf denselben Gegen-

---

*) Oimi amors si dure départie
Me convendra faire de la moillor
Qui oncques fust amée ne servie.
Dex me ramoint à lui por sa douçor †)
Si voirement que j'en part à dolor.
Dex! qu' ai-je dit, je ne m'en part je mie;
Se li cors va servir notre seignor,
Tout li miens cuers remaint en sa baillie. ††)

Por li m'en vois sopirant en surie,
Que nul ne doit faillir son creator;

†) Gott führt mich zurück zu ihr um ihrer Süßigkeit willen.
††) Mein ganzes Herz verbleibt in ihrer Macht.

stand; es hat einige gleiche Reime, ohne darum einerlei zu sein; noch ein anderes auf seine Abreise beginnt mit vielem

---

Qui li faudra à cest besoing d' ahie,
Sachié de voir, faudra li à greignor, †)
Et saichiez bien li grant et li minor
Que là doit-on faire chétive vie.
Là se conquiert paradis et honor,
Et pers et los et l' amor de sa mie.

Lonc tems avons esté prou paix oiseuze,
Or partira qui acertes iert preu;
Vescu avons à honte doloreuze,
Dont tous li monz est iriez et honteus;
Quant à nos tens est perdu li sains leus
Où Dex por nos soffrit mort argoisseuse,
Or ne nos doit retenir nule honeus
D' aller vengier cette perte honteuse.

Qui vuet avoir honre et vie envieuse
Se voist morir liez et bauz et joiauz,
Car cele mort est douce et savoreuse
Où conquis est paradis et honors;
Ne ja de mort n'en i morra i tous,
Ains vivront tuit en vie gloriouse,
Et saichiez bien, qui ne fust amorouz,
Moût fust la voie et bele et delitouze. ††)

Tuit li clergie, et li home d' aaige,
Que de bienfaiz et d' aumosnes vivront,
Partiront tuit à cest pelerinaige;
Et les Dames qui chastes se tendront,
Et léauté portent à ces qui iront.
Et se les font per mal conseil folage,
Ha! les quelx gens mauvaises les feront?
Car tuit li bons iront en cet viage. †††)

†) Denn Niemand soll seinen Schöpfer verlassen. Wer ihn verläßt in der gegenwärtigen Noth, wisset, den wird Gott verlassen in einer größern.

††) Und wißt, daß für den, der nicht verliebt ist, diese Reise gar schön und angenehm wäre.

†††) Und wenn sie, weil sie übel berathen sind, eine Thorheit begehn, was soll man von denen denken, die sie verführen; denn alle Guten werden bei dem Kreuzzuge sein.

Gefühl, aber ohne einige Beziehung auf das erstere zu haben. *) Die handschriftlichen Lieder dieser ersten französischen Dichter stehen in den Bänden, die sie enthalten, nicht beisammen; sie sind unter mehrern Tausenden andrer Gedichte zerstreut, und wenn man mehrere Bände durchblättert hat, ist es noch ungewiß, ob man alles gesehn hat.

Nach diesem Heldengeschlecht **) kamen andre Dichter,

Dex est assis en son haut héritage:
Or parra bien co cil le secorront,
Cui il geta de la prison ombrage,
Quant il fut mis en la croix que tuit ont.
Certes tuit cil sont honnis que n'i vont
S'ils n'ont pov'té, ou vieillesse ou malage.
Et cil qui jove et sain, et riche sont
Ne porront pas demorer sans hontage.

*) Ein andres Lied von dem Castellan von Coucy fängt also an:

S'oncques nuls homs por dure departie
Ot cuer dolant, je l' aurai por raison,
Oncques tortre (Turteltaube) qui pert son compaignon
Ne remest jor de moi †) plus esbahie.
Chacuns plore sa terre et son pays,
Quand il se part de ses coraux amis; (Herzensfreunde)
Mais nuls partir, saichiez, que que nuls die,
N'est dolorous, que d' ami et d' amie.

†) Ist nie geblieben.

**) Ich weiß nicht welches mit den großen Namen und historischen Erinnerungen verknüpfte Interesse den Werth der kleinen von den Helden des Kreuzzuges geschriebnen Verse erhöht: man sucht darin die Seele und Gesinnung dieser mannhaften Ritter. Dies zu meiner Entschuldigung, daß ich hier noch in der Uebersetzung einige Strophen aus dem dritten Liede des Witzthums von Chartres, aus dem alten Hause Vendôme, in denen er das Gemälde seiner Schönen entwirft, hersetze.

O hört mich an, ihr edlen Herrn,
Euch treulich schildern möcht' ich gern
Die Schöne, die ich meine.

welche die Sprache der Trouveren verfeinerten und, wie ihre Vorgänger, die Vorliebe der Nation für Erzählungen, Allegorien, und den in die Verse hinein gelegten Verstand bestärkten. Wir wollen ihnen nicht in ihrer Entwickelung folgen, da wir die Absicht haben, von der französischen Sprache nur in ihrer Beziehung auf die romantische Poesie zu sprechen und nur um zu erkennen, welchen Einfluß sie auf die Literaturen des Südens gehabt hat. Statt uns also mit den Poesien des Geschichtschreibers Froissart, des Herzogs Carl von Orleans, Alain Chartier's, Villon's und Coquillart's zu beschäftigen, die allerdings dazu beigetragen, die

---

Den Namen nenn' ich nimmermehr,
Doch also mahl' ich sie euch her,
Daß aus den Zügen gar nicht schwer
Ihr Bildniß euch erscheine.
Ihr blondes Haar, wie Fäden Gold,
Es fällt geringelt und gerollt
Herab in tausend Wogen.
Auf ihrer Stirn, wie Lilien schön,
Wo Runzel nicht noch Mahl zu sehn,
Zwei holde Brauen sich erhöhn,
Der Erde Siegesbogen.
Die blauen Augen, hold und klar,
Entbrennen wohl und dräun Gefahr:
Draus Flammenblitze sprühen.
Geschlitzt hat sie der Liebe Hand,
Und süße Netze drin gespannt,
In die, von Zauberwerk gebannt,
Der Männer Herzen ziehen.

Und die letzte Strophe:

Wüßt' ich noch mehr, ich gäb's nicht kund,
Leicht kränkte mein geschwätz'ger Mund
Der Liebenden Vertrauen;
Dieweil ein wackrer Rittersmann
An Dam' und Herrn nicht freveln kann,
Daß ihn nicht träfen Gottes Bann
Und harter Buße Grauen.

französische, keineswegs aber die andern südlichen Sprachen zu bilden, wollen wir einen Blick auf die Entstehung der biblischen Schauspiele oder der romantischen Bühne werfen, die in Frankreich ihren ersten Ursprung hatte und in der Folge dazu diente, auf gleiche Weise die Bühnen Spaniens und Englands zu bilden.

Die Franzosen sollten zuerst jenes neue Leben entdecken, das man den Werken des Geistes durch die dramatische Darstellung geben kann. Sie hatten die Poesie und die schönen Künste dadurch erklärt, daß sie sie Künste der Einbildungskraft nannten, während die andern Nationen sie als einen Erguß der Empfindungen des Herzens betrachteten; sie hatten bei weitem mehr gesucht, in ihren Erzählungen, ihren Romanen, ihren Mährchen den Charakter Andrer mit Wahrheit zu schildern, als sich selbst darzustellen. Auch waren sie es, die zu der Zeit, wo das Theater der Alten gänzlich vergessen war, zuerst die Erfindung machten, den versammelten Zuschauern entweder die großen Ereignisse, welche die Begründung der christlichen Religion begleitet haben, oder die Mysterien, deren Glauben sie befiehlt, oder selbst die einzelnen Vorfälle des häuslichen Lebens, welche nach ernsteren Betrachtungen Stoff zum Lachen geben konnten, vor Augen zu bringen. Mit demselben Talent, mit welchem sie eine lange Geschichte in der historischen oder eine Anekdote in der komischen Gattung versificirt hatten, versificirten sie auch Gegenstände derselben Art in einem ganz ähnlichen Metrum, aber so, daß sie abwechselnd jeden Theilnehmer sprechen ließen; und sie überließen denen, die diese dialogisirten Gedichte recitiren sollten, die Sorge, ihnen den Ausdruck der Wahrheit und die Täuschung des Schauspiels zu geben.

Die ersten, welche die Aufmerksamkeit des Volks durch diese auf mehrere Personen berechneten Dichtungen erregten, waren aus dem gelobten Lande heimkehrende Pilgrime, die auf diese Weise ihren Landsleuten vor Augen stell-

ten, was sie selbst mit Augen gesehn und was alle Menschen kennen zu lernen wünschten. Man glaubt, daß es im zwölften oder allermindestens im dreizehnten Jahrhundert war, wo man die ersten dieser dramatischen Vorstellungen an den Straßenecken geben sah. Aber erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ließ eine Gesellschaft Pilgrimme, die mit einem glänzenden Schauspiele die Vermählung Carls VI. und Isabellens von Baiern gefeiert hatte, sich fest in Paris nieder, und unternahm es, das Publicum mit regelmäßigen Vorstellungen zu belustigen. Man nannte sie die Confrérie de la Passion, weil das berühmteste ihrer Schauspiele die Leidensgeschichte Jesu vorstellen sollte.

Dieses biblische Drama, das älteste von allen dramatischen Werken seit der Wiederherstellung der Geistesbildung, umfaßt die ganze Geschichte des Erlösers von seiner Taufe bis zu seinem Tode. Es ist zu lang, um an einem einzigen Tage aufgeführt zu werden; auch setzte man die Aufführung von einem Tage zum andern fort und theilte das ganze Stück in eine gewisse Anzahl von Journées (Tagewerken), deren jede das Werk oder die Darstellung eines Tages enthielt. Dieser Name für die Abtheilungen der Theaterstücke, der in Frankreich mit den biblischen Dramen abkam, ist in der spanischen Sprache geblieben, wo man seinen Ursprung vergessen hat. Sieben und achtzig Personen traten nach und nach in der Leidensgeschichte auf; unter ihnen sah man die drei Personen der Gottheit, sechs Engel oder Erzengel, zwölf Apostel, sechs Teufel, Herodes mit seinem ganzen Hof und viele Personen von der Erfindung des Dichters. Kühne Maschienerien scheinen gebraucht worden zu sein, um der Vorstellung alle Pracht zu geben, die man heutiges Tags den Opern vorbehält; mehrere Scenen scheinen gesungen worden zu sein; man findet sogar Chöre, und die Mischung der Verse scheint eine sehr genaue Kenntniß der Harmonie der Sprache zu verrathen. Einige Charaktere sind gut gezeichnet; einige Scenen haben Größe, schnellen Fort-

gang oder tragische Wirkung; und obgleich das Stück oft in die trivialste schleppendste Sprache zurücksinkt, obgleich man die abgeschmacktesten Scenen an einander gereiht sieht, so kann man doch in dem Entwurf dieses grausen Drama's, das vor allen Mustern vorausging, und indem es den Christen Ereignisse vor Augen stellte, woran sich damals alle ihre Gedanken knüpften, sie viel mächtiger erschüttern mußte als heutiges Tags die auf das kunstreichste durchgeführten Tragödien, ein großes Talent nicht verkennen.

Einige Verse, einige Citate reichen nicht hin, um von einem so langen und bunten Werke einen deutlichen Begriff zu geben; von einem Werke, das, in zwei Columnen gedruckt, einen dicken Folioband ausmacht, und an Länge für sich allein die vollständige Sammlung der Werke der großen französischen Tragiker übersteigt. Da jedoch unsere Absicht ist, den Leser stets selbst urtheilen zu lassen, da wir ihm oft Auszüge aus nicht minder barbarischen Stücken, die sich auf der spanischen Bühne erhalten haben und nur Nachahmungen des ersten großen französischen Bibeldrama's sind, vorlegen werden: so ist es billig, wenigstens einige Verse dieses wunderbaren Werks anzuführen und nach und nach die verschiednen Darstellungsarten, das tragische und komische Talent des Verfassers anschaulich zu machen. Man erstaunt vor allem über die Deutlichkeit der Sprache, die viel leichter zu verstehn ist, als die Sprache der gleichzeitigen lyrischen Dichter. Man fand sonst nicht allein mehr Naivetät, sondern auch mehr Pracht in den schon veralteten Wörtern; aber diese Pracht war von einer Poesie ausgeschlossen, die man populär machen wollte. Die Pracht der Ideen und der Sprache bringt das Drama von der Leidensgeschichte zuweilen einem bessern Zeitalter nahe. So drückt sich in der Rathsversammlung der Juden, wo mehre Pharisäer nach der Reihe und nur zu lang sprechen, Mardochai folgendermaßen aus:

Wann einst Messias, wann der Christ regiert,
Dann hoffen wir, daß er uns gubernirt
Mit starker Hand in friedlichem Verein;
Die Scheitel eine goldne Krone führt,
Sein Haus wird sein mit Ruhm und Glanz geziert,
Und Recht und Friede seinem Volke sein.
Und plagt der Mächtige den armen Mann,
Verbannt den freien Lehnsmann der Tyrann,
Wann Christus kommt, wird alles sein geschlichtet.

Johannes hält eine gar lange Rede auf der Bühne, und die Geduld unsrer Väter bei Anhörung dieser langen Declamationen ist nur daraus zu erklären, daß sie Gott ihre Langeweile zum Opfer brachten, fest überzeugt, daß in diesen religiösen Dramen dasjenige, was weder zum Lachen noch zum Weinen reizte, für die Erbauung ihres Geistes nicht verloren sei. Aber die darauf folgende Scene, in welcher Johannes verhört wird, ist gut dialogisirt.

Abyas

Heil'ger Prophet, geschrieben steht,
Daß Christus, um uns loszukaufen,
Sich offenbaren muß dem Haufen,
Und alles Volk durch seine Lehren
Zu seiner Gnade muß bekehren.
Drum angesehn der Lehre Licht,
Das hohe Thun, den Unterricht,
Die du in deine Reden streust,
Vermuthen wir, daß du es seist,
Der uns vorlängst verkündigt ist.

St. Johannes.

Ich bin es nicht, bin nicht der Christ:
Wohl aber thu' ich mich ihm neigen.

Elyachim.

Wie ist dir denn die Thorheit eigen,
Daß du in dieser Wüsten reisest
Ganz nackt; sprich, wovon du dich speisest,
Und welche Lehre du hier sprichst?

Bannanyas.

Man sagt, daß du dich nicht entbrichst,
Zu sammeln Volks an diesem Orte,
Damit es höre deine Worte,
Als wärst ein heiliger Gesell.
Bist du denn Herr in Israel?
Kennst du's Gesetz und die Propheten?
Was ist's mit dir?

Nathan.

Du machst bekannt,
Daß schon Messias sei gekommen;
Wie das? hast du ihn wahrgenommen?
Bist du's?

St. Johannes.

Ich bin es nun und nie.

Nachor.

Was bist du für ein Mann? Eli?
Nennst du Elias dich?

St. Johannes.

Nein.

Bannanyas.

Nein?
Wer denn? Wie ist der Name dein?
Ich find's nicht aus mit allem Tichten.
Du bist doch der Prophet!

St. Johannes.

Mit nichten.

Elyachim.

Wer denn? Jetzt gieb dich zu erkennen,
Damit wir Antwort bringen können
Den Oberhäuptern von dem Land,
Die uns zu dir hieher gesandt,
Zu wissen, wer du bist.

St. Johannes.

Ego
Vox clamantis in deserto.
Ich bin die Stimme in der Wüsten,

Daß alle Menschen folgen müßten
Des hohen Welterlösers Wegen,
Der kommt von unsrer Schulden wegen,
Gewißlich alles gut zu machen.

Die Folge dieser Scene ist die Bekehrung aller derjenigen, zu denen Johannes also gesprochen hat. Sie bitten ihn dringend um die Taufe. Dieser Feierlichkeit folgt die Taufe Jesu selbst. Hier sind die Verse viel weniger bemerkenswerth als die Anmerkungen, die uns in die Zeit dieser gothischen Schauspiele versetzen.

„Hier, so heißt es, tritt Jesus in den Jordanfluß, „ganz nackt; und Johannes nimmt Wasser in die Hand „und schüttet es über Jesu Haupt:"

St. Johannes.

O Herr, ihr seid getauft nunmehr.
Obs gleich nicht eurer Göttlichkeit
Geziemt, noch meiner Einfältigkeit,
Euch solchen würdigen Dienst zu thun;
Doch woll' in Gnaden Gott geruhn,
Das mangelnde hinzu zu fügen.

„Hier steigt Jesus aus dem Jordanfluß und wirft sich „ganz nackt vor dem Paradies auf die Knie. Nun spricht „Gott der Vater, und der heilige Geist steigt nieder in „Gestalt einer weißen Taube auf das Haupt Jesu, dann „kehrt er ins Paradies zurück. Und ist zu bemerken, daß „die Rede Gottes des Vaters verständlich und recht nach„drücklich gesprochen werden muß in drei Stimmen, nem„lich in einem Discant, einem Alt und einem Baß, wohl „übereinstimmend; und in dieser Harmonie muß die ganze „folgende Clausel gesprochen werden:"

Hic est filius meus dilectus,
In quo mihi bene complacui.
Das ist mein lieber Sohn,
An dem ich Wohlgefallen habe.

Weil dasselbe Drama das erste Muster des Lustspiels ebensowohl als des Trauerspiels war, so wollen wir auch einige Verse aus dem Gespräch der Teufel anführen; denn diese sind in dem Stück mit allen komischen Rollen ausgestattet; und ihr Streben einander zu mißhandeln, oder wie sie sich ausdrückten, sich zu schäuern, gab der Versammlung immer viel zu lachen.

Berith.

Ich weiß nicht, wer der Jesus ist,
Doch glaub' ich, giebt es keinen mehr
Auf weiter Erde so wie er.
Wer ihn geboren auch ans Licht,
Woher er stammt, ich weiß es nicht,
Noch welcher Teufel ihn belehrt;
Kein Fehl, kein Laster ihn beschwert,
Ich wüßte keins auf ihn zu bringen.

Satan.

Du wirst mich noch zu wüthen zwingen,
Wenn solche Wort' ich hören muß.

Berith.

Warum das?

Setan.

Weil draus folgt der Schluß,
Ich bleib' am Ende ganz verlassen.
Wir wolln hier in der Wüst' ihn lassen,
Und in die Hölle gehn in Eile,
Daß Lucifer uns Rath ertheile;
Ich will den Vorfall ihm schon deuten.

Berith.

Die Teufel wollen euch geleiten;
Besser Geleit giebt's nimmerdar.

Lucifer.

Satan und Berith nehm' ich wahr;
Groß' Eile scheint sie zu befeuern.

Astaroth.

Begehrst du, daß ich sie soll scheuern,
So sind bereit Geräth und Wehr.

Lucifer.

Beeile dich nur nicht so sehr,
Um vorn und hinten loszuschlagen;
Erst muß man hören, was sie sagen,
Zu wissen, ob's uns Nutzen bringt.

Aber als die Teufel ihrem Herrn Rechenschaft von ihren Beobachtungen und ihren vergeblichen Bemühungen, Jesum zu versuchen, abgelegt haben, wirft sich Astaroth mit seinen Helfershelfern auf sie und führt sie mit Geißelhieben in die Hölle zurück.

Dem Beispiele, daß der Verfasser des großen biblischen Drama's von der Leidensgeschichte gegeben hatte, folgte bald eine Menge von Dichtern, deren größter Theil anonym geblieben. Die Dramen von der Empfängniß und Geburt unsers Herrn, und von seiner Auferstehung gehören zu den ältesten; aber die Legenden der Heiligen wurden der Reihe nach dialogisirt und für die Darstellung eingerichtet; und auch das alte Testament kam ganz auf die Bühne. Da man in einem und demselben Stücke oft die Geburt, das männliche und das Greisenalter einer und derselben Person sah, so ließ man sie nach und nach von verschiednen Schauspielern darstellen, und man findet am Rande der Dramen, die sich erhalten haben: hier tritt der zweite, dann der dritte Israel oder Jacob auf. Uebrigens nahmen sich die Dichter bei den minder bekannten Geschichten mehr Freiheit in der Erfindung; sie mengten auch am liebsten possenhafte Scenen in Schauspiele, die erbaulich sein sollten; und wenn sie den Triumph ihrer Heiligen über die Versuchungen und deren Verachtung der Fleischeslüste schilderten, thaten sie es oft in einer Sprache und einer

Darstellung, die dem Ernst dieser heiligen Tragödien sehr nachtheilig sein mußten.

Die Bühne, worauf die biblischen Dramen aufgeführt wurden, bestand immer aus einem erhabnen Gerüste, das in drei Abtheilungen getheilt war: Himmel, Hölle und zwischen beiden die Erde. Auf diesen mittlern Theil, der bald Jerusalem, bald das Vaterland eines Heiligen oder Patriarchen vorstellte, sah man Engel hinab oder, Teufel hinaufsteigen, um an den menschlichen Handlungen Theil zu nehmen; aber man mußte in dem obern oder untern Theil der Bühne auch den Berathungen der Gottheit oder Lucifers folgen können. Die Pracht dieser Vorstellungen nahm zwei Jahrhunderte, so lange sie dauerten, zu; und da man sich auch auf die Länge des Schauspiels selbst etwas einbildete, so gab es einige Dramen, die in nicht weniger als vierzig Tagen aufgeführt werden konnten.

Die Schreiber der Bazoche, die zu Paris eine Corporation bildeten und die öffentlichen Feste und Feierlichkeiten anzuordnen hatten, wollten ihrer Seits das Volk auch mit Schauspielen unterhalten: aber da die Brüderschaft der Leidensgeschichte im J. 1402 vom Könige ein Privilegium erhalten hatte, und sie die einzige zur Aufführung von biblischen Dramen berechtigte Gesellschaft war, so erfand die Bazoche, welche sich dieser Art von Schauspiel zu enthalten genöthigt war, eine neue Gattung, die mehr dem Namen als dem Wesen nach verschieden war. Dies waren die moralischen Stücke (Moralités), die zuweilen ebenfalls aus den Geschichten oder Gleichnissen der Bibel entlehnt waren, wie z. B. das Stück vom verschwenderischen Sohne. Zuweilen waren es rein allegorische Dichtungen, in denen Gott und der Teufel mit den Tugenden und Lastern auf die Bühne traten. In dem moralischen Drama Le bien advisé et le mal advisé (der Vorsichtige und der Unvorsichtige) sah man gegen vierzig allegorische Personen figuriren, und unter diesen die verschiednen Zeiten des Ver-

bum's, regieren: Regno, Regnavi und Regnabo. Im Verfolg dieses Buchs werden wir auf der spanischen Bühne, zur Zeit des höchsten Ruhms des Lope de Vega und Calderon, gleichfalls allegorische Autos sacramentales sehn, die augenscheinlich von gleicher Natur mit diesen alten moralischen Dramen sind.

Auch verdankt man den Schreibern der Bazoche die Erfindung der eigentlichen Komödie. Während die Brüderschaft der Leidensgeschichte sich vermöge ihres Standes für verpflichtet hielt, dem Publikum nur erbauliche Stücke vorzustellen, mischten die Schreiber der Bazoche, die sich nicht für priesterliche Personen ansahen, in ihre moralischen Dramen Farcen, deren einziger Zweck war, Lachen zu erregen. Die ganze Heiterkeit und Lebhaftigkeit des französischen Charakters entwickelten sich schon hier in der possenhaften Darstellung wirklicher Vorfälle, die der Stadt zur Unterhaltung gedient hatten. Sie waren sorgfältig versifiziert; und wenigstens eine dieser Farcen, der Advocat Pathelin, die zum erstenmal im J. 1480 aufgeführt wurde, und die man einem Priester, Namens Pierre Blanchet von Poitiers, zuschreibt, kann noch heutiges Tags als ein Muster ungebundner Lustigkeit und komischer Kraft angesehn werden. Keine dieser Farcen hatte allgemeinern Beifall erlangt, keine hat einen höhern Ruf sich erhalten; sie ist im J. 1512 von Alexandre Connibert ins Lateinische übersetzt; sie ist von dem berühmten Reuchlin nachgeahmt worden; und umgearbeitet von Brucys wurde sie im J. 1706 wieder auf die Bühne gebracht, und hat sich bis auf unsre Tage darauf erhalten.

Auch sah man unter der Regierung Carls VI. und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eine dritte komische Gesellschaft entstehn; die Kinder ohne Sorgen (Enfans sans souci), die unter der Leitung ih es Oberhaupts, des Narrenfürsten (prince des sots), es unternahmen, die Franzosen über ihre eignen Thorheiten lachen zu lassen,

und die persönliche, selbst die politische Satire auf das Theater brachten.

So waren alle Gattungen der dramatischen Darstellungen in Frankreich erneuert worden; sie waren alle mit jenem Talent der Nachahmung, das der französischen Nation eigen zu sein scheint, mit jener Geschmeidigkeit, vermöge welcher sie sich nach Belieben in neue Charaktere kleidet, und mit jener Richtigkeit des Raisonnements, die sie ihrem Ziele oder der Wirkung, die sie hervorbringen will, stets gerade entgegengehn läßt, hervorgebracht worden. Alle diese Erfindungen, die seitdem in andern Ländern das romantische Drama gebildet haben, waren in Frankreich um mehr als ein Jahrhundert den ersten Anfängen sowohl des italienischen als spanischen Theaters vorangegangen; sie waren selbst dem Studium der Alten, und der Nachahmung der Classiker um mehr als ein Jahrhundert vorangegangen. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts gewann eine neue Geistesbildung einen unmittelbaren Einfluß auf die französische Literatur; sie wandelte den Geist und die Regeln derselben um, ohne jedoch den nationellen Charakter und Geschmack, die sich mit den ersten Erzeugnissen der Trouveren offenbart hatten, zu verändern. Hier beginnt die Geschichte der französischen Literatur, und hier verlassen wir sie. Aber um die Literatur des Südens, die Literatur, welche man nach den romanischen Sprachen romantisch benannt hat, kennen zu lehren, war es nöthig, einer der berühmtesten unter den romanischen Sprachen, derjenigen, deren Dichter die meiste Fruchtbarkeit in der Erfindung gezeigt haben, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn sie weit zurückbleibt in Hinsicht auf Gefühl, Enthusiasmus, Feuer, Tiefe und Wahrheit der Empfindungen, so ist sie allen andern in allen Arten des Hervorbringens vorangegangen. Wir wollen nunmehr die Geschichte der italienischen Poesie von ihren Anfängen bis auf unsere Zeiten verfolgen; aber da werden wir die Schule der Trouveren wiederfinden in den

majestätischen Allegorien des Dante, der, den Roman von der Rose tausendmal übertreffend, ihn dennoch zum Muster genommen hat. Wir werden die Trouveren auch in den Novellen des Boccaccio, die ziemlich oft nur alte Mährchen sind, wiederfinden; auch werden wir sie wiederfinden in den Gedichten Arioſt's und in allen Ritterepopöien, denen die Romane des Adenez und seiner Zeitgenossen die Bahn gebrochen haben. In der spanischen Poesie werden wir im siebzehnten Jahrhundert die Nachahmungen der alten Bibeldramen der Trouveren wiederfinden; Lope de Vega und Calderon werden uns mehr als einmal an die Brüderschaft der Leidensgeschichte erinnern. Bei den Portugiesen selbst wird uns der Verfasser des Amadis, Vasco Lobeira, in dieser ersten französischen Schule gebildet erscheinen. Nicht ohne Grund also haben wir uns in der Geschichte der Literatur des Südens für verpflichtet gehalten, der Sprache, dem Geiste und den Dichtungen der Franzosen im Mittelalter einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Neuntes Kapitel.

Italienische Sprache; Dante.

Das Provençale war schon zur höchsten Stufe seiner Ausbildung gelangt; das Spanische und Portugiesische hatten einige Dichter hervorgebracht; die Sprache von Oïl war im Norden Frankreichs gebildet worden, ehe das Italienische einen Platz unter den Sprachen Europa's eingenommen und man den Reichthum und Wohlklang einer im Dunkeln unter dem Volke entstandnen Mundart geahnet hatte. Aber ein großer Dichter trat im dreizehnten Jahrhundert auf in dieser zuvor vernachlässigten Sprache, und das Genie eines einzigen Mannes erhob sie schnell über alle ihre Nebenbuhlerinnen.

Das lombardische Herzogthum Benevent, das den größten Theil des heutigen Königreichs Neapel umfaßte, hatte sich unter unabhängigen Fürsten mitten unter den Griechen und Sarazenen auf einer Stufe von Cultur erhalten, wie man in der ersten Hälfte des Mittelalters in dem ganzen übrigen Italien nicht fand; die Künste blühten daselbst, einige Wissenschaften wurden daselbst mit Sorgfalt bearbeitet, die Schule von Salern lehrte das Abendland die Arzneikunde der Araber, und der Handel von Amalfi brachte sowohl Kenntnisse als Reichthümer zu den Bewohnern dieser fruchtbaren Gegenden. Vom achten bis zum

zehnten Jahrhundert hatten mehrere Männer von Talent in diesen Provinzen die Geschichte geschrieben, zwar lateinisch, aber mit Treue, mit Leben und Feuer; einige hatten sogar historische Gedichte in Hexametern verfertigt, die, verglichen mit allen andern derselben Zeit, von mehr Begeisterung und Leichtigkeit zeigen. Der Einbruch der normännischen Abentheurer, die in Apulien ein Königreich gründeten, brachte nicht eine hinlängliche Anzahl Fremder dahin, um die Sprache zu verändern; und unter ihrer Herrschaft erhielt das Italienische oder Sicilianische zum erstenmal Festigkeit. Unter den beiden Roger und den beiden Wilhelmen, d. h. in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als der Hof von Palermo reich und wollüstig geworden, hörte man dort zum erstenmal die Gesänge der sicilianischen Dichter ertönen. Um dieselbe Zeit sah man die Araber daselbst ein Ansehn und einen Einfluß gewinnen, dergleichen sie nie an einem andern christlichen Hofe ausgeübt haben. Wilhelm I. ließ seinen Palast, wie die Monarchen des Orients, von Eunuchen bewachen, und dieses waren sämmtlich Mohammedaner. Er wählte unter ihnen seine Vertrauten, seine Freunde, zuweilen selbst seine Minister. Alle diejenigen, welche die Künste ausbildeten, alle, die zu den Freuden des Lebens beitrugen, waren Sarazenen; die Hälfte der Insel war noch von ihnen bewohnt. Als am Ende des zwölften Jahrhunderts Friedrich II. den normännischen Fürsten folgte, versetzte er ansehnliche Colonien von Sarazenen nach Apulien und dem Principat; aber er entfernte sie weder von seinem Dienste noch von seinem Hofe: er bildete seine Armee aus ihnen und wählte fast einzig aus ihnen die Statthalter der Provinzen, die er Gerichtsherrn nannte. So fanden sich im Osten wie im Westen von Europa die Araber im Stande, den lateinischen Völkern ihre Künste, ihre Wissenschaften und ihre Poesie mitzutheilen.

Die lateinische Sprache hatte sich völlig von der Volks-

sprache gesondert; die Frauen erlernten sie nicht mehr, und ihnen zu gefallen, ihnen von Liebe zu sprechen, mußte man die Sprache annehmen, der sie Anmuth gaben, mußte sie Regeln unterwerfen und durch jene Innigkeit sie beleben, für die eine todte und pedantische Sprache nicht mehr empfänglich war. Es scheint wirklich, daß alle poetischen Erzeugnisse der Sicilianer, anderthalb Jahrhunderte lang, nur Liebesgedichte waren. Man hat mit Sorgfalt diese ersten Denkmäler der italienischen Poesie aufbewahrt und Ginguené hat sie mit eben so viel Geist als Gelehrsamkeit zergliedert; wir verweisen auf sein Werk diejenigen, die sie kennen zu lernen wünschen, so wie alle diejenigen, die über die italienische Poesie vollständigere Belehrungen und mehr Gründlichkeit suchen, als man in einer kurzen Geschichte aller südlichen Literaturen zu finden erwarten darf.

Der Werth der Liebesgedichte besteht fast immer einzig in dem Ausdruck. Der Geist, den man in das zärtlichste Gefühl einmischen wollte, würde dasselbe zu erkälten scheinen; jede Erfindung würde den Dichter oder den Liebhaber von seinem Zweck zu entfernen scheinen; man verlangt von ihm fast nur, daß er mit Wahrheit, mit Innigkeit wiederhole, was seit je von allen denen gefühlt worden, die geliebt haben. Die Harmonie der Sprache allein soll die Harmonie des Herzens wiedergeben. Die ersten sicilianischen und italienischen Dichter haben fast sämmtlich diese Grundsätze verkannt. Das Beispiel der Araber und Provençalen hat sie über dem Nachgrübeln die Naivetät vorbeigehn lassen; sie haben alle ihre Verzierungen aus dem falschesten, manierirtestem Verstande entnommen. Wenn es wenig Vergnügen macht, die besten Liebesgedichte zu übersetzen, so macht es noch weniger, die Mängel der mittelmäßigen auffinden zu lassen: auch haben die Gedichte von dem Sicilianer Ciullo d' Alcamo, von Friedrich II. und seinem Kanzler, Pierre des Vignes, von Oddo delle Colonne und von Mazzeo di Ricco u. s. w. nur noch in sofern Inte-

resse, als sie zur Geschichte der Sprache und des Versbau's dienen.

Letzterer war nach dem Muster des Versbau's der Provençalen gebildet worden; die Verse waren bestimmt durch die Accentuation, nicht durch die Quantität, und mit einander verknüpft durch den Reim. Von allen den mancherlei Füßen, welche die Alten erfunden hatten, um Sylben von verschiedner Quantität zu verbinden, hatte man nur noch den Gebrauch des Jambus beibehalten; der heroische Vers enthielt deren fünf; kürzere Verse bestanden aus dreien oder vieren. Der erstere war also von zehn Sylben, die stumme Endsylbe ungerechnet, und die vierte, achte und zehnte, oder die sechste und zehnte waren betont. Die Reime wurden ebenfalls den Regeln unterworfen, welche die Provençalen erfunden hatten, und die Italiener verstanden es gleichfalls, sie so unter einander zu mischen, daß man dieselben Ausgänge in gewissen Zwischenräumen erwarten mußte und das Ganze des Gedichts dadurch verknüpft wurde, gleichsam um es dem Gedächtnisse besser einzuprägen; endlich wurde das Gedicht nach Strophen oder Couplets abgetheilt, so daß dem Ohre die musikalische Anmuth nicht nur jedes Verses, sondern auch des Ganzen fühlbar gemacht wurde.

Die Sprache, welche die Sicilianer in ihren Poesien gebrauchten, war nicht der gemeine Dialekt, wie er sich unter dem Volke der Insel gebildet hatte, und wie er sich bis diesen Tag in sicilianischen für die Italiener kaum verständlichen Liedern erhalten hat. Der Hof der Könige von Sicilien und des Kaisers hatte ihr schon eine elegantere Form gegeben; eine nach dem Gebrauche bestimmte Grammatik hatte sich über diesen Gebrauch erhoben und ihn unter Regeln gebracht. Man unterschied schon eine Hofsprache, lingua cortigiana, und setzte sie über alle Dialekte Italiens. Diese Sprache war in Toscana Volkssprache geworden und vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gaben ihr mehrere

Dichter dieser Provinz und selbst einige Prosaiker Festigkeit und brachten sie fast zu dem Punkte von Vollkommenheit, auf welchen sie bis zu unsern Zeiten geblieben ist. Ricordano Malaspina, der im J. 1280 die Geschichte von Florenz schrieb, kann noch heute in Ansehung der Sprachreinheit und Eleganz als dem besten der lebenden Schriftsteller gleich angesehn werden.

Aber noch hatte kein Dichter die Herzen mächtig gerührt, noch war kein Philosoph in die Tiefen des Nachdenkens und des Gefühls eingedrungen, als der größte der Italiener, der Vater ihrer Poesie, als Dante erschien und zeigte, wie ein gewaltiges Genie diese noch rohen Materialien anwenden könne, um einen Bau daraus aufzuführen, anstaunenswerth wie das Weltall, dessen Bild er war. Statt an eine eingebildete Dame gerichteter Liebesgedichte, statt kalt sinnreicher Madrigale, mühselig harmonischer Sonette, falscher oder gezwungener Allegorien, der einzigen Muster, die Dante in irgend einer neuern Sprache vor Augen hatte, faßte er in seinem Geiste die ganze unsichtbare Welt auf und enthüllte sie vor den Augen seiner erstaunten Leser.

In dem Jahrhundert, das eben verflossen war, hatten einige Männer die ganze Energie ihrer glühenden Seele auf die Mysterien der Religion gerichtet. Der heilige Franciscus und Dominicus hatten eine neue religiöse Miliz errichtet, thätiger und fanatischer als alle Mönchsorden, die vorher bestanden hatten; ihre Predigten, ihr Beispiel, ihre blutigen Verfolgungen hatten den Eifer neu belebt, der während der vorhergegangnen Jahrhunderte zu schlummern schien. Die erste Wiedergeburt der Wissenschaften hatte sich indeß in den Religionsstudien fühlbar gemacht; sie hatten etwas Scholastisches angenommen, das sie zuvor nicht hatten; der Himmel, das Fegefeuer, die Hölle waren unaufhörlich der Phantasie aller Christen gegenwärtig; sie betrachteten sie mit den Augen des Glaubens; aber sie betrachteten sie dennoch unter materiellen Formen, so sehr hatten

die Religionslehrer sich bemüht, die Bilder davon durch detaillirte Beschreibungen und fast wissenschaftliche Abhandlungen über den Schmerz jeder Strafe, über die Glorie jeder Belohnung, zu vergegenwärtigen.

In dem Vaterlande des Dante selbst brachte man durch eine für einen Festtag bestimmte fürchterliche Vorstellung, zu welcher ohne Zweifel die ersten Versuche seines Gedichts den Gedanken erweckt hatten, alle Höllenstrafen dem Volke vor Augen. Das Bette des Arno war bestimmt worden, den Abgrund der Hölle vorzustellen; und die mannichfaltigsten Martern, welche die Phantasie der Mönche erfunden hatte, Ströme siedendes Pechs, Feuer, Eis, Schlangen, alles wurde auf wirkliche Menschen in Anwendung gebracht, deren Geschrei und Wehklagen die Täuschung für die Zuschauer vollständig machten. *)

Der Gegenstand also, welchen Dante für sein unsterbliches Gedicht wählte, als er die unsichtbare Welt und die drei Reiche der Todten, die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies, zu besingen unternahm, war zu seiner Zeit der populärste von allen, zugleich der die Religion am tiefsten durchdringende, mit den Erinnerungen an Vaterland, Ruhm, Partei, am genausten zusammenhängende, weil alle berühmten Todten auf dieser neuen Schaubühne erscheinen mußten; kurz, durch seine Unermeßlichkeit der hocherhabenste, den je des Menschen Geist aufgefaßt hat.

Am Ende des Jahrhunderts, in der Osterwoche des Jahres 1300, wird Dante nach seiner Dichtung, verirrt in einer Wüste bei Jerusalem, in das Schattenreich eingeführt; Virgil bietet sich dar, ihn hier zu führen, Virgil, der stets der Gegenstand der Bewunderung des Dante, der Mittelpunkt seiner Studien gewesen, und der durch seine bewunderte Beschreibung der Unterwelt in der Aeneide das Recht erworben zu haben schien, die Geheimnisse dieser

*) Den 1sten May 1304.

heiligen Orte zu enthüllen. Die beiden Dichter kommen zum Fuße einer Pforte, über welcher diese fürchterlichen Worte geschrieben waren:

Durch mich geht's ein zur Stadt der bangen Klagen,
Durch mich geht's ein zur ewiglichen Trauer,
Durch mich geht's ein zum Volk, vom Heil verschlagen.
Gerechtigkeit trieb meinen hohn Erbauer;
Mich gründeten zur Strafe sündger Schaaren
Die Weisheit, Lieb' und Macht zu steter Dauer.
Eh denn ich war noch keine Dinge waren,
Als Ewiges, und ich bin selber ewig;
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren! *)

Und dennoch dringen die beiden Dichter, denen ein Befehl des Allerhöchsten die Thore der Hölle hatte öffnen lassen, in diesen furchtbaren Umkreis.

Wehklagen, Seufzer, tief Gestöhn von dannen
Den sternenlosen Aether laut durchdrungen,
Daß am Beginne Thränen mir entrannen.
Ein Sprachgemisch entsetzenvoller Zungen,
Worte des Schmerzens und des Zornes Weisen,
Und hell Gekreisch, und Hände, die erklungen,
Erregten Aufruhr, der in stetem Kreisen
Die schwarze Luft durchfährt zu allen Stunden,
Gleich wie der Sand, wenn Stürme sich erweisen.

---

*) Inferno, Canto III., v. 1.

Per me si va nella Città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.
Giustizia mosse'l mio alto fattore,
Fece mi la divina potestate,
La somma sapienza e'l primo amore.
Dinanzi a me non fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro;
Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.

Dies waren jedoch noch nicht die Bösen, sondern diejenigen, die ohne Schmach und ohne Tugenden gelebt.

Sie sind gesellt zu jenen niedern Schaaren
Der Engel, die, nicht Aufruhrs Unterwinder,
Noch Gotte treu, für sich verblieben waren.
Die Himmel nicht, um schön zu sein nicht minder,
Noch will die tiefe Hölle sie empfangen,
Denn Ruhm erlangten noch durch sie die Sünder.
. . . . . .
Die Welt läßt ihnen keinen Ruhm erschallen,
Gerechtigkeit und Mitleid sie verschmähen;
Nichts mehr von ihnen; schau und laß uns wallen.

Die Dichter gehen durch diesen unedeln Haufen hindurch; sie kommen zu dem traurigen Ufer des Acheron, wo alle, die in Gottes Zorn sterben, sich versammeln aus allen Ländern der Erde; die göttliche Gerechtigkeit beschleunigt ihren Gang, und die Furcht zieht sie eben so lebhaft an, als es die Begierde thun würde. Charon führt in seinem Nachen die Seelen der Verstoßnen von einem Ufer des traurigen Flusses zum andern; denn Dante nimmt übereinstimmend mit einigen Kirchenvätern alle Fabeln des Heidenthums an, als habe dasselbe die Dämonen unter den Namen der unterirdischen Götter vorgestellt; so vereinigt er alle glänzenden Farben der griechischen Mythologie, die ganze Macht der poetischen Erinnerungen mit den Schrecken des Katholicismus. Michel Angelo stellte, als er das jüngste Gericht mahlte, die Hölle des Dante dar; auch sieht man auf seinem Gemälde Charon die Seelen überfahren, und wenn man vergißt, daß er hier der Dämon des Flußes und nicht einer der Höllengötter ist, so tadelt man an dem Mahler der Sixtinischen Capelle eine Vermischung beider Religionen, die doch mit dem Glauben der Kirche übereinstimmt.

Wie hierauf die Dichter in den Höllenschlund eintreten, gelangen sie zu den Wohnungen der Weisen und Gerechten des Heidenthums und aller derjenigen, welche der Katho-

licismus zu ewigen Strafen verurtheilt, weil sie gestorben, ohne die Taufe empfangen gekonnt zu haben. Ihre Klagen und Seufzer werden nicht durch wirkliche Schmerzen, sondern durch die ewige Sehnsucht nach dem Gut erpreßt, daß sie nicht erlangt haben. Ihr Wohnort gleicht ungefähr dem bleichen Elysium der Dichter; es ist ein schwaches Bild des Lebens, wo die Sehnsucht die Stelle der Hoffnung vertritt. Man weiß, daß Chateaubriand, der früher den Gerechten des Heidenthums die ewigen Strafen hatte ersparen wollen, darüber Scrupel empfand, und in der dritten Ausgabe seiner Märtyrer ein so reines, sanftes und dem Glauben an einen Gott der Gnade so angemessenes Gefühl sich selbst als einen Fehler vorgeworfen hat.

Nach den Helden des Alterthums sind die ersten, denen Dante beim Hinabsteigen in den Abgrund *) begegnet, diejenigen, welche die Liebe zu dem Fehltritt verleitete, und welche starben ohne bereuen zu können; denn der Unterschied zwischen der Hölle und dem Fegefeuer wird nicht durch das Uebermaaß des Verbrechens, sondern durch die Zufälligkeit der letzten Augenblicke bestimmt. Die Ersten von den Verstoßenen sind diejenigen, die mit der meisten Nachsicht behandelt werden; je weiter Dante in die Hölle hinabsteigt, um so mehr sieht er die Strafen sich mehren. Er fährt fort:

Ich kam zum Ort, dem alles Licht entzogen,
Der brüllet, gleich den sturmbewegten Meeren,
Empört feindseelger Winde Kampf die Wogen.
Der höllische Orkan, ohn' aufzuhören,
Entführt die Geister, die er fest umschlungen,
Und peinigt sie durch Schläg' und stetes Kehren.

Unter diesem unglücklichen Haufen erkennt der Dichter Francisca von Rimini, die Tochter des Guido von Polenta,

*) Canto V.

eines seiner Beschützer, welche, mit Lancelot Malatesti vermählt, im Ehebruch mit Paolo, ihrem Schwager, von ihrem Gemal überrascht und getödtet worden war. Diese Episode ist eine von denen, deren Ruf in alle Sprachen übergegangen ist; keine jedoch kann den Reiz und die vollendete Harmonie des Originals wiedergeben.

Und ich hub an: Wohl möcht' ich Tröstung finden,
Spräch' ich die zwei dort, die beisammen gehen,
Und also leicht erscheinen vor den Winden.
Er drauf: Wann sie uns näher, magst du sehen,
Und dann bei jener Liebe sie beschwören,
Die sie entführt; sie werden Rede stehen.
Und wie die Stürme sie zu uns verstören,
Beginn' ich laut: Ihr Seelen so voll Bangen!
Naht zum Gespräche, will euch sonst nichts wehren.
Wie Tauben, hingerufen vom Verlangen
Zum süßen Nest, mit ausgespannten Schwingen
Durchziehn die Lüfte, von Begier befangen:
So fen' hervor aus Dido's Haufen gingen,
Sich zu uns wendend durch der Luft Beschwerde,
So stark war meines Rufs sehnsücht'ges Dringen.
O gütig Wesen, freundlicher Geberde,
Das her durch schwarze Luft zu uns gezogen,
Die wir mit unserm Blut gefärbt die Erde;
Wenn uns des Weltalls König wär gewogen,
So wollten wir für deinen Frieden beten,
Weil unsre Qual zu Mitleid dich bewogen.
Sprich, welch Bericht von uns dir ist vonnöthen,
Auf daß wir hören und berichten mögen,
Indeß die Winde ruhn, die uns verwehten. *)

---

*) Ich fühle, daß die Citate in der Originalsprache nicht vervielfältigt werden dürfen, zumal es allen Lesern, die sie verstehn, leicht sein wird, sich das Original zu verschaffen. Ich will daher nur einen Theil dieses schönen Bruchstücks hier hersetzen, Inf. Cant. IV. v. 73.

Si tosto come l' vento a noi gli piega,
Muovo la voce: o anime affannate!
Venite a noi parlar, s'altri nol niega.

Das Land, woher wir stammen, ist gelegen
Am Meeresstrand, wohin der Po sich senket,
Sammt dem Geleite dort der Ruh zu pflegen.
Amor, der schnell ein edles Herz umschränket,
Ließ Sehnsucht ihn nach meiner Schönheit fassen,
Die ich verlor; die Art noch jetzt mich kränket.
Amor, der nie Geliebten Lieb' erlassen,
Gab mir an dessen Sehnsucht solche Freude,
Daß, wie du siehst, sie mich noch nicht verlassen.
Amor auch führt' in Einen Tod uns beide.
Zu Cain, der das Leben uns genommen! —
Also ward uns von Jenen zum Bescheide.
Als die gekränkten Seelen ich vernommen,
Senkt' ich den Blick, und hielt ihn so darnieder,
Bis jener sprach: was kann solch Sinnen frommen?
Als ich drauf Antwort gab: Weh! sprach ich wieder,
Welch süßes Sinnen, sehnliches Behagen
Hat sie geführt zur Schmerzensbahn hernieder?
Drauf wandt' ich mich zurück, mehr zu erfragen.
Und ich hub an: Franzisca, mir bereiten
So Traurigkeit als Mitleid deine Plagen.
Doch sage mir, in süßer Seufzer Zeiten,
Wann und was Art gelang das Liebsgeständniß,
Als ihr nur Sehnsucht kanntet, kaum zu deuten?

Quali colombe dal disio chiamate,
Coll' ale alzate e ferme, al dolce nido
Vengon per aere, da voler portate;
Cotali uscir della schiera ov' è Dido,
A noi venendo per l' aere maligno,
Sì forte fu l'affettuoso grido.
O animal grazioso e benigno,
Che visitando vai per l' aere perso
Noi che tingemmo il mondo di sanguigno;
Se fosse amico il Re dell' universo,
Noi pregheremmo lui per la tua pace,
Da ch' hai pietà del nostro mal perverso.
Di quel ch' udire e che parlar vi piace,
Noi udiremo e parleremo a vui,
Mentre che l' aura, come fà, si tace.

Und sie zu mir: Das ist ein Leid ohn' Endniß,
Wenn man gedenkt in solchen Kümmernissen
Glückseelger Zeit, deß hat dein Meister Kenntniß.
Dieweil du denn den ersten Keim zu wissen
Von unsrer Liebe hast solch mächtig Sehnen;
Sag' ich dir's an, werd' ich auch weinen müssen.
Wir lasen eines Tags, der Lust zu fröhnen,
Von Lancelot, wie Lieb' ihn thät umstricken;
Wir waren einsam ohn' ein Arg zu wähnen,
Oftmal begegneten wir mit den Blicken
Beim Lesen, und verfärbten unsre Wangen;
Doch nur ein Augenblick mocht' uns berücken.
Und als wir lasen, wie er voll Verlangen
Geküßt das Lächeln von der Liebsten Munde:
Da nahte der, so stets wird an mir hangen,
Sich meinen Lippen, bang' im Herzensgrunde;
Galeotto war das Buch und der's erdachte! *)
Nicht weiter lasen wir in jener Stunde.
Weil solcherlei der eine Schatten sagte,
Erscholl des Andern Jammerlaut so sehnlich,
Daß mich das Mitleid nah dem Tode brachte,
Und ich dahin fiel, einem Leichnam ähnlich.

In dem dritten Kreise der Hölle, **) denn der wie ein großer Trichter gewundene Abgrund ist in sieben concentrische Kreise getheilt, findet Dante diejenigen, die für ihre Schlemmerei gestraft werden. Ausgestreckt in einem kothigen Morast, sind sie ewig einem eisigen Regen ausgesetzt. Einer derselben erkennt ihn und giebt ihm Nachricht von mehrern seiner Mitbürger. In dem vierten findet er die Geizigen und Verschwender, die mit einander bestraft werden und sich gegenseitige Vorwürfe machen; ***) die Zorni-

---

*) Sie bezeichnet den Verführer mit dem Namen des Ritters Galeotto, eines Freundes von Lancelot, und des Geliebten einer von den Damen der Genievra, welche ihre Liebe begünstigte.

**) Inferno, Canto VI.

***) Ebendas. Canto VII.

gen sind in einen scheußlichen Morast versenkt; *) die Häresiarchen haben ihren Platz in dem Umkreis der Stadt des Pluto. **) Auf einem weiten Felde erheben sich von einem Ort zum andern Gräber, jedes ist halb geöffnet und erscheint glühend wie ein Schmelzofen; schreckliche Wehklagen tönen daraus hervor; über jeder Oeffnung schwebt ein Deckel. Wie Dante an einem dieser Gräber vorübergeht, hört er diese Rede daraus hervortönen:

O Tuscier, der du lebend magst durchziehen
Die Feuerstadt, in Worten so verehrlich,
Laß dir allhier gefallen zu verziehen.
Denn mir verkündet deine Sprache klärlich,
Du seist dem edeln Vaterland' entsprossen,
Dem ich vordem vielleicht nur zu beschwerlich. ***)

Der Mann, der also im Feuer spricht, ist Farinata degli Uberti, das Haupt der Ghibellinen von Florenz, der Besieger der Guelfen in der Schlacht an der Arbia, und der Retter seines Vaterlandes, das die Ghibellinen ihrer Sicherheit aufopfern wollten. Farinata ist einer jener großen Charaktere, deren Muster sich nur im Alterthum oder Mittelalter findet; Herr der Ereignisse, Herr der Menschen, scheint er selbst das Schicksal zu beherrschen, und die Qualen der Hölle vermögen nicht seinen stolzen Gleichmuth zu trüben. Er schildert sich auf eine bewundernswürdige Weise in der Rede, die ihm Dante leiht: seine ganze Theilnahme ist noch einzig auf sein Vaterland und seinen Anhang gerichtet, und die Verbannung der Ghibellinen verursacht ihm, mehr Schmerz als das glühende Bette, auf welchem er liegt.

Wie Dante in den siebenten Kreis hinabsteigt, ****) erblickt er einen weiten Graben voll Bluts, worein die

---

*) Inferno, Canto VIII.
**) Ebendas. Canto IX.
***) Ebendas. Canto X, Verso 22.
****) Ebendas. Canto XII.

Tyrannen und Mörder versenkt sind; mit Bogen bewaffnete Centauren umschwärmen die Ufer, und zwingen die Unglücklichen, welche die Häupter aus diesem Blutmorast emporheben wollen, wieder unterzutauchen. Weiterhin sind die Selbstmörder in dornige Gesträuche verwandelt; *) ihnen bleibt nichts Menschliches als die Qual und die Sprache, aber jede Fähigkeit zu handeln ist ihnen genommen worden, um sie dafür, daß sie sie einst gegen sich selbst gerichtet, zu bestrafen. Auf einer stets einem Feuerregen ausgesetzten Flur von glühendem Sande **) findet Dante Menschen, die trotz der schmählichen Laster, wofür sie die Strafe leiden, in andern Rücksichten seine Zuneigung oder Verehrung verdienten: Brunetto Latini, der sein Lehrer in der Dichtkunst und Beredsamkeit gewesen; Guido Guerra, Jacopo Rusticucci und Tegghiaio Aldobrandi, die tugendhaftesten, uneigennützigsten unter den Republicanern von Florenz, deren Generation der seinigen vorhergegangen war. Dante sagt:

War ich gesichert vor den Feuerballen,
Den Sprung hinab hätt' ich nicht unterlassen,
Und nicht gebüßt des Lehrers Wohlgefallen.
Ich bin aus eurem Land' und mir erschallten
Die hohen Namen all; und die Berichte
Von eurem Thun hab' ich mit Lust behalten. ***)

Er giebt ihnen darauf Nachricht von Florenz, und das höchste Interesse der Unglücklichen, die ewige Martern erdulden, ist noch die Wohlfahrt ihres Vaterlandes.

Wir wollen dem Dichter nicht weiter von Kreis zu Kreis und von Abgrund zu Abgrund folgen; es bedarf, um die Beschreibung dieser scheußlichen Gegenstände erträglich zu machen, des ganzen Zaubers des Ausdrucks und der Versification; es bedarf jener Fülle von malerischem Talent, das

*) Inferno, Canto XIII. **) Canto XIV. ***) Canto XVI.

eine neue Welt, deren Schöpfer der Dichter ist, deutlich vor Augen bringt; es bedarf des Interesse's, das aus den Personen entspringt, indem Dante, welcher der göttlichen Gerechtigkeit vorgreift, seinen Mitbürgern dieselben Menschen, deren Laster sie gekannt, deren Verbrechen ihnen Leiden verursacht haben, vertheilt in alle Räume der Hölle, vorführt, wie sie den florentinischen Dichter erkennen und für einen Augenblick ihre Strafe vergessen, um bei dem Andenken an ihre Mitbürger zu verweilen.

Da die Reise des Dante keine Handlung ist, da sie durch keine Leidenschaft, durch keinen Enthusiasmus gehoben wird: so kann man eben kein lebhaftes Interesse an dem Helden nehmen, wenn man auch sagen kann, daß er mehr der Held seines Gedichts als der Beschauer der Gegenstände sei, die seine Phantasie an einander gereiht hat. Indeß ist dieses Gedicht nicht durchaus ohne ein Romaneninteresse. Man sieht den Dante ohne Beistand, ohne Stütze mitten unter den Verstoßnen und Dämonen. Obgleich der göttliche Wille ihm die Pforten der Hölle geöffnet hat, und Virgil der Ueberbringer der himmlischen Befehle ist, so setzen doch oft die Teufel ihre tiefe Bosheit den Gesetzen des Schicksals entgegen; bald verschließen sie gewaltsam die Höllenthore vor ihm, bald stürzen sie auf ihn los mit der Absicht, ihn zu zerfleischen, bald hintergehn sie ihn durch Lügen und wollen ihn in dem hölliſchen Labyrinth irre führen. Man giebt sich seiner Dichtung genugsam hin, um gerührt zu werden von der beständigen Gefahr, der er ausgesetzt ist; die Wahrheit der Schilderungen, verbunden mit dem tiefen Abscheu vor den geschilderten Gegenständen, bringt oft auch Unruhe in das Herz. So erregt im fünfundzwanzigsten Gesange die Strafe der Räuber Schaudern: schreckliche Schlangen erfüllen den Grund des Thales, wo diese Unglücklichen zagend irren; eine derselben schnellt sich in des Dante Gegenwart auf Angelo Brunelleschi los, umschlingt seinen ganzen Körper, verbreitet ihr Gift über seine Wangen, und bald vereinigen

sich beide Wesen zu einen einzigen, die Farben schwinden, die Glieder verlieren ihre Gestalt, und als sie sich wieder trennen, ist Brunelleschi zur Schlange geworden, und Ciansa, der ihn verwundet hatte, gewinnt wieder die menschliche Gestalt. Einen Augenblick darauf verwundet eine andre Schlange Buoso degli Abbati an der Brust, sie fällt sodann ausgestreckt zu seinen Füßen auf den Boden; Buoso heftet die Augen auf sie und kann nicht sprechen; er taumelt, er gähnt, als ob Schlaf oder Fieber seine Kräfte vernichtet habe; er blickt auf die Schlange, und die Schlange auf ihn, ein dichter Dampf steigt aus der Wunde des einen und aus dem Maule der andern auf, und diese Dämpfe begegnen sich; bald verwandeln sich die beiden Naturen, Arme treten aus dem Körper und verlängern sich bei der Schlange; sie verkürzen sich und verschwinden unter der Schuppenhaut bei dem Menschen; jene erhebt sich, dieser fällt zu Boden, und die Verdammten, die ihre Marter vertauscht haben, trennen sich, einander fluchend.

Der allgemeine Gedanke dieser unbekannten Welt, welche Dante vor unsern Augen enthüllt hat, ist an und für sich groß und erhaben. Das Dasein dieser drei Reiche der Todten, wo mindestens die Qualen sämmtlich physisch wären, und worauf die Sprache der heiligen Schrift und der Kirchenväter immer buchstäblich und ohne Bild angewendet werden mußte, war zur Zeit des Dichters ein Glaubenspunkt, über welchen die Kirche keinen Zweifel erlaubte; aber sie hatte nicht auf eine genaue Weise die verschiednen Wohnungen der Geister bestimmt, und die Trennung wie das Verhältniß der Strafen oder Belohnungen waren nicht leicht aufzufassen. Das Todtenreich der Dichter des Alterthums ist verworren und fast unbegreiflich; Dante's Todtenreich stellt sich mit einer Ordnung, mit einer Größe, mit einer Regelmäßigkeit dar, welche die Phantasie ergreifen und ihr nicht mehr erlauben, wenn sie es einmal aufgefaßt hat, es sich anders vorzustellen. Ein schrecklicher Schlund

nimmt das Innere der Erde ein, gewunden wie ein ungeheurer Trichter, dessen Fläche, statt einförmig zu sein, durch Stufen zerschnitten wird; er endigt zuletzt im Mittelpunkt der Erde selbst, welchen Lucifer einnimmt, dieser fürchterliche Kaiser des schmerzenvollen Reiches, der, bis auf die Mitte des Körpers in Eis versenkt, und über einem gefrornen Ocean sechs gigantische Flügel schwingend, an den Verdammten selbst die Rache Gottes ausübt, deren Diener und Opfer er zu gleicher Zeit ist. Die ganze Schaar der Geister der Nacht, die seine Partei in dem Aufstand gegen den Ewigen ergriffen, ist ebenfalls in die Hölle versetzt, um ohne Unterlaß ihre Bosheit an den Menschen zu üben, indem sie ihre Strafen theilen. Eine lange Höhlung führt von dem Mittelpunkt der Erde wieder zum Tageslichte; sie mündet am Fuß eines Berges auf der Hemisphäre, die uns entgegengesetzt ist: seine Gestalt ist das Gegenbild von der Gestalt der Hölle; es ist ein großer Kegel, auf welchem Stufen die gesonderten Wohnungen der Seelen bilden, die im Fegefeuer die Buße ihrer verzeihlichen Fehler erfüllen; die Engel bewachen die Uebergänge, und so oft sie einer Seele erlauben, sich zum Himmel aufzuschwingen, erschallt der ganze Berg von den Danksagungen aller Bewohner des Fegefeuers. Auf dem Gipfel ist das irdische Paradies befindlich, das gleichsam die Verbindung zwischen der Erde und den Himmeln bildet. Letztere erheben sich sodann vermöge einer dritten Schnekkenlinie von Sphäre zu Sphäre bis zum Throne des Allerhöchsten. So sind der Abgrund und das Empyreum nach einerlei Plan entworfen, und die Welt der Todten hat von dem Genie des Dante jene mannichfache, stets sich selbst ähnliche und stets neue Symmetrie erhalten, welche der eigenthümliche Charakter der Werke des Schöpfers zu sein scheint.

Das Gedicht des Dante ist in hundert Gesänge getheilt, jeder von hundertunddreißig oder hundertundvierzig Versen; der erste Gesang ist eine Art von Einleitung in das ganze Werk; sodann umfassen Hölle, Fegefeuer und

Paradies, jedes dreiunddreißig Gesänge. Wir werden noch auf die schauderhaften Strafen zurückkommen, welche der Dichter in dem eisigen Ocean wahrnimmt, den Lucifer mit seinen gigantischen Flügeln fegt. Dante entsteigt dem Abgrund, indem er sich an dem Körper selbst dieses Ungeheuers festhält, er schwingt sich um den Mittelpunkt der Erde, gegen den alle Körper streben; und sich um sich selbst drehend, steigt er fortan empor, wo er hinabzusteigen geschienen. Als er zum Tageslichte unter der uns entgegengesetzten Hemisphäre gelangt ist, sieht er ein weites Meer den steilen Berg umgeben, rings um welchen die Seelen ihre verzeihlichen Fehler abbüßen. Dante beginnt, nachdem er sich an seinem Ufer gereinigt, in gewundener Linie emporzusteigen, unter Virgils Leitung, der ihn nicht verläßt. Er sieht an seinem Wege die Seelen der Erwählten sich reinigen durch lange und schreckliche Strafen; aber mitten unter ihren Leiden sieht er sie von einer lebhaften Freude beseelt, da ihr Glaube sich in Gewißheit verwandelt hat und sie gewissermaßen den Himmel vor sich sehn, wohin sie einst gelangen sollen. Die Engel, welche die verschiedenen Umkreise des Berges bewachen, oder welche, strahlend in Licht, sie durcheilen, um die Befehle des Allerhöchsten zu überbringen, verbreiten allenthalben, mitten unter den zeitlichen Qualen, die Herrlichkeit des Himmels.

Das Interesse mindert sich indeß in diesem Theile des Gedichts; man hat keine Idee mehr von Gefahr für den Helden, welcher stets in Gesellschaft der himmlischen Wächter dieses Reinigungsortes ist; da ist keine Neuheit in den Strafen, welche nach denjenigen, die man in der Hölle gesehn, die Phantasie nicht mehr erschüttern; selbst das Interesse an den Personen scheint abzunehmen; die Lebendigkeit der Hoffnung, die sie beseelt, macht sie gegen ihren jetzigen Zustand gleichgültig, und stumpft für sie das Andenken an das vergangene Leben ab, so daß sie selbst nicht genugsam bewegt sind, um heftig zu bewegen. Der Dichter, der diese Kälte

wahrnimmt, will das Interesse durch philosophische oder theologische Untersuchungen beleben; er zieht nach und nach alles hinein, was er in den Schulen über die spitzfindigsten Fragen der Metaphysik gehört hat; aber seine Art zu folgern, die zu der Zeit, als er schrieb, gründlich schien, stößt heutiges Tags oft zurück, wo man nicht mehr die Autorität der Lehrer an die Stelle der Vernunft setzt. Ueberdies scheint sie überall der Poesie fremd, und man ermüdet an langen Gesprächen, welche den Gang der Handlung unterbrechen.

Von Zeit zu Zeit erwecken Einige von denen, welchen Dante begegnet, das Interesse wieder; so wird man bei seinem Eintritt ins Fegefeuer gerührt von der zärtlichen Freundschaft des Musikers Casella, der sich in seine Arme werfen will; so hält im dritten Gesange ihn Manfred auf, der natürliche Sohn Friedrichs und der größte König, den die beiden Sicilien gehabt haben. Er trägt dem Dante auf, zu seiner Tochter Constenza, der Gemalin Peters III. von Aragon, und Mutter Friedrichs, des Rächers der Sicilianer, zu gehn; er will sie über sein Schicksal trösten und die grausamen Zweifel zerstreuen, welche der Papst und die Priester erweckt hatten. Nicht zufrieden, ihn während seines Lebens zu verfolgen, seinen Namen durch verläumderische Beschuldigungen zu beflecken und ihn vom Thron zu stürzen, hatten sie auch seine ewige Verdammniß aussprechen wollen; sie hatten seinen Leichnam aus dem Grabe gerissen und ihn an den Ufern eines Flusses liegen lassen, als den Körper eines Rebellen gegen die Kirche und eines Excommunicirten; und doch hatte Gott, dessen Erbarmen nicht nach dem Erbarmen der Menschen gemessen wird, ihn aufgenommen, hatte ihm vergeben und bestimmte ihn einer seeligen Ewigkeit; denn weder die Verwünschungen der Priester noch die entsetzlichen Feierlichkeiten des Kirchenbanns reichen hin, von den Sündern die ewige Liebe abzuwenden. So versprach das Gedicht des Dante gewissermaßen den Kindern Nachrichten von ihren Vätern und belebte die Hoffnung,

indem es das Loos des Menschen nach dem Tode gleichsam auf das sichere Zeugniß des Anblicks erzählte.

Dante zeigt uns, im sechsten Gesange, allein, stolz und entrüstet die Seele Sordello's, des Troubadouren von Mantua, von welchem wir im vierten Kapitel gesprochen haben. Das Erkennen Sordello's und Virgils führt einen heftigen Ausfall auf Italien herbei, eins von den beredtesten Stücken des Fegefeuers. Aber um die Gefühle des Verfassers zu theilen, muß man sich an die politischen Stürme, deren Beute damals Italien war; an das lange Interregnum des Reichs, das in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts alle Bande zwischen den verschiedenen Mitgliedern, die es einst bildeten, zerrissen hatte; an den Ehrgeiz der Päpste, die sich auf dem Ruin der alten Staatshäupter zu erheben bemüht waren; an die ungestümen Leidenschaften der Bürger, die, um ihren Privathaß zu befriedigen, unaufhörlich der Freiheit ihres Vaterlandes zu nahe traten; endlich an die Lage Dante's selbst erinnern, der durch den Triumph einer feindlichen Partei aus Florenz verbannt und gezwungen war, bei den Kaisern Hülfe zu suchen, die ihr Ansehen in Deutschland herzustellen anfingen, aber Italien kaum einige flüchtige Blicke vergönnt hatten.

Italien, Aufenthalt der feilsten Banden,
Du Schiff im Ungewitter ohne Steuer,
Nicht Landesherrin, nein, ein Haus der Schande.
Wie war die edle Seele so voll Feuer
Allein bei seines Landes süßem Schall!
Wie war der Landsmann ihm so lieb und theuer!
Nun rüsten sich zum gegenseit'gen Fall
Die Bürger deiner Stadt, um sich zu morden,
Sie, die umringt Ein Graben und Ein Wall.
Späh nur, Heillose, rings an allen Borden
Von deinen Meeren, und sodann ermiß,
Daß ihnen Noth nur ist zu Theil geworden.
Was frommt es, daß dir Zaum gab und Gebiß
Justinian, wenn leer der Sattel blieben?

Vergrößert hat nur deine Schande dieß.

. . . . . .

O deutscher Albrecht, der die ungestümen
Verwilderten nicht scharf genug gehalten,
Du hättest anziehn sollen ihre Riemen!
Der Gottheit hehres Recht und strenges Walten
Fall' auf dein Blut, kundbar und unerhöret,
Auf daß, der nach dir folgt, recht möge schalten!
Du und dein Vater, ihr habt nicht gewehret,
Weil ihr aus Habsucht wart in Deutschlands Gauen:
Drum ist des Reiches Garten nun zerstöret.

Nachdem er dem Kaiser die Zwietracht der Ghibellinenhäupter, die Unterdrückung seiner Edelleute und die Hülflosigkeit Roms vorgerückt; nachdem er von der Vorsehung Rechenschaft über eine Anarchie gefodert, die den Absichten, die sie verkündigt hatte, entgegen scheint, wendet er sich mit bitterer Ironie an sein Vaterland selbst; er wirft ihm den allgemeinen Ehrgeiz in allen Ständen, die Unbeständigkeit, mit der es unaufhörlich seine Gesetze, sein Geld und seine Magistratspersonen wechselt, und das Prahlen mit Tugenden vor, die es auszuüben aufgehört hat.

In dem zwanzigsten Gesange und auf der fünften Terrasse des Fegefeuers, wo die Seelen für ihren Geiz büßen, begegnet Dante dem Hugo Capet, dem Vater des Königes gleiches Namens; und sein Haß gegen die Könige von Frankreich, die seinen Unterdrückern Beistand geleistet und den Untergang seines Vaterlandes verursacht hatten, offenbart sich in der Rede, die er ihn halten läßt.

Ich bin des bösen Baumes Wurzelkern,
Deß Schatten alle Christenheit umdichtet,
Daß fast jedwede Frucht bleibt fern und fern.

. . . . . .

Ich wurde Hugo Capet dort genennt.
Philipp und Ludwig ich die Söhne hieß,
Die Frankreich nun als seine Herrscher kennt.
Ich war Sohn eines Schlächters zu Paris.

Die Kön'ge alle mußten damals enden,
Bis auf den einzigen im grauen Fries.
Des Reiches Ruder war in meinen Händen:
Ich bracht' an Gut und Schätzen viel zusammen;
Durch Freunde wußt' ichs endlich schlau zu wenden,
Und sah die Krone auf dem Haupte flammen
Von meinem Sohn, dem Thäter großer Dinge,
Von dem die heiligen Gebeine stammen.
So lange jenes große Leibgedinge
Meinem Geschlecht noch nicht entriß die Schaam,
That's keinem weh, doch war's auch nur geringe:
Doch als es mächt'ger ward, blieb es nicht zahm,
Log, trog und stahl; worauf, dies gut zu machen,
Es Ponthieux, Normandie, Gascogne nahm.
Dann ließ den Conradin, dies gut zu machen,
Carl bluten; sendete zum Himmel drauf
Den heiligen Thomas, dies gut zu machen.
Schon seh' ich, wie nach kurzer Jahre Lauf
Ein andrer Carl hervor aus Frankreich sprenget,
Der offenbart dann sich und seinen Hauf,
Indem er einzig mit der Lanze dränget,
Mit welcher Judas focht: dann kommt der Tag,
Wo er den Bauch den Florentinern sprenget.
Nicht Land gewinnt er dann, nein Sünd' und Schmach,
Und diese wird um so viel wen'ger schlafen,
Je übermüthig kecker er verbrach.
Und der gefangen ging aus Schiff und Hafen,
Verkauft sein eigen Kind um Geld und Gut,
Wie's die Corsaren machen mit den Sclaven.
O kannst du weiter gehn, Geiz, in der Wuth,
Als du an meinem Stamme dich vergangen,
Daß er nicht scheut sein eigen Fleisch und Blut!
Doch klein ist, was zukünftig, was vergangen:
Seh' in Alagna ich der Lilie Strahl,
Im Stellvertreter Christus selbst gefangen.
Ich sah verspottet ihn zum zweiten mal,
Und Gall' und Essig reicht man ihm von neuen,
Zwischen lebend'gen Räubern Todesqual.

Das Fegefeuer ist in mehrern Hinsichten ein verringertes Bild der Hölle, indem die gleichen Verbrechen daselbst mit Strafen von gleicher Art, die jedoch, weil die Buße des

Schuldigen seinem Tode vorhergegangen, nur vorübergehend sind, bestraft werden. Indeß hat Dante hier viel weniger Abwechslung in die Verschuldungen und ihre Bestrafung gebracht. Nachdem er lange bei denjenigen verweilt, die, weil sie die Bekehrung verschoben, außerhalb der Pforte des Fegefeuers zurückgehalten werden, geht er der Reihe nach die sieben Todsünden durch. Die Stolzen werden von ungeheuern Lasten gedrückt; die Neidischen, bedeckt mit langen Kutten, haben die Augenwimper mit einem Eisendraht verschlossen; die Zornigen werden von Rauch erstickt; die Trägen sind gezwungen unablässig zu laufen; die Geizigen liegen mit dem Gesicht auf der Erde; die Schlemmer leiden die Qualen des Hungers und Durstes, und die der Unenthaltsamkeit ergeben waren, büßen sie im Feuer ab. Das Schauspiel ist demnach viel beschränkter, die Handlung langsamer; und da Dante dem Fegefeuer gleiche Länge mit den beiden andern Theilen seines Gedichts hat geben wollen, so schleppt der Gang; leere Gespräche, Visionen und Träume füllen die Gesänge aus und erwecken einige Ungeduld in dem Leser, der gern das Ziel dieser mysteriösen Reise erreichen möchte.

Dante gelangt, nachdem er die sieben Terrassen des Fegefeuers zurückgelegt hat, im achtundzwanzigsten Gesange ins irdische Paradies, das auf der Höhe des Berges liegt. Er macht davon eine anmuthvolle Beschreibung, die jedoch zu sehr mit scholastischen Untersuchungen vermischt ist. In dieses irdische Paradies steigt Beatrix, das Weib, das er geliebt hatte, vom Himmel herab, um mit ihm zusammenzukommen: der Gegenstand seiner ersten Liebe ist zu gleicher Zeit für ihn ein Gnadendiener und das Werkzeug der göttlichen Weisheit; alle edelsten Gefühle, alle erhabensten Gedanken knüpfen sich an sie, die sein Herz verehrt. Seit Beatrix für ihn nur noch im Himmel lebte, stellte sie sich seinem Andenken nur noch als eine Offenbarung der Güte Gottes dar: sie nimmt den ersten Platz in seinem Gedichte

ein; sie hat Virgil den Befehl gegeben, ihn zu führen; sie hat ihm die Pforten der Hölle öffnen lassen; sie hat für ihn alle Hindernisse beseitigt; ihre Befehle werden in den drei Reichen der Todten verehrt; aber in ihrer Herrlichkeit wird sie in den Augen ihres Liebhabers eins mit der Theologie, und man kann zuweilen versucht werden, sie für eine allegorische Person zu nehmen. Während sie zu ihm kommt, während er erbebt in ihrer Gegenwart durch die Macht seiner ersten Liebe, selbst noch ehe er sie erkannt hat, verläßt ihn Virgil, der ihn bis zu diesen Orten begleitet hatte. Die Reden der Beatrix, die ihm seine ersten Fehler vorwirft und sich bemüht, sein Herz zu läutern, sind vielleicht der Lage nicht würdig. Je mehr Dante dem Himmel sich nähert, um so mehr will er von der menschlichen Sprache sich entfernen; und dadurch wird er oft so dunkel, daß die Schönheiten, die er noch behält, unserm Gesicht entgehen. Auch will er, um die Sprache des Himmels wieder zu geben, die Sprache der Kirche borgen, und mischt eine so große Menge lateinischer Verse und Gesänge in sein Gedicht, daß man unaufhörlich durch die Verschiedenheit der Prosodie, des Klanges und der Wendungen beider Sprachen aufgehalten wird.

Endlich will Dante keine menschlichen Maschienen oder menschlichen Kräfte im Himmel anwenden; daher kommt es, daß er durch die bloße Macht seiner Sehnsucht sich daselbst erhebt und fortbewegt, indem er den Blick auf die Sonnenbahn heftet. Man versteht ihn kaum; und während man sich bemüht, sich von seinen räthselhaften Worten Rechenschaft zu geben, vermag man nicht, sich ihm anzuschließen, sich für ihn zu interessiren. In der Hölle machte er von einem Uebernatürlichen Gebrauch, das in Beziehung mit unsrer Natur stand; es war ein Uebermaß der Kräfte, ein Uebermaß der Uebel, die wir kennen. Indem er aus dem Fegefeuer hinaus und in den Himmel eintritt, gleicht das Uebernatürliche, das er uns darstellt, unsern

schwankendsten Träumen; er nimmt Kräfte an, deren wir uns nicht bewußt sind; er ruft weder unsre Erinnerungen, noch unsere Gewohnheiten in uns zurück; er wird nie ganz verstanden und ermüdet uns selbst mit unserm Staunen.

Die ersten Wohnungen der Seeligen sind der Mondhimmel, derjenige unter den Himmeln, der sich am langsamsten dreht und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten am entferntesten ist. Er faßt die Seelen derer in sich, die das Gelübde der Jungfräulichkeit und der Religion gethan, und gezwungen worden, darauf Verzicht zu thun. Aber obgleich Dante die Seeligen in Classen abtheilt, so kann doch ihre ganz in der Anschauung bestehende Seeligkeit keine Grade zulassen, indem er damit anfängt, eine der Seelen sagen zu lassen: „O Bruder, unsern Willen beschwichtigt „die Tugend der Liebe, die uns nur das zu begehren erlaubt, „was wir haben, und nicht nach anderm uns treibt. Wenn „wir begehrten, höher zu stehn, so würde unsre Begierde „in Zwiespalt sein mit dem Willen dessen, der hier entschei„det.“ Das kann wahr sein, aber aus dieser Ruhe der Seelen entspringt eine Kälte, die sich über den ganzen übrigen Theil des Gedichts verbreitet. Die theologischen Untersuchungen thun dem Interesse noch mehr Eintrag. Beatrix lös't alle Zweifel Dante's über die Verbindung der Seelen mit dem Körper, über die Gelübde, über den freien Willen u. s. w.; aber es ist schwer, unserm Verstande über diese dunklen Fragen, selbst in der philosophischsten Prosa, Gnüge zu leisten; während die poetische Form und die Autorität Beatricens, die ohne Sendung im Namen Gottes spricht, das noch mehr verdunkelt, was gehörig zu begreifen uns nie gelingen wird.

Das Gedicht vom Paradiese enthält sehr wenig Beschreibungen; der Mahler, der so grause Bilder von der Hölle zu entwerfen verstand, hat nicht versucht, uns den Himmel vor Augen zu stellen. Man verläßt den Ring des Mondes, ohne ihn kennen gelernt zu haben; man kommt

zum Ringe des Mercurs, ohne ihn mehr kennen zu lernen; aber an jedem neuen Wohnorte stellt der Dichter irgend einen großen Mann dar, dessen Name die Neugierde erregt. Im zweiten Himmel, im sechsten Gesang, findet er Justinian, der sich ihm zeigt, weit entfernt von den Schwächen und Fehlern, die Procop in seiner geheimen Geschichte uns kennen lehrt, in der Gestalt, wie die Rechtsgelehrten in ihrer abgöttischen Verehrung gegen den Vater ihrer Wissenschaft ihn zu schildern sich bemüht haben.

Im dritten Himmel, dem Himmel der Venus *), findet Dante die Schwester des Ezzelino di Romano, Cunizza, welche ihm die Umwälzungen der trevisanischen Mark vorhersagt. Im vierten, oder dem Sonnenhimmel, **) erzählen ihm der heilige Thomas von Aquinum, und der heilige Bonaventura von der Herrlichkeit des heiligen Franciscus und des heiligen Dominicus. Im Himmel des Mars ***) sind die Seelen derer, welche für den wahren Glauben gekämpft haben. Er sieht unter ihnen Cacciaguida degli Elisei, seinen Urältervater, der auf dem Kreuzzuge getödtet worden. Cacciaguida erzählt ihm von der Hoheit seines Geschlechts; er macht ihm eine Schilderung von den strengen Sitten des alten Florenz unter der Regierung Conrads des Saliers; er zeigt an, indem er sie charakterisirt, welche Familien schon mächtig waren, welche gesunken sind, welche seit dem sich erhoben haben. Endlich sagt Cacciaguida dem Dante selbst die Verbannung vorher, womit er bedroht sei: „Alles, was dir das Theuerste ist, wirst du ver„lassen müssen; und das ist der Pfeil, den der Bogen der „Verbannung zuerst auf dich abschnellt. Du wirst erfah„ren, wie bitter fremdes Brodt schmecke, und welche harte „Bahn man wandle, wenn man auf fremder Stiege auf-

*) Paradiso, Canto VIII.

**) Ebendas. Canto X.

***) Ebendas. Canto XIII.

„und niedersteigt. Und was deine Schultern am meisten „drücken wird, ist die böse und verruchte Gesellschaft, mit „welcher du in diesen Abgrund hinabstürzen wirst." *) Indeß muntert Cacciaguida den Dante auf, der Welt bekannt zu machen, was er in dem Reiche der Todten gesehn, sich hinwegsetzend über die Furcht, diejenigen zu beleidigen, deren Schmach er enthüllen werde.

In dem sechsten Himmel oder dem Himmel des Jupiters werden diejenigen belohnt, welche das Recht mit Redlichkeit verwaltet; im siebenten oder dem Himmel des Saturns diejenigen, die sich dem beschaulichen oder einsiedlerischen Leben gewidmet haben; im achten sieht Dante den Triumphzug Christi, begleitet von der Schaar der Seeligen und der Jungfrau Maria selbst; sein Glaube wird von Petrus, seine Hoffnung von Jacobus, seine Liebe von Johannes geprüft und gebilligt; Adam endlich sagt ihm, welche Sprache er im irdischen Paradiese gesprochen habe.

Der Dichter erhebt sich darauf zur neunten Sphäre, wo sich ihm das göttliche Wesen, jedoch verhüllt von drei Hierarchien von Engeln, die es umringen, offenbart; die Jungfrau Maria, die Heiligen des alten und neuen Testaments zeigen sich ihm auch im Empyreum oder zehnten Himmel. Alle seine Zweifel werden von den Heiligen oder von Gott selbst aufgeklärt; und das Gedicht schließt mit einer Betrachtung über die Verbindung der beiden Naturen in der Gottheit.

---

*) Paradiso, Canto XVII; v. 55.

Tu lascerai ogni cosa diletta
Più cara mente: e questo è quello strale,
Che l' arco dell' esilio pria saetta;
Tu proverai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e come è duro calle
Lo scendere e' l salir per l' altrui scale;
E quel che più ti graverà le spalle,
Sarà la compagnia malvaggia e scempia,
Con la qual tu cadrai in questa valle.

Das Versmaaß, dessen Erfinder Dante wahrscheinlich war und in welchem sein ganzes Gedicht geschrieben ist, hat den Namen Terza rima erhalten; es ist seit dem insbesondere für die philosophischen Gedichte, Satiren, Episteln und Allegorien bestimmt worden; aber es ist für epische Gedichte nicht minder geeignet, weil die Erzählung, statt unterbrochen zu werden, wie in den Ottaven oder Strophen der spätern italienischen Dichter oder selbst den Quadrains der französischen Dichtkunst, fortwährend durch die Erwartung des Reims verbunden ist. Es sind Couplets von drei Versen, welche auf solche Weise geordnet sind, daß der Mittelvers jedes Couplets mit dem ersten und dritten Vers des folgenden Couplets reimt. Diese stete Verkettung dient dem Gedächtniß zu einer eigenen Unterstützung, weil jedes Couplet, das man aus dem Gedichte wählt, durch zwei seiner Reime an das vorhergehende und durch einen Reim an das nachfolgende Couplet erinnert. Die so verknüpften Verse sind elfsylbig, wie alle italienschen heroischen Verse; sie zerfallen, wie wenigstens angenommen wird, in fünf Jamben, auf deren letzten eine kurze Sylbe folgt.

Um die Natur dieses Sylbenmaaßes noch anschaulicher zu machen, möge hier noch die Episode vom Ugolino Platz finden, so unvollkommen auch die Uebersetzung bei den Schwierigkeiten der Form ist, und so wenig sie die Herrlichkeit dieses berühmten Bruchstücks wiedergiebt. Dante, der in den letzten Kreis der Hölle gekommen ist, sieht die Vaterlandsverräther in ewigem Eise eingefroren. Zwei Köpfe, einer dicht an dem andern, erhoben sich über dem Eise; der eine war der Kopf des Grafen Ugolino Gherardesca, der durch eine Reihe von Verräthereien sich der Oberherrschaft über sein Vaterland bemächtigt hatte; der andre war der Kopf Ruggieri's dei Ubaldini, Erzbischofs von Pisa, der durch ein nicht minder verbrecherisches Verfahren über jenen triumphirt, ihn mit seinen vier Söhnen oder Enkeln hatte gefangen nehmen und Hungers sterben lassen.

Dante, der sie nicht erkennt, sieht Ugolino das Hirn Ruggieri's, der sich vor ihm befindet, nagen; er befragt ihn über die Ursachen seines Hasses; hier hebt der dreiunddreißigste Gesang an.

Den Mund erhub vom grausenvollen Essen
Der Sünder drauf, und wischt' ihn an den Haaren
Des Haupts, das er von hinten angefressen.
Drauf er begann: Du willst mir nicht ersparen
Den grimmen Schmerz, darob mein Herz muß brechen
Beim Denken schon, noch vor dem Offenbaren.
Doch weil vielleicht mich deine Worte rächen
Durch Schmach an dem Verräther, den ich zehre,
Sollst du zugleich mich weinen sehn und sprechen.
Ich weiß nicht, wer du bist, noch vom Begehre,
Darum du kommst, doch muß ich warlich schließen,
Du seiest aus Florenz, wenn ich dich höre.
Graf Ugolino war ich, sollst du wissen,
Und Erzbischof Ruggieri ist dies Wesen;
Hör' itzt, warum ich also ihn zerbissen.
Daß kraft verruchten Anschlags dieses Bösen
Ich, der mich ihm vertraute, ward gefangen
Und umgebracht, ist dir wohl kund gewesen.
Doch deß du noch nicht mochtest Kund' erlangen,
Das heißt, wie grausamlich ich mußte enden,
Das hör' und sieh, ob Kränkung ich empfangen.
Ein schmales Fenster in des Thurmes Wänden,
Der drauf den Namen Hungerthurm erhalten,
Dahin man nach mir Andre noch wird senden,
Hatte schon ein'ges Licht durch seine Spalten
Mir offenbart, da sollte die Geschicke
Der Zukunft mir ein böser Traum entfalten.
Als Herr und Meister daucht' er meinem Blicke
Zu jagen Wolf und Wölflein an der Höhen,
Die Pisa wehrt, daß es nach Lucca blicke.
Mit gieren magern Hunden mußt' ich sehen
Gualandi mit Lanfranchi und Sismunden
Zuvorn an der Verfolger Spitze stehen.
Des Vaters und der Söhne Kräfte schwunden
Nach kurzem Lauf, so schien mir's, und ich schaute
Mit scharfen Hauern ihren Leib verwunden.

Als ich erwacht war, wie der Morgen graute,
Da hört' ich meine mitgefangnen Kleinen
Nach Brodt im Schlafe schrein mit bangem Laute.
Wohl bist du hart, will dir's nicht schrecklich scheinen,
Wenn du bedenkst, wie mir dabei geschahe;
Und weinst du nicht, was bringt dich dann zum Weinen?
Wir waren wach, und schon die Stunde nahe,
Wo man uns pflegte Speise zu gewähren,
Doch nach dem Traum sich keiner Guts versahe.
Da mußt' ich unter uns verriegeln hören
Die Thür des Schreckenthurms; drum stumm gemeinet
Ich auf die Söhne thät mein Auge kehren.
Ich weinte nicht, so war mein Herz versteinet;
Doch weinten sie, und mein Anselmo fragte:
O! sage Vater, was dein Starren meinet.
Darob ich doch nicht weint' und nichts auch sagte
Den ganzen Tag, bis auch die Nacht gewichen,
Und es dem Erdenrunde wieder tagte.
Und als sich auch ein matter Strahl geschlichen
In unsre Schmerzensgruft und ich gesehen
Vier Angesichter, die dem meinen glichen:
Nagt' ich mir beide Händ' in wilden Wehen;
Sie meinten, es gescheh' aus Hungers Leiden,
Und jeder war beflissen aufzustehen,
Und sprach: Wir werden, Vater, minder leiden,
Wenn du uns essen willst, von dir empfingen
Wir dieses Fleisch, du kannst uns auch entkleiden.
Um sie zu trösten, mußt' ich mich bezwingen.
Zwei Tage ward darauf kein Laut vernommen;
Wie konnt'st du, harte Erd', uns nicht verschlingen!
Als bis zum vierten Tage wir gekommen,
Da fällt man Gaddo vor mir hin, verziehet
Den Leib und ruft: Will keine Hülfe kommen?
Hier starb er; drauf, wie mich dein Auge siehet,
Sah ich, wie einzeln auch die drei verblaßten
Am fünft' und sechsten Tag, und war bemühet,
Schon blind, jedwede Leiche zu betasten;
Rief dann noch zween Tage die schon Todten,
Bis endlich mehr als Schmerzen that das Fasten.

Zehntes Kapitel.

Einfluß des Dante auf sein Zeitalter; Petrarca.

Wenige Meisterwerke haben besser die Kraft des menschlichen Geistes offenbart, als das Gedicht des Dante: völlig neu in seiner Verbindung wie in seinen Theilen, ohne Vorbild in irgend einer Sprache, war es das erste Denkmal der neuern Zeiten, das erste große Werk, das man in irgend einer der entstandnen Literaturen abzufassen gewagt hatte. Es war den wesentlichen Regeln der Kunst, denjenigen, die unveränderlich sind, gemäß: man erblickt Einheit des Zwecks, Einheit des Ganges, den Stempel eines mächtigen Genie's, das zu gleicher Zeit das Ganze und seine Theile sieht, das mit Leichtigkeit die größten Massen vertheilt, und stark genug ist, das Ebenmaaß zu beobachten, ohne je deßhalb Zwang zufühlen. In jeder andern Rücksicht lag das Gedicht Dante's außerhalb der alten Regeln der Dichtkunst; es gehörte eigentlich keiner Gattung an, und Dante konnte nur nach den Gesetzen beurtheilt werden, die er sich selbst gegeben hatte. Er hatte sein Werk eine Komödie genannt, um sich bescheidentlich dem Virgil unterzuordnen, als dessen Eigenthum er die tragische Gattung ansah; die gänzliche Unbekanntschaft mit der dramatischen Kunst, in welcher Dante wahrscheinlich nicht einen einzigen Versuch kannte, hatte ihn zu diesem Irrthum in den Namen verleitet, der uns

heutiges Tags in Verwunderung setzt. Seine Landsleute, welche den Titel beibehalten, den er seinem Werke gegeben, nennen es noch die göttliche Komödie: ein Name, der keinem andern ähnlich ist, muß bei einem Werke beibehalten werden, das seines Gleichen nicht hat.

Der Ruhm des Dante, der bei seinen Lebzeiten begann, und ihn früh über alles erhob, was Italien Großes hatte, trug sehr wenig zu seinem Glücke bei. Er war zu Florenz 1265 in der edeln und ausgezeichneten Familie der Alighieri geboren, welche der Partei der Guelfen anhing. Von seiner ersten Kindheit auf von Liebe entzündet für Beatrix, die Tochter des Folco dei Portinari, verlor er sie in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren. Er war sein ganzes Leben hindurch dem Andenken an eine Liebe getreu, die funfzehn Jahre hindurch die ganze Entwickelung seines Geistes begünstigt und auf diese Weise sich mit allen seinen edelsten Empfindungen, mit allem, was er Erhabnes in seinem eignen Herzen fand, verbunden hatte. Wahrscheinlich war Beatrix schon zehn Jahre todt, als Dante, die Ausarbeitung eines Gedichts beginnend, das ihn bis an das Ende seines Lebens beschäftigte, die erste Stelle in seinen Versen dem Weibe anwies, das er so zärtlich geliebt hatte. Göttliche und menschliche Bilder vereinigten sich in diesem Gegenstande seiner Anbetung, und jene Beatrix im Paradiese erscheint abwechselnd als die geliebteste der Frauen und als das Sinnbild der göttlichen Weisheit. Daher sah der Vater der neuern Dichtkunst, statt die Liebe nach der Weise der Alten zu behandeln, in ihr ein reines, erhabnes, religiöses Gefühl, das die Seele veredelte und heiligte; keiner von denen, die sich nach seinem Beispiel bildeten, brachte derjenigen, die er liebte, je eine herrlichere und rührendere Huldigung dar. Familienverhältnisse bewogen indeß Dante, sich 1291, ein Jahr nach Beatricens Tode, zu verheirathen; er verband sich mit Gemma die Donati, deren halsstarriger und heftiger Charakter sein

häusliches Leben vergiftete. Er hat nie in seinen Werken von ihr gesprochen, obgleich er das ganze Weltall darin darstellte; und ohne Zweifel geschieht es selbst aus Achtung für sie und ihre Familie, daß er nicht weiter von Corso Donati, dem Oberhaupte der der seinen entgegengesetzten Partei, und seinem gefährlichsten Feinde spricht. Dante Alighieri hatte die Waffen für sein Vaterland in der Schlacht von Campaldino gegen die Aretiner im J. 1289, und in dem Feldzuge von 1290 gegen die Pisaner getragen, ein Jahr nach der Ermordung des Grafen Ugolino. Er trat sodann ein obrigkeitliches Amt an, in dem für sein Vaterland verderblichen Zeitraum des Bürgerkrieges zwischen den Weißen und Schwarzen. Er wurde angeklagt, daß er die erstern begünstigt habe zu der Zeit, wo er Mitglied des obersten Raths gewesen; und als Carl von Valois, der Vater Philipps VI., nach Florenz berufen wurde, um die beiden Parteien zu versöhnen, ward Dante im J. 1302 zu einer seine Vermögensumstände zu Grunde richtenden Geldbuße und zur Verbannung verurtheilt; bald darauf wurde er und seine Anhänger durch einen zweiten Urtheilsspruch eines Revolutionsgerichts in Contumaciam verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Von nun an war Dante genöthigt, bei denjenigen ghibellinischen Fürsten Italiens eine Freistätte zu suchen, welche verfolgte ehemalige Guelfen in ihr Bündniß aufnehmen mochten; und er selbst ergriff eine vormals seinen Meinungen entgegengesetzte Partei, zu welcher jedoch Verbannung und Mangel seine Zuflucht zu nehmen ihn zwangen. Er lebte einige Zeit bei dem Marquis Malaspina in Lunigiano, bei dem Grafen Boson zu Gubbio, bei den beiden Brüdern della Scala, Herrn von Verona; allenthalben aber machten der Stolz seines Charakters, der sich um so weniger beugte, je mehr er gedrückt war, und die Bitterkeit seines Geistes, die sich in anzüglichen Worten äußerte, ihm Feinde. Seine Versuche, nebst seinem Anhange mit gewaffneter Hand nach Florenz zurückzukehren

waren ohne Erfolg gewesen; seine flehentlichen Bitten an das Volk waren verworfen worden: die Hoffnung, die er auf Kaiser Heinrich VII. gesetzt hatte, schwand bei dem Tode dieses Monarchen. Er starb endlich zu Ravenna den 14. Sept. 1321 bei Guido Novello da Polenta, dem Herrn dieser Stadt, der ihn nicht als Beschützer sondern als Freund aufgenommen und ihm kurz vorher ein ehrenvolles Zeichen von Vertrauen dadurch gegeben hatte, daß er ihm eine Sendung nach Venedig übertrug.

Aber als Dante todt war, schien ganz Italien um ihn zu trauern; die Abschriften seines Gedichts hatten sich vervielfältigt; allenthalben war man beschäftigt, es mit Commentaren zu versehn. Im J. 1350 trug der Erzbischof und Herr von Mailand, Johann Visconti, sechs gelehrten Männern, zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei Alterthumsforschern von Florenz, auf, durch ihre Arbeiten alles aufzuklären, was in der göttlichen Komödie könnte dunkel geblieben sein. Zwei Lehrstühle wurden gestiftet, der eine zu Florenz, im J. 1373, der andre zu Bologna, um den Dante der studirenden Jugend zu erläutern. Zwei mit Recht berühmte Männer, Boccaccio und Benvenuto von Imola, wurden damit beauftragt, und vielleicht erlangte nie ein Mann bei der Generation, welche der seinigen folgte, ein minder bestrittenes Ansehn, einen unmittelbarern Einfluß.

Die Commentare, die man uns über den Dante gegeben hat, liefern einen neuen Beweis von der Ueberlegenheit dieses großen Mannes; man sieht hier mit Verwunderung seine besoldeten Verehrer außer Stand, seine wahre Größe zu würdigen. Dante selbst scheint in seinem lateinischen Werke, De vulgari eloquentia, nichts von dem allen zu wissen, was er für die italienische Literatur gethan. Er bleibt, wie seine Erklärer, bei der Reinheit, bei der Correctheit stehn; und doch ist er weder rein noch correct, sondern Schöpfer; man sieht ihn um des Reimes willen eine große

Menge barbarischer Wörter gebrauchen, die in seinen Versen nicht weiter vorkommen; aber wenn er erschüttert ist, wenn er erschüttern will, findet er in dem Italienischen des dreizehnten Jahrhunderts einen Reichthum von Ausdrücken, eine Reinheit, eine Anmuth, die er zuerst der Sprache gegeben, und die ihr nach ihm geblieben sind. Seine Personen schreiten einher und athmen; seine Gemälde sind die Natur selbst; seine Sprache spricht stets zugleich zur Phantasie und zum Verstande, und man findet kaum eine Terzine, die sich nicht mit dem Pinsel darstellen ließe. Die große Gelehrsamkeit des Dante hat auch die Bewunderung seiner Ausleger erregt, und in der That scheint der Dichter alle Kenntnisse in sich vereinigt zu haben, welche sein Zeitalter schmückten: in seinem Buche sind sie niedergelegt; es zeigt sehr genau an, wie weit die Wissenschaft gekommen war; es zeigt auch, wie viel des Weges sie noch zurückzulegen hatte, um dem Geiste zu genügen.

Wäre uns nicht Ginguené in seiner gelehrten Geschichte der italienischen Literatur vorangegangen, so würden wir uns bemühn, die mit Dante gleichzeitigen Dichter flüchtig kennen zu lehren, diejenigen, welche ihn zum Muster nahmen, und diejenigen, welche die schon von den Provençalen eröffnete Laufbahn verfolgten. Ich besorge weniger, seine Fußtapfen zu betreten, wenn ich von den großen Mustern der Literatur sprechen soll, die ich selbst gelesen, die ich mit Liebe studirt habe, und die ich nach meinem eignen Gefühl beurtheile: dieses Gefühl ist individuel, es ist stets neu bei jedem Kunstrichter; aber was alle jene Dichter von untergeordnetem Range betrifft, die ich nur aus Bruchstücken, zuweilen durch Ginguené selbst, kenne, so würde es unverständig sein, den Leser nicht auf einen Literator von so sicherm und feinem Geschmack, von einer so umfassenden und gewissenhaften Gelehrsamkeit zu verweisen, der die italienische Literatur zur Beschäftigung seines ganzen Lebens gemacht hat.

Durch ihn kann man Jacopone di Todi *) kennen lernen, jenen Mönch, der aus Demuth für einen Narren gelten wollte; der sich mit Wohlgefallen von den Kindern verspotten und auf der Gasse nachlaufen ließ; der, von seinen Obern verfolgt, lange Jahre in einem Kerker schmachtete, und mitten in diesem Elend religiöse Gesänge verfertigt hat, worin man den Schwung der Begeisterung, oft aber auch völlig unverständliche Spitzfindigkeiten eines mystischen Gefühls findet. In denselben Zeitraum gehört Francesco di Barberino, **) ein Schüler von Brunetto Latini wie Dante, und Verfasser einer Schrift über die Moralphilosophie in Versen, welche er, dem künstelnden Geiste seines Zeitalters gemäß, I documenti d'Amore betitelt hat. Cecco von Ascoli war auch ein Zeitgenosse des Dante, ***) aber sein Feind. Sein Gedicht in fünf Büchern, betitelt L'acerbo, oder vielmehr, wie es Ginguené erklärt, L'acervo, (der Haufen) ist ein Schwall von allen Kenntnissen seiner Zeit, Astronomie, Philosophie, Religion, und weit weniger merkwürdig wegen seines eignen Werthes, als wegen des jämmerlichen Todes des Verfassers, welcher im J. 1327 als ein Zauberer in einem Alter von siebzig Jahren lebendig zu Florenz verbrannt wurde, nachdem er lange Zeit Lehrer der gerichtlichen Astrologie auf der Universität von Bologna gewesen. Cino von Pistoja, aus dem Hause Sinibaldi, ****) der ein Freund des Dante war, erwarb sich in zwei Eigenschaften einen gleich glänzenden Ruf, einmal als Rechtsgelehrter durch seinen Commentar über die neun ersten Bücher des Codex, dann als Dichter durch seine Liebesgedichte an die schöne Selvaggia dei Vergiolesi, welche der Tod ihm

---

*) Gestorben 1306.

**) 1264 bis 1348.

***) 1257 bis 1327.

****) Gestorben 1337.

gegen das Jahr 1307 raubte. Als Rechtsgelehrter war er der Lehrer des Bartholo, der ihn vielleicht übertroffen hat, aber seinem Unterricht viel verdankte; als Dichter war er das Muster, das Petrarca nachahmte; und in dieser Hinsicht schadete er demselben vielleicht eben so sehr durch sein gesuchtes und gezwungnes Wesen, als er ihn durch den Wohlklang und die Reinheit seiner Schreibart belehrte. Fazio degli Uberti, der Enkel des großen Farinata, der wegen des Hasses der Florentiner gegen seinen Großvater in der Verbannung lebte und starb, that sich ebenfalls in diesem Zeitraum durch seine Sonette und Canzonen, und lange nachher durch ein beschreibendes Gedicht unter dem Titel Dettamondo hervor, in welchem er sich vorgenommen hatte, den Dante nachzuahmen und die wirkliche Welt kennen zu lehren, wie sein Vorgänger die Geisterwelt kennen gelehrt hatte; aber es fehlte viel, daß der Nachahmer sein Vorbild erreichte.

Alle diese Dichter und noch viele andre, deren Namen unbekannter sind, gleichen einander durch ihren scharfsinnigen Geist, ihre unzusammenhängenden Bilder und ihre verworrenen Gefühle. Der Geist der Zeit war durch ein gesuchtes Wesen entstellt, und man ist verwundert, bei dem ersten Aufkeimen einer Nation Schwulst und Zwang vor der Naivetät und Natur vorhergehn zu sehen. Aber diese Nation hatte sich nicht selbst gebildet, sie hatte einen fremden Geschmack angenommen, ehe sie Einsicht genug besaß, um gut zu wählen. Die Verse der provençalen Troubadouren waren von einem Ende Italiens zum andern verbreitet; alle Dichter, die auf einige Auszeichnung Anspruch machten, hatten sie gelesen, wußten sie auswendig; mehrere hatten sich selbst geübt, in derselben Sprache zu dichten, und obgleich die Italiener noch nicht selbst die Araber kannten, so empfingen sie doch auf diese Weise ihren Unterricht durch die zweite Hand. Die fast unverständlichen Spitzfindigkeiten, womit sie die Liebe behandelten, galten für Verfeinerung des

Gefühls; diese stets zwischen dem Herzen und dem Verstande, der Vernunft und Leidenschaft sich erneuenden Kämpfe und Wettstreite wurden als eine glückliche Anwendung der Philosophie auf die Künste betrachtet. Diese Schmerzen, die nichts rechtfertigt, dieses Schmachten, dieser Tod der Liebe wurden zu einer geheiligten Sprache bei den Frauen, von der man sich fast nicht ohne Unhöflichkeit hätte entfernen können; und so trat eine ganz durch Convention bestimmte Natur in der Poesie an die Stelle derjenigen Natur, welche einfache und wahrhafte Menschen in der Tiefe ihres Herzens hätten finden sollen. Aber statt diese Fehler an wenig bekannten Dichtern zu enthüllen, wollen wir uns bemühn, den Geist des ganzen vierzehnten Jahrhunderts in dem größten Manne aufzufassen, den dieses Jahrhundert in Italien hervorgebracht hat, in demjenigen, dessen Ruf der ausgebreitetste, und dessen Einfluß der bedeutendste gewesen, nicht nur auf Italien, sondern auch auf Frankreich, Spanien und Portugal. Man begreift ohne Zweifel, daß ich von dem Liebhaber Laurens, von Francesco Petrarca sprechen will.

Petrarca, der Sohn eines, wie Dante, verbannten Florentiners, war zu Arezzo in der Nacht vom 19ten zum 20sten Julius 1304 geboren und starb zu Arqua unweit Padua den 18ten Julius 1374. Er war in dem Jahrhunderte, von dem sein Leben drei Viertheile einnimmt, der Mittelpunkt aller italienischen Literatur. Ein leidenschaftlicher Liebhaber der Wissenschaften, der Geschichte und der Dichtkunst, ein enthusiastischer Bewunderer des Alterthums, prägte er durch seine Reden, seine Schriften, sein Beispiel, allen seinen Zeitgenossen jene Neigung, zur Untersuchung und zum Studium der lateinischen Handschriften ein, welche das vierzehnte Jahrhundert so herrlich auszeichnet, welche die Meisterwerke der classischen Schriftsteller erhielt in dem Augenblicke, wo sie vielleicht vernichtet werden sollten, und welche durch diese bewundernswürdigen Muster den ganzen Gang des menschlichen Geistes veränderte. Petrarca, welchen die

Leidenschaft quälte, die so viel zu seinem Ruhme beigetragen, und welcher sich selbst entfliehn oder seine Gedanken durch eine große Zerstreuung erneuen wollte, reis'te fast während der ganzen Dauer seines Lebens; er durchreis'te Frankreich, Deutschland, alle Theile Italiens; er besuchte Spanien, und in einer beständigen auf die Untersuchung der Denkmäler des Alterthums gerichteten Thätigkeit verband er sich mit allen Gelehrten, mit allen Dichtern, mit allen Philosophen; von einem Ende Europa's bis zum andern ließ er sie alle zu seiner Absicht mitwirken; er beschäftigte sie alle mit dem Gegenstande seiner Arbeiten, indem er zugleich die ihrigen leitete; und sein Briefwechsel wurde das Zauberband, das zum erstenmale die ganze europäische Gelehrtenrepublik aneinanderknüpfte. Das Zeitalter, in welchem er lebte, war das Zeitalter der kleinen Staaten; noch hatte kein einziger Fürst eine von den colossalen Mächten aufgerichtet, deren Ansehn bei Völkern fremder Zungen Furcht erwecken kann; im Gegentheil war jedes Land in eine große Menge von unabhängigen Gebieten getheilt, und der Monarch einer kleinen Stadt war in einer Entfernung von dreißig Stunden ohne Macht, und hundert Stunden von seiner Heimath nicht gekannt. Aber je mehr die politische Macht eingeschränkt war, um so mehr verbreitete sich der literarische Ruhm; und Petrarca, der Freund des Azzo di Correggio, Fürsten von Parma, des Luchino und Galeazzo Visconti, Fürsten von Mailand, des Francesco di Carrara, Fürsten von Padua, war in ganz Europa viel bekannter, viel geachteter, als alle diese kleinen Regenten. Dieser allgemeine Ruhm, den seine tiefen Kenntnisse ihm erworben hatten, und den er zum Nutzen der Wissenschaften anwendete, ward oft auch in einer politischen Laufbahn benutzt. Gewiß sind keinem Gelehrten, keinem Dichter eine so große Menge von Gesandtschaften an so große Mächte, wie der Kaiser, der Pabst, der König von Frankreich, der Senat von Venedig und alle Fürsten Italiens, übertragen worden; und sonderbar ist es, daß

Petrarca sie nicht als Bürger des Staats, der ihn mit seinen Angelegenheiten beauftragte, sondern als Bürger von ganz Europa übernahm; von seinem Ruhm erhielt er seine Sendung, und wenn er zwischen Fürsten unterhandelte, geschah es fast als Schiedsrichter, dessen Beifall jeder sich für die Nachwelt erhalten wollte.

Die ungeheuern Arbeiten Petrarca's für die alte Literatur müßten seinen Ruhm am schönsten begründen; so wurden sie in seinem Zeitalter gewürdigt, so urtheilte er selbst: jedoch ist sein Ruf heutiges Tages weit mehr auf seine italienischen lyrischen Gedichte, als auf seine bändereichen lateinischen Werke gegründet; auf jene lyrischen Gedichte, die selbst den Provençalen, dem Cino von Pistoja und den Dichtern aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts nachgebildet, hinwiederum allen ausgezeichneten Dichtern, welche die Völker des Südens gehabt, zum Muster gedient haben. Mit diesen Gedichten möchte ich meine Leser bekannt machen; wenn mindestens einige von den Schönheiten, die wesentlich mit der Harmonie und dem Colorit der musikalischsten und pittoreskesten Sprache zusammenhängen, in einer Uebersetzung erhalten werden können.

Die lyrische Gattung ist die erste, die in jeder Sprache bei der Wiedererweckung aller Literatur ausgebildet wurde; sie ist die wesentlich poetischste, sie ist die einzige, wo der Dichter sich ohne besondern Zweck den Eindrücken hingiebt. In einem Heldengedicht denkt der Dichter an seine Zuhörer; er will ihnen treu die Erzählung wiedergeben, die er übernimmt, und ihnen Ereignisse vor Augen bringen, die in ihm keine Gemüthsbewegung mehr hervorbringen. Im Drama tritt er gänzlich aus sich heraus, um sich abwechselnd in die fremden Personen zu verwandeln, die er eine nach der andern bildet; in der Idylle kann er wohl seine Gedanken ausdrücken, aber nicht mehr auf seine Art; er paßt sie einer conventionellen Natur, einer durchaus idealen Lebensweise an. Aber der lyrische Dichter will kein anderer sein, als er

selbst; er drückt in seinem eignen Namen seine eignen Empfindungen aus, er singt, weil er bewegt, weil er begeistert ist. Die Poesie, die an andre gerichtet, die zu überzeugen bestimmt ist, borgt ihren Schmuck von der Beredsamkeit; die Poesie, die nur eine Ergießung des Herzens, ein Genuß des Gefühls ist, das sich in sich selbst sammelt, muß sich durch den Wohlklang verschönern. Das gewöhnliche Maaß des Verses reicht nicht hin, um die Seele zu befriedigen, die ihren Gefühlen einen Aufschwung geben und sich sodann selbst an ihrer Betrachtung erfreuen will; die Verse müssen von der Musik oder von der Regelmäßigkeit der Strophen begleitet sein, welches die der Sprache natürliche Harmonie ist. Verse, die einander folgten, ohne durch die Stelle, die sie einnehmen, musikalisch an einander gereiht zu sein, würden nicht poetisch genug erscheinen, um die Gemüthsstimmung desjenigen wiederzugeben, der singen will; er sucht nach neuen Regeln in seinem Gehör, deren Beobachtung das musikalische Wohlgefallen vollständiger macht.

Die Ode, wie die Alten sie schufen, wie mehrere deutsche, italienische, spanische, portugiesische Dichter sie neu gestalteten, ist das vollkommenste Muster der lyrischen Gattung; die Franzosen haben ihre Form beibehalten; ihre Strophe ist recht musikalisch; die unbestimmte Länge des Gedichts und die Regelmäßigkeit jedes Couplets erlauben recht wohl diese Mischung von Freiheit und Zwang, welche der Ausdruck der Gemüthsbewegungen verlangt. Der kurze französische Vers, welcher, ohne daß man daran denkt, immer aus kurzen und langen Sylben in harmonischer Ordnung besteht, und dem gemäß scandirt wird, macht auf das Gehör, wenigstens wenn er von guten Dichtern behandelt wird, einen recht melodischen Eindruck; aber die Inspiration fehlt hier. Statt ihrer Empfindungen haben die französischen Dichter ihre Reflexionen gesungen, und die Philosophie hat sich derjenigen Versgattung bemächtigt, welche sie am wenigsten zulassen zu sollen schien.

Die Italiener sind der wahren lyrischen Gattung eben so wenig treu geblieben; aber sie haben sich doch minder von ihr entfernt. Es ist seltsam, daß Petrarca, recht eigentlich genährt durch die Lectüre der Alten und ganz voll von den Dichtern Roms, nicht versucht hat, der italienischen Sprache Oden zu geben: die Muster vernachlässigend, welche Horaz hinterlassen hatte, und deren ganzen Werth er doch fühlte, hat er alle seine lyrischen Eingebungen in zwei ganz anders beengte, ganz anders beschränkte Versmaaße, in das Sonett das er von den Sicilianern, und die Canzone, die er von den Provençalen nahm, gefügt. Diese beiden Formen des Versbaues, denen er die Weihe gegeben, und die bis auf unsere Tage die gebräuchlichsten in Italien geblieben sind, haben sein Genie selbst ihren Fesseln unterworfen, und seiner Begeisterung einen Theil ihrer Natürlichkeit geraubt. Das Sonett zumal scheint auf die ganze italienische Dichtkunst einen verderblichen Einfluß gehabt zu haben. Die lyrische Begeisterung soll in ihrer Form, nicht aber in ihrem Umfange begränzt sein, während dieses Bette des Procustes, wie ein Italiener es sinnreich genannt hat, alle Gedanken auf einerlei Länge, auf die Länge von vierzehn Versen, zurückführt; ist der Gedanke zu kurz, so muß man ihn grausam zerren, um ihn bis zu diesem allgemeinen Maaße auszudehnen; ist er zu lang, so muß man ihn unbarmherzig verstümmeln, um ihn hineinzuzwängen. Vornemlich muß man immer durch glänzende Verzierungen die Kürze eines so kleinen Gedichts heben; und da glühende und leidenschaftliche Regungen in einem längeren Stücke vorbereitet und entwikkelt sein wollen, so sind sinnreiche Gedanken in dieser ihrem Wesen nach lyrischen Versart an die Stelle des Gefühls getreten; und Witz, oft nur der Schein des Witzes hat den ganzen Schmuck derselben ausmachen müssen.

Man weiß, daß das Sonett aus zwei Quadrains und zwei Terzetts besteht, und daß dieses kleine Gedicht, gewöhnlich auf vier Reime beschränkt, nie deren mehr als fünf ver-

stattet. Die Kenner finden anmuthigen Wohllaut in seinen regelmäßigen Abschnitten, in seinen beiden Quadrains, die mit wiederkehrenden Reimen den Gegenstand auseinander setzen und die Rührung vorbereiten; in seinen beiden Terzetts, die, vermöge ihrer schnellern Bewegung, der erregten Erwartung entsprechen, das Bild vollenden und der poetischen Rührung ein Genüge thun. Das seinem Wesen nach musikalische, seinem Wesen nach auf die Harmonie der Töne, woher es den Namen hat, gegründete Sonett, wirkt auf die Seele weit mehr durch die Worte als durch den Gedanken; der Reichthum, die Fülle der Reime macht einen Theil seiner Anmuth aus; die Rückkehr derselben Reime macht einen um so stärkern Eindruck, je mehr sie wiederholt und vollständig ist, und man wundert sich, gerührt zu sein, ohne fast sagen zu können, was zu dieser Rührung beigetragen hat.

Die Nothwendigkeit, viele Worte zu finden, die mit einander reimen, ist in andern Sprachen ein viel größerer Zwang als im Italienischen, wo fast alle Sylben einfach und aus wenig Buchstaben gebildet sind, so daß die Worte eine sehr große Anzahl von gleichen Ausgängen darbieten. Aber die unveränderliche Regelmäßigkeit in der Länge des Sonetts und in seiner Abtheilung hat eine unaussprechliche Eintönigkeit in alle diese Producte gebracht. Das Sonett selbst wird mit einigen glänzenden Bildern ausgefüllt; der letzte Vers führt ein Epigramm oder irgend einen unerwarteten Ausspruch oder auch irgend einen glänzenden Gegensatz von Worten herbei, der für einen Augenblick überrascht. Den Sonetten vielleicht verdanken die Italiener ihre Concetti, das heißt die mehr an den Worten als an der Sache haftenden Spiele des Witzes, und Petrarca hat ihnen darin vor andern das Beispiel gegeben.

Andrer Seits war die Kürze dieser Gedichte ohne Zweifel ein Grund, daß jedes von ihnen sorgfältiger gebildet war. Bei einem langen Werke haben manche Stücke, die eine nothwendige Verbindung unter bedeutenden Theilen bilden, an

und für sich wenig Interesse. Der Dichter hat sie nur mit Zerstreuung behandelt; er hat gewissermaßen auf die Zerstreuung der Leser gerechnet, und diese Nachsicht ist oft der Sprache und Poesie schädlich; aber Petrarca schickte nicht vierzehn von allen abgesonderte Verse, die sich durch sich selbst ihren Ruhm erwerben sollten, in die Welt, ohne sie so viel ihm möglich ausgefeilt und seiner würdig gefunden zu haben. Auch machte die italienische Sprache von Dante bis Petrarca unendliche Fortschritte; sie unterwarf sich weit bestimmtern Regeln; eine Menge Wörter, deren Klang barbarisch war, wurde verworfen; die edeln Ausdrücke wurden von den gemeinern gesondert, und die letztern unwiderruflich von den Versen ausgeschlossen; die Poesie wurde zu gleicher Zeit melodischer und eleganter; sie gefiel dem Geschmack und dem Gehör mehr; aber sie verlor, wenigstens ist dies das Gefühl, das sie mir einflößt, den Ausdruck der Wahrheit.

Petrarca selbst, der alle seine Hoffnungen auf Ruhm auf seine lateinischen Gedichte setzte, machte wenig aus seinen italienischen Versen; und das erste Sonett, das man in seinem Canzoniere findet, ist nicht nur bescheiden, es drückt ein gar sonderbares Gefühl von Schaam vor dem aus, was ihn berühmt gemacht hat.

Ihr, die ihr hört in manch zerstreuter Zeile
Der Seufzer Ton, die mir das Herz genähret,
So lang der erste Jugendwahn gewähret,
Da ich ein andrer war wie jetzt zum Theile,

Von jedem, der erprobt der Liebe Pfeile,
Hoff' ich, wenn ihm manch wechselnd Blatt erkläret,
Wie eitles Leid und Hoffen mich verzehret,
Wird nicht Verzeihn bloß, Mitleid mir zu Theile.

Wohl seh' ich jetzt, wie ich zu lange Zeiten
Der Menschen Fabel war, und muß entbrennen
Vor Schaam, wenn ich mich mahn' an mein Versäumen:

Und Schaam ist nun die Frucht der Eitelkeiten,

Und büßendes Bereun, und klar Erkennen,
Daß, was der Welt gefällt, ein kurzes Träumen *).

Man sieht leicht, daß dieses Sonett geschrieben wurde, als Petrarca, dem Alter sich nähernd und von Gewissensbissen und religiösen Schrecken ergriffen, sich einen Vorwurf aus der Leidenschaft machte, die so großen Einfluß auf sein Leben gehabt hatte, die er mit einer unerschütterlichen Standhaftigkeit einundzwanzig Jahre lang genährt, und deren Andenken in seinem Herzen noch lange Jahre als heilig fortgedauert hatte, nachdem er den Gegenstand derselben verloren. Diese Gewissensbisse waren wenig verständig; nie war eine Flamme reiner als diejenige, von der Petrarca für Laura brannte. Er ist der einzige unter den erotischen Dichtern, den man nie seine Hoffnungen oder Begierden zu etwas den Pflichten einer verheiratheten Frau Widersprechendem erheben sieht. Laura war schon Gattin, als er sie zum erstenmale, am 6. April 1327, in der Kirche von Avignon sah. Sie war die Tochter des Audibert de Noves, und die Ge-

*) Die Uebersetzung ist nur für die, welche das Italienische nicht verstehn; wer den Petrarca in seiner Sprache lesen kann, darf ihn in keiner andern lesen.

Voi ch'ascoltate in rime sparse il suono
Di quei sospiri, ond' io nodriva il core
In sul mio primo giovenile errore,
Quand' era in parte altr' huom da quel ch'io sono,

Del vario stile in ch'io piango e ragiono,
Fra le vane speranze e'l van dolore,
Ove sia chi per prova intenda amore,
Spero trovar pietà non che perdono.

Ma ben veggi' hor, si come al popol tutto
Favola fui gran tempo: onde sovente
Di me medesmo meco mi vergogno.

E del mio vaneggiar vergogna è'l frutto
E'l pentirsi, e'l conoscer chiaramente,
Che quanto piace al mondo è breve sogno.

malin des Hugues de Sade, beide von Avignon; sie hatte elf Kinder gehabt, als sie am 6. April 1348 an der Pest starb. Petrarca hat in mehr als dreihundert Sonetten alle noch so kleine Umstände dieser Liebe, die ihm zu Theil gewordnen köstlichsten Gunstbezeigungen besungen, welche nach einer funfzehn- oder zwanzigjährigen Verbindung aufs allerhöchste ein Wort der Freundschaft, ein minder strenger Blick, ein Augenblick des Bedauerns oder der Rührung waren, wenn er sich entfernte; eine Blässe, die auf ihrem Gesicht erschien, als sie sich auf dem Punkt glaubte, den treusten Freund zu verlieren: aber diese Zeichen einer so reinen und so zurückhaltenden Zuneigung, die er mit so viel Leiden erkauft hatte, wurden stets durch Laurens Härte unterdrückt, welche, so sehr sie ihn sich auch erhalten wollte, ihm doch nicht die geringste Aufmunterung in seiner Liebe gab. Nie zeigte sie sich ihm anders als in der Kirche, in den glänzenden Versammlungen am Hofe des Papstes, oder auf dem Lande, umgeben von Damen, ihren Freundinnen, in deren Mitte Petrarca sie stets als eine Königin schildert. Sie herrschte über alle durch die Zierlichkeit ihres Wuchses und den Glanz ihrer Schönheit. Es scheint nicht, daß er in zwanzig Jahren der zärtlichsten Liebe ein einzigesmal sie habe ohne Zeugen sprechen können. Ein Gespräch unter vier Augen wäre eine Gunst gewesen, welche Tausende von Versen gepriesen haben würden; und er, der vier Sonette auf das unaussprechliche Heil verfertigt hat, das ihm zu Theil wurde, ihren Handschuh aufzuheben *), würde uns über ein für ihn so glückliches Ereigniß nicht unbelehrt gelassen haben. Kein Dichter in irgend einer Sprache ist in einem vollkommnern Grade keusch, ist erhabner über jeden Tadel in Ansehung der Redlichkeit und Moralität; und dieses Verdienst, wofür man ohne Zweifel dem Petrarca und der Laura auf gleiche Weise Dank wissen muß, ist um so be-

*) Die Sonette 166 bis 169.

merkenswerther, als die Muster, denen Petrarca folgte, weit entfernt gewesen waren, sich dahin zu erheben. Die Verse der Troubadouren und Trouveren waren gleich zügellos; der Hof von Avignon, wo Laura lebte, diesem abendländischen Babylon, wie Patrarca es unaufhörlich nennt, war ungeheuer verderbt; die Päpste selbst, und vornemlich Clemens V. und Clemens VI., hatten daselbst das Beispiel schlechter Sitten gegeben: auch Petrarca war in seinen Verhältnissen zu andern Frauen nicht so zurückhaltend; aber er hatte für Laura eine fromme, enthusiastische Liebe, eine Liebe, wie die Mystiker sie für die Gottheit fassen, wie Plato sie als das Band schöner Seelen angenommen und wie nach Petrarca es der literarischen Mode Vergnügen gemacht hat, sie darzustellen, als man sie am wenigsten empfand.

Um die Anmuth in den Sonetten Petrarca's fühlbar zu machen, müßte man, wie Ginguené so schön gethan hat, die Geschichte seiner Liebe schreiben, und indem man die Gemüthsbewegungen, die er fühlte, erneuerte, bei jedem interessanten Umstande das Sonett anführen, welches der Ausdruck seiner Empfindung war. Aber ich selbst müßte diese Poesien weit schmackhafter finden, und die Anmuth, die alle Völker zu allen Zeiten bezaubert hat, fühlen; eine Anmuth, die mir, wie ich gestehen muß, fremd geblieben ist. Ich hätte verlangt, um die Liebe Petrarca's zu begreifen und Antheil daran zu nehmen, daß die beiden Liebenden sich ein wenig verstanden, daß sie sich genauer gekannt hätten, und daß dadurch auch wir sie besser kennen lernten; ich hätte einigen Eindruck auf das Herz dieser so lange verehrten Geliebten durchscheinen, ihre Gefühle wie ihren Geist sich entfalten, und das Vertrauen, die Reinheit der Freundschaft, die Stelle einer zärtlichern Gluth, welcher die Tugend widerstritt, einnehmen zu sehn gewünscht. Es ermüdet mich, den Schleier stets nicht nur über das Gesicht, sondern auch über den Geist und das Herz dieser Frau gezogen zu sehn, die ewig in stets einander ähnlichen Versen gefeiert wird.

Hätte der Dichter sie mir näher gezeigt, so würde er sich minder in Uebertreibungen verloren haben, denen meine Einbildungskraft nicht folgen kann. Ich wollte lieber, daß der Gedanke, das Gefühl, die Leidenschaft mich an Laura erinnerten, als das ewige Wortspiel mit lauro (der Lorbeer) und l'aura (die Luft, der Morgenhauch). Besonders kehrt das erstere unaufhörlich wieder, nicht allein in den Poesien, sondern in dem ganzen Leben Petrarca's; man kann nicht sagen, ob es Laura oder der Lorbeer sei, worein er verliebt ist, so sehr ergreift ihn der letztere jedesmal, wo er ihn findet, mit solcher Gemüthsbewegung spricht er von ihm, so viel Verse widmet er seiner Verherrlichung. Nicht minder ermüdet mich dieses personifizirte Herz, an welches sich Petrarca unablässig wendet, welches spricht, antwortet, mit ihm disputirt, auf den Lippen und in den Augen schwebt, fern von ihm; es ist stets abwesend, aber ich wollte, daß man während seines Exils einmal aufhörte, von ihm zu sprechen. Es folgt aus diesen Wortspielen, aus diesen beständigen Personificationen von Wesen, die nichts Persönliches haben, daß, wenigstens in meinen Augen, Petrarca weit weniger Dichter ist als Dante, weil er weit weniger Mahler ist. Es giebt kaum eins unter seinen Sonetten, dessen hervorstechende Idee nicht der Mahlerei widerstrebte und daher der Einbildungskraft nicht entginge. Die Poesie ist eine glückliche Vereinigung der beiden schönsten Künste; sie ist Musik durch die Töne und Mahlerei durch die Bilder; aber diese beiden Gegenstände, die sie im Auge hat, mit einander verwechseln, heißt sich auf gleiche Weise verirren, man mag nun ein Tonverhältniß durch ein Bild, wie wenn man den Lorbeer statt Laura setzt, oder ein Bild durch Töne wiedergeben wollen, wenn man, auf den Wohlklang der Verse verzichtend, sie mit Tönen füllt, die dem Gegenstande, welchen man mahlen will, widerstreiten, und die Schlangen, von denen man spricht, pfeifen läßt.

Indem ich jedoch, so viel an mir ist, ein Vorurtheil

gegen Petrarca auf die Seite setze, über welches ich erröthe, da es mit dem allgemeinen Geschmack im Widerspruch ist, will ich einige von seinen Sonetten übersetzt liefern, nicht um sie zu critisiren, sondern um diejenigen vorzubereiten, sie italienisch zu verstehn, die diese Sprache nur unvollkommen kennen; damit sie sie ohne Mühe lesen, und mit dieser schönen Harmonie der Töne das Verständniß des Inhalts verbinden, endlich, damit sie ein eignes Urtheil über die Meisterwerke eines der berühmtesten Männer der neuern Zeiten erlangen mögen.

Der grau' und weiße Alte läßt die Schranken
Des süßen Orts, der immer ihn umgeben,
Und die Familie, die in Noth muß schweben,
Da sie den theuern Vater sieht erkranken.
Dann schleppt er den bejahrten Leib mit Schwanken
Die letzten Tagereisen durch im Leben;
Hilft sich, so viel er kann, mit will'gem Streben,
Von Jahren mürbe, wenn die Tritt' ihm wanken.
Und kommt nach Rom, befolgend das Verlangen,
Deß Abbild zu betrachten, den er droben
Einst noch zu sehn hofft in des Heils Gefilde.
So, Herrin, bin ich Armer wohl gegangen,
An Andern suchend, so viel möglich, Proben
Von dem begehrten wahren eurem Bilde. *)

* * *

*) Movesi'l vecchiarel canuto e bianco
Dal dolce loco, ov' ha sua età fornita,
E dalla famigliuola sbigottita,
Che vede il caro padre venir manco.
Indi traendo poi l' antico fianco
Per l' estreme giornate di sua vita,
Quanto più può, col buon voler s'aita,
Rotto dagli anni e dal cammino stanco.
E viene a Roma seguendo'l disio,
Per mirar la sembianza di colui,
Ch' ancor lassù nel ciel vedere spera.
Così lasso talor vo cercand' io,
Donna, quand' è possibile in altrui
La desiata vosta forma vera.

Es giebt Geschöpfe, welche nicht erblinden,
Obwohl sie stolz der Sonne schaun entgegen,
Andre, die Abends nur hervor sich regen,
Weil schmerzlich sie das starke Licht empfinden.
Als müsse Lust sich mit dem Glanz verbinden,
Lockt andre noch das Feu'r, bis sie verwegen
Der andern Kraft, der, welche brennt, erlegen;
Ich leider muß in dieser Schaar mich finden.
Denn dieser Fraun Lichthelle zu bestehen,
Bin ich nicht stark; und mir zum Schutze taugen
Nicht düstre Winkel oder späte Stunden.
So führt mit thränenvollen kranken Augen
Mich mein Verhängniß immer, sie zu sehen,
Und ich weiß wohl, ich suche meine Wunden. *)

Das neunundsechzigste Sonett wurde geschrieben, als die Zeit Laurens Schönheit schon zu zerstören anfing und man sich über die Beständigkeit Petrarca's für eine Frau wunderte, welche nicht mehr diejenigen entzückte, die sie sahen.

Die goldnen Haare mit der Luft sich schwangen,
Die sie in tausend süße Schlingen legte,
Und ohne Maaß das holde Licht sich regte
Der Augen, die zu geizen angefangen.

---

*) Son animali al mondo di sì altera
Vista, che'ncontr' al sol pur si difende:
Altri, però che' l gran lume gli offende,
Non escon fuor, se non verso la sera.
Ed altri col disio folle, che spera
Gioir forse nel foco, perchè splende,
Provan l' altra virtù, quella che 'ncende;
Lasso il mio loco è 'n questa ultima schiera.
Ch'i non son forte ad aspettar la luce
Di questa donna, e non so fare schermi
Di luoghi tenebrosi o d'hore tarde.
Però con gli occhi lagrimosi e 'nfermi
Mio destino a vederla mi conduce;
E so ben ch' io vo dietro a quel che m'arde.

Es dünkte mich, als ob in ihren Wangen
Des Mitleids Farbe leise sich bewegte:
Ich, der im Busen Liebesfunder hegte,
Was Wunder, wenn ich plötzlich Feu'r gefangen?
Ihr Wandeln war nicht aus dem ird'schen Reiche,
Nein, Engels-Art; und ihrer Worte Wonne
Scholl anders, wie von eines Menschen Munde.
Ein Geist des Himmels und lebendge Sonne
War, was ich sah; und wär's nicht mehr das gleiche:
Kein abgespannter Bogen heilt die Wunde. *)

In den zweiten Theil der Gedichte Petrarca's hat man diejenigen gesetzt, die er nach Laurens Tode schrieb. Wir haben gesagt, daß sie 1348 in einem Alter von einundvierzig Jahren starb, nachdem sie einundzwanzig Jahre der Gegenstand von Petrarca's Liebe gewesen. Er war damals zu Verona; einige von den Gedichten, die er auf diesen Verlust schrieb, scheinen von einem echtern Gefühl beseelt und erregen in dem Leser eine lebhaftere Rührung; indeß findet man doch im Allgemeinen viel Verstand für einen so großen Schmerz.

Lieb', in der guten Zeit sonst mein Geselle
An diesen, unserm Sinn gewognen Bächen,

---

*) Erano i capei d' oro a l' aura sparsi,
Che'n mille dolci nodi gli avolgea:
E'l vago lume oltra misura ardea
Di quei begli occhi, ch'or ne son sì scarsi;
E'l viso di pietosi color farsi,
Non so se vero o falso, mi parea:
I' che l' esca amorosa al petto avea,
Qual maraviglia, se di subito arsi?
Non era l' andar suo cosa mortale,
Ma d' angelica forma, e le parole
Sonavan altro che pur voce humana.
Uno spirto céleste, un vivo sole
Fu quel ch'io vidi: e se non fosse or tale,
Piaga per allentar d'arco nou sana.

Wo, unsre alten Zwiste zu besprechen,
Du wandeltest mit mir und mit der Quelle!
Laub, Blumen, Schatten, Höhlen, Luft und Welle,
Thal-Klausen, hohe Hügel, sonn'ge Flächen,
Port, meine Liebesmühn zu unterbrechen
Und meines Glücks so viel' und schwere Fälle!
O flücht'ge Schaaren in dem Buschgeflüster!
O Nymphen! Ihr dann, die im moos'gen Grunde
Erziehn und weiden flüssige Krystallen!
Hell waren meine Tag' und sind nun düster
Wie Tod, der dieses schafft. In erster Stunde
Ist jeglichem sein Loos also gefallen. *)

* * *

Deß Duft und Farbe überwand die Zonen
Des Morgenlands, so hell und duftbegabend;
Frucht, Blüthe, Kraut und Laub; der unserm Abend
Verlieh der seltnen Trefflichkeiten Kronen:
Mein süßer Lorbeer, jeder Schönheit Thronen
Und jeder glühnden Tugend in sich habend,
Sah, sittsam sich in seinem Schatten labend,
Mit meinem Herrscher meine Göttin wohnen.
Auch ich dann baut' in dieser Segenspflanze
Heil'ger Gedanken Nest; in Frost und Glühen
War ich der Hochbeglückten dennoch einer.

---

*) Amor, che meco al buon tempo ti stavi
Fra queste rive a' pensier nostri amiche,
E per saldar le ragion nostre antiche,
Meco e col fiume ragionando andavi:
Fior, frondi, erbe, ombre, antri, onde, aure soavi,
Valli chiuse, alti colli e piagge apriche,
Porto dell' amorose mie fatiche,
Delle fortune mie tante e sì gravi:
O vaghi abitator de' verdi boschi,
O Ninfe; e voi che'l fresco erboso fondo
Del liquido cristallo alberga e pasce:
I miei dì fur sì chiari, or son sì foschi,
Come Morte, che'l fa. Così nel mondo
Sua ventura ha ciascun dal dì che nasce.

Die Welt war voll von ihrer Ehren Glanze,
Da nahm, zur Zier des Himmels zu erblühen,
Sie Gott zurück; und würdig war sie seiner. *)

Ich könnte leicht noch zahlreichere Citate anführen; sie würden diejenigen, die nicht italienisch verstehn, doch nicht mit der Natur und dem Geist der Sonette Petrarca's bekannt machen, und als Probe ist es an diesen genug. Die andre Form, die er seinen lyrischen Gedichten gegeben hat, ist die Form der Canzone, wobei man keineswegs an die Gattung denken darf, welche die Franzosen heutiges Tags mit dem davon abgeleiteten Namen Chanson belegen. Aber wir haben gesehn, daß bei den Troubadouren und Trouveren die Chansons wahre Oden in regelmäßigen aber weit längern Strophen als die Strophen der antiken Oden waren. Die durch Versmaaß und Reim zwiefach variirten Verse kreuzten und verschränkten sich nach einer harmonischen Regel, welche der Dichter in der ersten Strophe feststellt und die er nachher ängstlich genau in allen folgenden beobachtet. Die italienische Canzone weicht von der provençalen darin ab, daß sie nicht auf fünf Strophen und einen Abschied, (Schlußstrophe) beschränkt ist, und darin, daß die Italiener viel seltner

---

*) Quel che d' odore e di color vincea
L'odorifero e lucido Oriente,
Frutti, fiori, erbe e frondi, onde'l Ponente
D'ogni rara eccellenza il pregio avea,
Dolce mio Lauro, ov' abitar solea
Ogni bellezza, ogni virtute ardente
Vedeva alla sua ombra onestamente
Il mio Signor sedersi e la mia Dea.
Ancor io il nido di pensieri eletti
Posi in quell' alma pianta, e'n foco e 'n gielo
Tremando, ardendo assai felice fui.
Pieno era'l mondo de' suo' onor perfetti
Allor che Dio, per adornarne il cielo,
La si ritolse; e cosa era da lui.

von jenen ganz kurzen Versen Gebrauch gemacht haben, welche der Poesie der Provençalen zuweilen eine so lebendige Bewegung geben. Man findet bei Petrarca Canzonen, dessen Strophe zwanzig Verse hat. Ein so langer Perioden, dessen Harmonie dem Ohre vielleicht nicht fühlbar genug ist, hat den Canzonen einen besondern Charakter gegeben und die romantische Ode von der classischen unterschieden. Die neuern Dichter haben sich, statt der raschen und leidenschaftlichen Eingebung der Empfindung zu folgen, mehr auf einen und denselben Gedanken hingekehrt, ich will nicht sagen, um ihre Strophe zu füllen, denn auf eine so mechanische Art arbeiten wahre Dichter nicht, sondern um mit ihr gleichen Schritt zu halten. Sie gaben der Betrachtung, die sich auf sich selbst zurückzieht, dem Verstande, der alles zergliedert, der Phantasie, die alles vor Augen stellt, mehr, aber sie büßten den Enthusiasmus ein. Die Uebersetzung einer Canzone des Petrarca würde nie mit der Uebersetzung einer Ode des Horaz verwechselt werden können; man ist genöthigt, sie beide unter die lyrische Gattung zu ordnen; aber man fühlt, wenn man sie vergleicht, daß diese Gattung von einander sehr entfernte Arten in sich faßt.

Es ist eben so wenig möglich, die Canzonen, wie die Sonette, in einer Uebersetzung zu erreichen. Dennoch halte ich mich für verpflichtet, eine Probe von der Dichtungsgattung hier mitzutheilen, die so viel zu dem Ruhme Petrarca's beigetragen hat; ich habe aber bei der Wahl weniger auf den Inhalt als auf die Kürze gesehn. Folgendes ist unter den Canzonen nach Laura's Tode die erste.

Was soll ich thun? Was, Amor, nun beginnen?
Wohl ist es Zeit zu sterben:
Schon länger blieb ich, als ich wollte, stehen.
Madonna starb, nahm mit mein Herz von hinnen;
Und will ich sie erwerben,
Muß ich verkürzen dieser Jahre Wehen;
Denn hier sie je zu sehen

Hoff' ich umsonst und Warten macht mir Leiden.
Seit alle meine Freuden
Durch ihren Tod in Thränen sich verkehret,
Mein Leben alles Reizende entbehret.
Amor, du fühlst, warum ich vor dir weine,
Welch übergroßes Unglück mich bekümmert.
Ich weiß, daß mein Verlust dir geht zu Herzen,
Vielmehr der unsre, denn an einem Steine
Ward unser Schiff zertrümmert,
Zu gleicher Zeit erloschen unsre Kerzen.
O wer vermag die Schmerzen,
Die mich erfüllt, in Worten vorzutragen!
Fühllose Welt, zu klagen
Mit mir, bewegen dich nun eigne Wunden:
Das Gute in dir ist mit ihr verschwunden.
Dein Ruhm ist hin; du kannst es nicht begreifen.
So lang sie dich beglückte,
Warst du nicht werth zu sehn, was sie gewesen,
Noch daß dich ihre heil'gen Füße streifen;
Denn diese Schönheit schmückte
Den Himmel würdig nur mit ihrem Wesen.
Ach, seit sie da erlesen,
Kann ich nicht mich, noch dieses Leben tragen,
Und rufe sie mit Klagen.
Das blieb mir übrig von so vielem Glücke,
Das einzig hält hienieden mich zurücke.
Weh, Asche sind die Augen worden, diese,
Die uns noch ein Vertrauen
Zum Himmel und zur Tugend hier gegeben:
Ihr Unsichtbares ist im Paradiese
Der Hülle bloß zu schauen,
Die wir die Schönheit neidisch sahn umweben
Bis sie sie neu umgeben
Zum andernmal wird und dann niemals schwinden.
Da werden wir sie finden
Um so viel schöner, herrlicher erblühen,
Als ew'ge Schönheit ird'scher vorzuziehen.
Wie sie an ihres Anblicks würd'gem Sitze
Erscheint, seh' ich sie heute,
Schöner als je und heller noch im Blicke.
Dies Schaun ist meines Lebens eine Stütze,
Ihr Name ist die zweite,

Der wiederhallend schafft des Herzens Glücke;
Doch denk' ich dann zurücke,
Daß doch nun todt ist mein lebend'ges Hoffen,
Gerad' im Blühn getroffen:
Amor hat schon mein ganzes Sein erfahren,
Sie seh' er auch, die jetzt so nah dem Wahren.
Die ihr die Schönheit sahet, o ihr Frauen,
Ihr engelgleiches Leben,
Hienieden schon mit himmlischen Geberden,
Auf mich mögt ihr mit Schmerz und Mitleid schauen,
Auf sie nicht, die sich eben
Zum Frieden hob, da ich gekämpft auf Erden.
Wenn lang versperret werden
Die Wege mir, die ihr gebahnt entgegen,
So kann mich nur vermögen
Die Rede Amors, nicht das Band zu brechen;
Ich höre so in meinem Innern sprechen:
„O bändige den Schmerz, der mich entzündet;
Denn ungezähmter Wille
Kann wohl den Himmel, den du suchst, verscherzen,
Wo sie, die todt scheint, lebend sich befindet,
Und ihrer schönen Hülle
Nun lächelt, dich allein bewahrt im Herzen,
Und bittet, bei den Schmerzen
Auch ihren Ruhm, den du gesucht zu heben,
Nicht gänzlich aufzugeben,
Vielmehr mit hell'rer Stimme ihm zu dienen,
Wenn ihre Augen je dir hold erschienen."
Was grün und heiter, fliehe,
Canzone, fern von Lachen und Gesängen
Sollst du an Thränen hängen.
Laß dich nicht sehen unterm Volk der Freude,
Trostlose Wittwe du im schwarzen Kleide! *)

---

*) Der Anfang des Originals möge hier Platz finden:

Che debb' io far? che mi consigli, Amore?
Tempo è ben di morire,
Ed ho tardato più ch' i' non vorrei.
Madonna è morta, ed ha seco'l mio core,
E vedendol seguire,
Interromper convien quest' anni rei:

Wir wollen uns weniger über die allegorischen Gedichte verbreiten, welche Petrarca Triumphe genannt hat; nicht, daß man darin nicht viel Phantasie und jene Kunst der Schilderung fände, durch welche der Dichter die Gegenstände dem Leser vor Augen stellt; aber in diesen Werken hat Petrarca offenbar den Dante zum Muster genommen: es ist dasselbe Versmaaß, dieselbe Eintheilung in Gesänge oder Kapitel, welche hundert und funfzig Verse nicht übersteigen; es sind auch immer Visionen, in welchen der Dichter halb Zuschauer, halb handelnde Person ist. Er befindet sich nach und nach bei dem Triumph der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Ruhms, der Zeit und der Gottheit gegenwärtig. Aber die große, in einem langen Gedichte durchgeführte Vision des Dante wird fast zu einer zweiten Natur; man findet hier eine Handlung; man nimmt Theil an den Personen und vergißt die Allegorie; Petrarca hingegen läßt nie seinen Zweck, seine Moral, die er predigen will, vergessen; man sieht immer nur zwei Dinge: die für den Leser bestimmte Lehre und die Eitelkeit des Dichters, und man fühlt sich gleich ungeneigt, diese Lehre zu benutzen und dieser Eitelkeit zu schmeicheln.

Die lateinischen Schriften, an welche Petrarca seinen Ruhm zu knüpfen glaubte, und welche zwölf oder funfzehnmal voluminöser sind als seine italienischen Schriften, werden heutiges Tags nur von den Gelehrten gelesen. Ein langes Gedicht, Africa betitelt, das er von den Siegen des ältern Scipio verfaßt hatte und! das von seinem Zeitalter als ein Meisterwerk erwartet wurde, würdig der Aneide gleichgestellt zu werden, ist für das Ohr ermüdend, schwül-

---

Perchè mai veder lei
Di qua non spero; e l' aspettar m'è noja.
Poscia ch' ogni mia gioja
Per lo suo dipartire in pianto è volto,
Ogni dolcezza di mia vita è tolta.

stig in der Schreibart, leer an Interesse, und so langweilig, daß es nicht gelesen werden kann. Zahlreiche Episteln in Versen, welche fast immer auf die öffentlichen Begebenheiten seiner Zeit Bezug haben, erhalten einiges Interesse durch die Umstände, statt es ihnen zu geben. Aber die Nachahmung der Alten, die Treue der Nachbildung, die in den Augen Petrarca's selbst ihr Hauptverdienst ausmachte, raubt ihnen für uns allen Ausdruck der Wahrheit; die Schmähungen gegen die Barbaren, welche Italien unterjochten, sind zu gleicher Zeit so frostig und so schwülstig, sie sind so ohne alle der Zeit oder dem Ort eigenthümliche Farbe, daß man glauben möchte, sie seien von einem Rhetor geschrieben, der nie Italien gesehn, und daß man sie mit denjenigen verwechseln möchte, die eine poetische Entrüstung demselben Petrarca gegen die Gallier, welche das Capitol belagerten, eingab. Die philosophischen Bücher, unter welchen man eins über die Einsamkeit, eins über die Mäßigung in beiderlei Glück auszeichnet, sind nicht minder schwülstig. Die Empfindungen haben keine Wahrheit oder Tiefe; es ist eine Ausarbeitung über einen gegebnen Gegenstand; die Sache ist im Wesentlichen schon entschieden und nie untersucht der Verfasser die Gründe, um redlich die Wahrheit aufzufinden, sondern um mit Gewandtheit alle Schwierigkeiten zu lösen und alles zu dem Plan hinzuführen, den er gefaßt hat. Die Briefe endlich, deren man eine starke Sammlung herausgegeben hat, die dennoch nicht vollständig ist, sind gelesener als alles übrige, weil sie uns über eine Zeit aufklären, welche wohl verdient, gekannt zu werden; aber man muß darin weder die Vertraulichkeit der innigen Freundschaft, noch die Hingebung eines liebenswürdigen Charakters suchen; alles ist abgezirkelt, alles ist studirt, alles ist für die Wirkung

vorbereitet, und zuweilen wird auch diese Wirkung verfehlt. Ein Italiener würde an seine Freunde keine lateinischen Briefe geschrieben haben, wenn er sie bloß von den Geheimnissen seines Herzens hätte unterhalten wollen; aber die Briefe Cicero's waren lateinisch, und Petrarca wollte, daß die seinigen mit ihnen verglichen werden könnten. Er denkt stets mehr an das Publicum, das den Brief lesen wird, als an den, für den er geschrieben ist; und wirklich war dieses Publicum oft lange vor dem Freunde Petrarca's in Besitz desselben. Der Ueberbringer eines schönen Briefs wußte, daß er der Eitelkeit des Verfassers schmeicheln würde, wenn er ihn bekannt mache; er las ihn öffentlich vor; er gab Abschriften davon, ehe er ihn an seine Behörde bestellte; und man sieht in diesem Briefwechsel selbst, daß mehrere Briefe wegen zu vieles Ruhms verloren gingen.

Ich weiß nicht, ob die hohe Rolle, welche Petrarca spielte, und die Achtung Europa's, deren er während seines langen Lebens genoß, für ihn oder für sein Zeitalter rühmlicher war. Wir haben die Fehler dieses großen Mannes, eine Spitzfindigkeit des Geistes, die ihn oft von dem Gefühl entfernte, um ihn zum schlechten Geschmack zu verleiten, und eine Eitelkeit, die ihn nur zu oft die Freundschaft grausamer und verächtlicher Fürsten annehmen ließ, sobald sie, ihm zu schmeicheln, sich herabließen, noch in einem andern Werke gesehn und gezeigt. Aber indem wir uns von ihm trennen, wollen wir nochmals unsre Blicke auf die großen Eigenschaften richten, die ihn zum ersten Manne seines Zeitalters machten: eine glühende Liebe für die Wissenschaft, der er sein Leben, seine Kräfte, alle seine Fähigkeiten widmete; ein rühmlicher Enthusiasmus für das, was es Großes und Edles bei den Alten gegeben in der Dichtkunst,

in der Beredsamkeit, in den Gesetzen und in den Sitten. Dieser Enthusiasmus ist der Stempel schöner Seelen; für sie wird der Held größer, je mehr sie ihn betrachten, während ein beschränkter und dürrer Geist die großen Männer zu sich herabzieht und seinem eignen Maaßstabe unterwirft. Petrarca fühlte diesen Enthusiasmus nicht nur für die Menschen, die sich hervorgethan haben, sondern auch für die Dinge, die an und für sich groß sind, für die Religion, für die Philosophie, für das Vaterland, für die Freiheit. Er war der Freund und Beschützer des unglücklichen Colas di Rienzo, dem die römische Republik in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihre Wiedergeburt und einige Monate der Wohlfahrt verdankte. Er fühlte den Werth der Künste wie der Poesie, und wirkte dahin, Rom den Schatz seiner alten Denkmäler wie seiner Handschriften kennen zu lehren. Er trug in die Liebe jenes fromme Gefühl über, mit welchem er allen Abbildern der Gottheit auf Erden eine andächtige Verehrung erwies; und er sah in der Frau, die er liebte, einen Bothen des Himmels, der ihm die Schönheit desselben offenbarte. Er machte seinen Zeitgenossen den ganzen Werth der Reinheit in dem Ausdruck einer Liebe fühlbar, die bei ihm so züchtig und fromm war; er gab seinen Landsleuten eine Sprache, würdig mit den Sprachen Griechenlands und Roms, deren Werth er sie kennen lehrte, zu wetteifern; er schmeidigte diese Sprache, er schmückte sie, gab ihr Regeln, machte sie geschickt alles auszudrücken, und veränderte gewissermaßen ihr Wesen. Endlich verbreitete er über sein Zeitalter einen Enthusiasmus für die antike Schönheit, eine Ehrfurcht für das Studium, die den Charakter desselben erneuten und den Charakter aller künftigen Zeiten bestimmten. Gewissermaßen im Namen des dank-

baren Europa's wurde Petrarca von Roms Senator am 8. April 1341 auf dem Capitol gekrönt; und dieser Triumph, der glorreichste, der noch je einem Menschen zuerkannt worden, war nicht unverhältnißmäßig zu dem Einfluß, den dieser große Dichter auf die nachfolgenden Geschlechter gehabt hat.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Erstes Kapitel. Einleitung; Verderbniß der lateinischen Sprache; Bildung der romanischen Sprachen. S. 1

Zweites Kapitel. Literatur der Araber. S. 29

Drittes Kapitel. Entstehung der provençalen Sprache und Dichtkunst; Einfluß der Araber auf das Talent und den Geschmack der Troubadouren. S. 58

Viertes Kapitel. Von dem Stande der Troubadouren und ihren Liebes- und Kriegsliedern. S. 88

Fünftes Kapitel. Von einigen berühmten Troubadouren. S. 119

Sechstes Kapitel. Krieg der Albigenser; letzte Dichter der provençalen Sprache in Languedoc und Catalonien. S. 151

Siebentes Kapitel. Von dem Wallonisch-romanischen oder der Sprache von Oïl. — Ritterromane. S. 190

Achtes Kapitel. Verschiedne Poesien der Trouveren; Allegorien, Mährchen, lyrische Gedichte, biblische Schauspiele, (mystères et moralités.) S. 223

Neuntes Kapitel. Italienische Sprache; Dante. S. 260

Zehntes Kapitel. Einfluß des Dante auf sein Zeitalter; Petrarca. S. 290

Elftes Kapitel. Boccaccio; italienische Literatur am Ende des vierzehnten und während des funfzehnten Jahrhunderts. S. 321

Zwölftes Kapitel. Poliziano, Pulci, Bojardo, Arioste. S. 351

Dreizehntes Kapitel. Alamanni, Bernardo Tasso, Trissino, Tasso. S. 388

Vierzehntes Kapitel. Fortsetzung des Tasso. S. 425

Funfzehntes Kapitel. Blüthe der Literatur im sechzehnten Jahrhundert. Trissino, Ruccellai, Sannazar, Berni, Machiavelli, P. Aretino u. s. w. S. 460

Sechzehntes Kapitel. Verfall der italienischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert (Seicentisti.) S. 506

Siebzehntes Kapitel. Achtzehntes Jahrhundert; Metastasio. S. 550

Achtzehntes Kapitel. Fortsetzung der italienischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Lustspiele, Goldoni. S. 587

Neunzehntes Kapitel. Fortsetzung des italienischen Lustspiels. Gozzi, Albergati, Avelloni, Federici, Gherardo de' Rossi, Giraud, Pindemonti. S. 607

Zwanzigstes Kapitel. Alfieri. S. 645

Einundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung von Alfieri und seiner Schule. S. 676

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Prosaiker, epische und lyrische Dichter Italiens im achtzehnten Jahrhundert. S. 715

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sismondi, Jean-Charles-Léonard Simonde <<de>>,

Die Litteratur des südlichen Europa's in zwei Bänden

Bd.: 1,1

Leipzig [u.a.] 1815
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.lit.205(1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093584-1